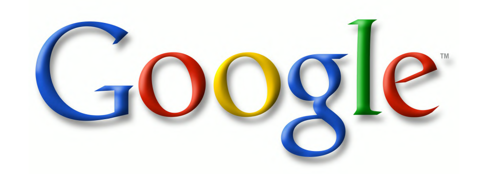
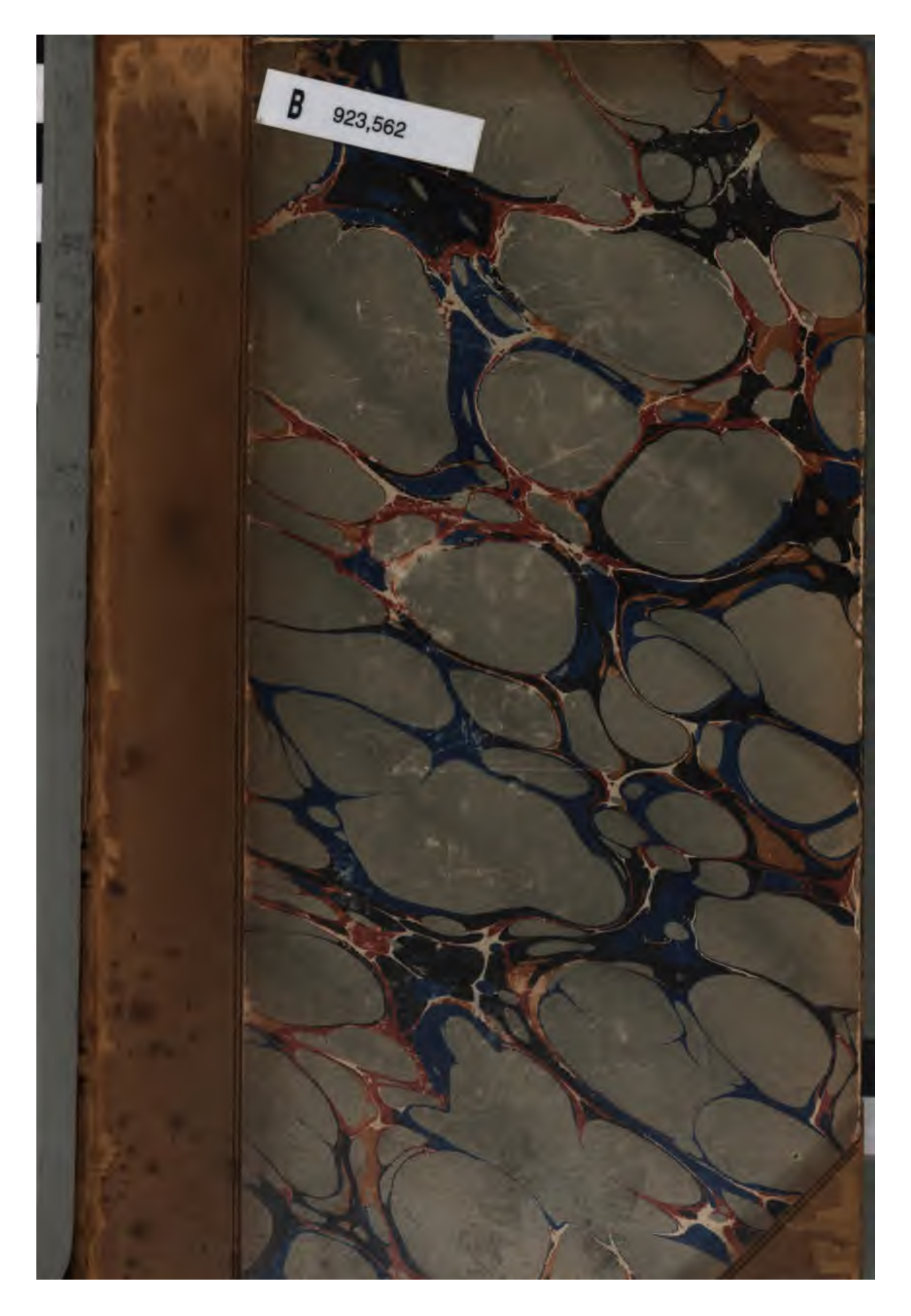
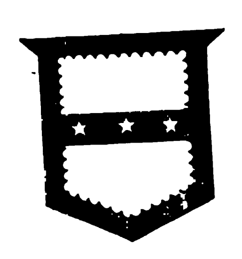






Mure of Caldwell



Neue

JAHRBÜCHER

für

Philologie und Paedagogik,

oder

Kritische Bibliothek

für das

Schul- und Unterrichtswesen.

In Verbindung mit einem Vereine von Gelehrten

herausgegeben

von

Dr. Gottfried Seebode,

M. Johann Christian Jahn

und

Prof. Reinhold Klotz.



EILFTER JAHRGANG.

Einunddreissigster Band. Zweites Heft.

Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1841.

Kritische Beurtheilungen.

Manners and Customs of the ancient Egyptians including their private life, government, laws, arts, manufactures, religion, and early history; derived from a comparison of the paitings, sculptures and monuments still existing, with the accounts of ancient authors. Illustrated by Drawings of these subjects. By *J. G. Wilkinson*, F. R. S. M. R. S. L. etc. author of „a General view of Egypt and topography of Thebes" etc. In three volumes. London: John Murray Albermarle Street. MDCCCXXXVII. Vol. I. XXXII und 406 S. Vol. II. XXXIV und 416 S. Vol. III. XXIV und 404 S. in gross Octav.

Es giebt nicht wohl ein Volk des Alterthums, das durch eine igene Literatur, die es hinterlassen, uns gar nicht und aus andeen Nachrichten anderer Nationen nur dürftig, aus seinen eigeien Kunstdenkmalen aber uns bis in die kleinsten Verhältnisse les Lebens, die häuslichen Zustände und Beschäftigungen so beannt wäre, als das ägyptische. Wenn über der älteren Gechichte, wie über der Religion des Landes der Pharaonen allerlings in Vielem noch ein dunkler Schleier ausgebreitet ist, den lie versuchte Entzifferung der Hieroglyphen schwerlich je völlig üften wird und kann, so liegt doch auf der anderen Seite durch lie genauere Untersuchung alles dessen, was aus dem Gebiete ler Architectur, Sculptur, Malerei uns noch erhalten ist, das anze Leben des Volkes entfaltet vor unsern Blicken und vermag ns so den allein sichern Maassstab zu geben zu richtiger Würdiung des Volkes selbst, insbesondere des Grades und der Stufe ntellectueller Cultur, zu welchem es sich erhoben hatte; indem ür einen solchen Zweck die Nachrichten der Griechen und Röer bald ungenügend, bald widersprechend sind. Es lässt sich liese nähere Kenntniss des alten Aegyptenlandes füglich mit dem nfang dieses Jahrhunderts und der nach Aegypten unternommeen, von einer gelehrten Commission begleiteten Expedition Boaparte's bekanntlich datiren; seit dieser Anstoss gegeben, und as grosse Werk, das die Resultate dieser Expedition von der

wissenschaftlichen Seite aus uns vorführen sollte, sowie es nach und nach erschien, von der Grösse und Bedeutung der ägyptischen Monumente uns einen vorher wenig geahneten Begriff gab, hat der Forschungsgeist der Gelehrten sich ganz besonders dem Lande der Pharaonen zugewendet, zahlreiche, auch wissenschaftliche Reisen sind dahin unternommen, ja selbst von Regierungen veranstaltet worden, zumal da die Politik des jetzigen Beherrschers des Landes die Fremden begünstigte und ihnen im Lande selbst Sicherheit und Ruhe gewährte. Die Früchte dieser Bemühungen liegen jetzt grossentheils vor uns, sie bilden bald einen eigenen Zweig der Literatur, der täglich reicher und umfassender zu werden verspricht. Hier nimmt nun das vorliegende, in Deutschland bis jetzt noch weniger, wie es scheint, bekannte Werk eine ausgezeichnete Stelle ein; denn es ist eigentlich eine Schilderung des alten Aegyptens und seiner Bewohner, entnommen aus den noch vorhandenen Kunstdenkmalen desselben, mit denen die schriftlichen Nachrichten der alten Schriftsteller zu einem Ganzen verbunden sind, das, durch die Hand eines gelehrten, durch langen Aufenthalt in Aegypten dazu befähigten Mannes ausgeführt, uns das ganze Leben der alten Aegyptier nach allen Seiten und Richtungen überschauen lässt und eben damit einen richtigen Begriff von demselben veranlassen kann. Auf diese Seite des Buches glaubt Ref. besondern Werth legen zu müssen, und darin setzt er auch das Hauptverdienst des gelehrten, eifrigen Verfassers, der durch die grosse Anzahl von Holzschnitten, die seinem Werke in allen drei Theilen beigefügt oder eingedruckt sind, Alles der Anschaulichkeit nahe gerückt und damit auch den Ungläubigen bewahrheitet hat.

Dass dieser Schilderung des Lebens und der Sitten auch eine geschichtliche Darstellung vorausgehen musste, fühlte der Verf. wohl, und darum hat er den grösseren Theil des ersten Bandes theils einer Untersuchung über Ursprung und erste Bevölkerung des Landes, theils einem geschichtlichen Ueberblick gewidmet, welcher, nach den Angaben der Alten in Verbindung und mit Benutzung dessen, was aus den Monumenten selbst sich ergiebt, die verschiedenen Schicksale des Landes, die verschiedenen Fürsten und Dynastien bis auf die Eroberung des Landes durch Alexander in der Kürze verfolgt. Erst mit Cap. III. wendet sich der Verf. dem Lande selbst zu. Dass eine Geschichte des alten Aegyptens nichts Leichtes und, soll sie durchaus befriedigend werden, bis jetzt noch etwas Unmögliches ist, wird Jeder, der nur einigermaassen mit dem Gegenstande sich beschäftigt und die grossen Lücken, die grossen Widersprüche und dgl. selbst erfahren hat, gern anerkennen und darum auch dem Verf. in dieser Beziehung die Entschuldigung und die Nachsicht zollen, um die er mit Grund p. V. bittet, zumal gegenüber den Forschungen anderer Gelehrten, die von den seinigen theilweise ganz abweichend sind.

Das erste Capitel, das mit dem frühesten Zustande Aegyptens ich beschäftigt, stellt den Satz voran, dass in den biblischen Urunden die älteste und zuverlässigste Quelle für die frühesten Zuände zu suchen sei, wesshalb auch auf sie der Verf. in seiner achfolgenden Untersuchung sich beziehe. In dieser nämlich verirft er die behauptete Abstammung der Bewohner des Nilthals on africanischer Race; die Aegyptier sind vielmehr asiatischer bkunft, vielleicht mit den Indern einstens aus einem und demelben Grundstock ausgegangen, der sich südwärts in zwei verchiedene Richtungen auszweigte. Dass Colonisation und Civiliation von Aethiopien aus das Nilthal herabgekommen, also die äter ägyptischer Wissenschaft aus dem Lande Kusch gekommen, ird verworfen als ein Widerspruch mit Factis und mit den Ercheinungen, welche auf dem Gebiete der Kunst uns entgegeneten und hier den vollen Beweis liefern, dass Aethiopien von egypten aus seine Kunst erhielt; dass aber die Civilisation von er Thebais aus nordwärts nach dem untern Aegypten sich vereitet, erscheint dem Verf. höchst wahrscheinlich, obwohl auserhalb der Grenzen der Geschichte liegend; aber die Meinung, ass die oberen Theile des Nilthals bereits bevölkert und civilisirt ewesen, als das Delta noch ein Sumpf war, wird als durchaus nwahrscheinlich bezeichnet. Ueberhaupt hat es mit der Vermuung, dass das Delta ein im Laufe der Zeit durch den Nil angehwemmtes, früher nicht vorhandenes Land gewesen, etwas igenes, zumal wenn es wahr ist, wie hier der Verf. S. 9 schreibt, ass die Ansetzung von Land durch den Nil, nach Norden hin ets abnehme, und während z. B. in Elephantine die Erhöhung des odens innerhalb *siebenzehnhundert* Jahren *neun* Fuss betrage, etrage sie zu Theben nur etwa *sieben* und nehme in gleichem rade immer ab nach der Nilmündung zu, was hinwiederum die othwendige Folge der grösseren Ausdehnung nach beiden Seiten in ist, welche die Ueberschwemmung, die aufwärts auf einen eringeren Raum beschränkt ist, nimmt. Um die Basis des von sirtasen I. zu Heliopolis, circa 1700 Jahre vor Chr. errichteten belisken hat sich der angeschwemmte Boden nur bis zu der öhe von *fünf* Fuss *zehn* Zoll erhoben! Wie viele tausend Jahre üssten demnach bis zur Bildung des Delta hingegangen sein, enn es blos aus angeschwemmtem Boden nach und nach entstann wäre, als bereits die oberen Strecken des Nils bewohnt und ebaut gewesen!

Die Schwierigkeit, über die älteste Geschichte des Landes twas mit Sicherheit auszumitteln, verhehlt sich der Verf. keiswegs; er gehört durchaus nicht zu denen, welche die Lücken er Geschichte und das Dunkel der Vorzeit durch Gebilde der genen Phantasie ausfüllen wollen; und so wagt er höchstens nur scheidene Vermuthungen, so lange als der historische Boden cht sicher steht. Dass ursprünglich ein Priesterregiment in Ae-

gypten gewesen, hält er wohl glaublich, ohne dass er jedoch die Zeit zu bestimmen wagt, wo an die Stelle desselben der erste König Menes getreten. Wenn er aber S. 17 den Herodot tadelt, dass er den Ausdruck *Πίρωμις* (II, 143.) missverstanden und darin seine völlige Unkunde der ägyptischen Sprache bewähre, da das Wort nichts weiter heisse, als der *Mann* (von *Pi* dem Artikel und *romi* der Mann); so stimmen wir wohl der letztern Erklärung, die wir auch bei Rosellini (Monum. storic. II. p. 55 ff.) und Saint Martin (Mém. de l'Academ. des Inscriptt. et des bell. lett. XII, 2. p. 72.) gefunden haben, völlig bei, ohne darum den Herodot, der *καλὸς κἀγαθός* übersetzt, darum so hart zu tadeln, da der Ausdruck nach dem, was auch Rosellini bemerkt, in bezeichnendem und ehrendem Sinne, ja selbst als eine Art von Titulatur, nach eigenen Namen gebraucht worden zu sein scheint. Noch ungerechter aber halten wir den allgemeinen Tadel, der nun gegen Herodotus, gegen den der Verf. überhaupt oft höchst ungünstig gestimmt ist, in folgenden Worten ausgesprochen wird: „In der That, die Belehrung des Herodotus war oftmals von sehr unvollkommener Art, beruhend bald auf einer übertriebenen Leichtgläubigkeit, von welcher die Aegyptier („the humorous Egyptians") bei einem Griechen sogleich Vortheil zu ziehen wussten, bald auf einem Mangel an Forschung, wie man dies bei seinem Bericht über die Quellen des Nils sehen kann." Als wenn wir jetzt viel mehr über die Nilquellen wüssten, als was Herodotus vor mehr als zweitausend Jahren!

Von *Manetho's* Werk, aus welchem die Listen der Könige hier mitgetheilt sind, glaubt der Verf., dass es auf authentischen Quellen beruhe; nur die grosse Zahl von Jahren, welche darnach von Menes bis auf die persische Invasion herauskommt — 4750 Jahre — erregt mit Recht Bedenklichkeiten, die es ihm überhaupt nicht räthlich machen, tiefer in diese ältere Geschichte einzugehen; eine Vermuthung stellt er jedoch hinsichtlich der sogenannten Hirtenkönige auf, die er aus Assyrien kommen und von dem niederen Aegypten Besitz ergreifen lässt, und zwar um die Zeit der Regierung der Semiramis, so dass also Aegypten, so gut wie Kleinasien, ein Glied der grossen assyrischen Weltmonarchie gebildet. Aber der Einwurf, dass die Assyrier ein ackerbauendes Volk waren, bereits vorgeschritten damals in allen Künsten der Civilisation, bringt ihn auf den Gedanken, dass es am Ende ein *Scythenstamm* gewesen, der in so früher Zeit eingebrochen. Vgl. p. 38 ff. und Introduct. p. VIII. Wir halten das Eine so wenig wahrscheinlich wie das Andere und finden in der ausdrücklichen Bemerkung des Verfassers, dass diese Könige durchaus keine Spuren auf den noch existirenden Monumenten hinterlassen, und dass sie durchaus nicht die Erbauer der Pyramiden seien, nur eine Bestätigung unseres Zweifels.

Das zweite Capitel ruht auf schon etwas sichrerem Boden; es

giebt die Geschichte der Beherrscher Aegyptens von Menes, dem ersten Könige an oder eigentlich von Osirtasen I., der 1740 vor Chr. den Thron bestieg, bis zur Eroberung Aegyptens durch Alexander den Grossen, und zwar theils nach den Nachrichten der Alten, theils nach den noch vorhandenen Baudenkmalen. Osirtasen gehört der sechszehnten Dynastie an; unter ihm kam Joseph (1706) ins Land, dem dann seine Brüder folgten. Mit Amasis, dem Führer der achtzehnten (thebanischen) Dynastie, und mit dieser Periode des Wechsels in der regierenden Familie beginnen nach dem Verf. die neuen Könige, welche Joseph nicht kannten; es beginnt der Druck, von dem die Juden unter der vorhergehenden memphitischen Dynastie Nichts erfahren hatten; zu schweren Arbeiten, zu Bauten, zu Dienstleistungen jeder Art wurde das gehasste Volk herbeigezogen; doch hält es der Verf. für sehr unwahrscheinlich (S. 51.), dass die aus rohen Backsteinen erbauten Pyramiden zu Memphis oder im Nomos von Arsinoe das Werk der Hebräer gewesen, die eben so wenig zu den Bauten bei Theben in Oberägypten verwendet worden. Die Geburt des Moses fällt (nach dem Verf. S. 51.) unter den König Amasis; die Flucht des Moses in das zweite Jahr des Thothmes I.; seine Rückkehr nach dem Tode dieses und des folgenden Königs; der Auszug der Juden aber in das vierte Jahr des Thothmes III. im Widerspruch mit einer, hier S. 76—81. entwickelten Meinung des Lord Prudhoe, welche dieses Ereigniss zweihundert Jahre später setzt unter Phthahmen, dem letzten König der achtzehnten Dynastie, der 1289 zu regieren begann. Auf Amunoph II. und Thothmes IV. folgen Amunoph III. und sein älterer Bruder *Amun Touoh*, der jedoch, dem jüngern Bruder das Reich überlassend, aus Aegypten sich zurückzog und der griechische *Danaus* sein soll (?). Weiter folgen aus derselben Dynastie: Rameses I., Osirei, *Rameses II.* (1355 v. Chr.), in welchem der Sesostris der Griechen in der Weise gefunden wird, dass der Sesostris, welchen Herodot und Manetho, der ihn in die zwölfte Dynastie setzt, angeben, ein älterer König Aegyptens gewesen, welcher berühmt durch seine Thaten als der Heros der früheren Geschichte erscheine, dass aber, als Rameses II. ihn durch seine Thaten übertroffen, des früheren Fürsten Thaten und Ruf auf den späteren übertragen worden, dessen Regierung überhaupt den Glanzpunkt und das Augusteische Zeitalter Aegyptens bilde, wo alle Künste den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht, und Aegyptens Heere bis tief in das Innere Asiens gedrungen. Der Verf. erwähnt im Allgemeinen der Kriegszüge, welche dieser grosse Herrscher Aegyptens unternommen; sie sind zum Theil dargestellt in den Sculpturen seines Palastes (des sogenannten Memnoniums), die uns zugleich von der Art und Weise der Kriegsführung einen Begriff zu geben im Stande sind. Da Herodot wie Diodor von einer Kriegsflotte des Sesostris auf dem rothen

Meere sprechen, so hält der Verf. einen Handelsverkehr mit Indien um diese Zeit für eben so wahrscheinlich als die Anlage des Verbindungskanals zwischen dem Nil und dem rothen Meere durch denselben König; die Richtung dieses Kanals, dessen erste Anlage Herodot dem Neco zuschreibt, lässt sich noch jetzt nach den davon vorhandenen Spuren verfolgen; und die daselbst gemachte Auffindung eines Denkmals mit Sculpturen und mit Namen von Rameses II. ist dem Verf. ein sicherer Beweis, dass wenigstens zur Zeit der Herrschaft dieses Königs der Kanal bereits existirt (S. 71 und S. 161). Ob ein solcher Beweis genügen kann, die vermuthete Anlage eines solchen Kanals in so früher Zeit zu rechtfertigen, wollen wir indessen unsern Lesern überlassen. Ref. hält sich noch immer lieber an das Zeugniss des Herodotus II, 158., der ausdrücklich und bestimmt dem Necho (617—601 v. Chr.) die erste Anlage dieses grossartigen Werkes zuschreibt. Ueberhaupt scheint die ganze Annahme des Verfassers sehr problematisch; und die von Rosellini unlängst aufgestellte Behauptung, dass der Sesostris der griechischen Schriftsteller in Rameses III. zu suchen sei, weit mehr Gründe für sich zu haben; s. dessen Darstellung in den Monumenti storici Tom. III. P. II. p. 62 ff. Dieser Rameses III. wird vom Verf. unter den Königen der neunzehnten Dynastie ausgezeichnet, als Eroberer sowohl wie als Beförderer der Künste; seine Züge waren, wie der Verf. glaubt, vielleicht noch ausgedehnter, als die seines Vorfahren Rameses II., des Grossen; daher auch die Beute gross, und die grossen Reichthümer, welche Herodot dem Rhampsinitus beilegt, werden erklärlich, wenn, wie der Verf. vermuthet, wir aber bezweifeln, Rameses III. mit diesem Rhampsinitus für eine und dieselbe Person anzusehen ist; grossartige Bauten wurden nach Beendigung seiner Kriegszüge angelegt, aber in der Ausführung der Sculpturen, in dem Eingraben der Hieroglyphen zeigt sich eine Veränderung, welche nach dem Verf. (S. 85.) zu dem nächsten Verfall der ägyptischen Kunst die Veranlassung gab; wie denn überhaupt die Glanzperiode Aegyptens mit diesem Monarchen sich beschliesst (S. 86.). Seine Nachfolger waren seine Söhne, die den Namen ihres Vaters tragen und die Reihe der Könige der neunzehnten Dynastie füllen; über sie wie über die Könige der beiden folgenden Dynastien (XX. und XXI.) herrscht aber völlige Unsicherheit, da uns hier die einheimischen Monumente zur Bestätigung der Listen Manetho's durchaus verlassen, und selbst aus Herodot und Diodor wenig Belehrung für diesen Theil der Geschichte zu gewinnen ist. Ueberhaupt will der Verf. den Angaben beider Schriftsteller über irgend einen Theil der ägyptischen Geschichte wenig Vertrauen schenken, indem die Namen fast aller früheren Monarchen vor der Regierung des Psammetich zweifelhaft (questionable) seien und grosse Verwirrung durch die falsche Stellung, die sie dem Sesostris gegeben, auf den sie

dann Ereignisse einer späteren Zeit übertragen, hervorgebracht worden sei. Allein ist denn die Annahme des Verfassers, die wir eben über Sesostris mitgetheilt haben, so sicher und fest, oder ist sie überhaupt für mehr als für eine blosse Vermuthung zu halten, die sich selbst mit unseren einzigen und ältesten schriftlichen Zeugnissen in Widerspruch setzt? und dürfen die letzteren überhaupt und mit welchem Grunde so unbedingt verworfen werden? Mit diesen Fragen wenden wir uns billig an den Verfasser, der von S. 88. an bis S. 134., weil, wie er sagt, bei Herodot und Diodor sich einige amüsirende Details über die Regierung der früheren Pharaonen finden, diese als eine Seitenerzählung zu seinem Ueberblick der Geschichte Aegyptens von Menes bis auf Sethos näher durchgeht. Er erzählt daher, was über Menes, den angeblichen ersten König Aegyptens sich in jenen Schriftstellern findet, und macht auf die grossen Lücken aufmerksam, die in der auf Menes folgenden Geschichte hervortreten; er kommt dann auf Möris und den See, der dieses Königs Namen trägt, den jedoch der Ref. lieber auf Menes beziehen möchte, auch wegen der heutigen Benennung *El Ménki;* auch beschuldigt er den Herodot einer Verwechslung, weil er den Kanal als ein Kunstwerk, den See aber als eine natürliche Bildung zu bezeichnen unterlassen. Dass bei der Schwierigkeit, die Beschreibung des Herodotus mit der Wirklichkeit, wie sie jetzt wenigstens sich darstellt, zu vereinigen, auch schon andere Gelehrte eine Verwechslung angenommen haben, die hier zwischen dem See als einem Naturproduct und dem Kanal, einem Werke der Kunst statt gefunden, ist bekannt; wir führen hier nur noch die mehr vermittelnde Ansicht des französischen Marschall Marmont an, der in seinem Reisewerk (II. p. 24.) ebenfalls die Anlage eines Sees durch Möris verwirft, ihn aber einen Kanal aus dem Nil graben lässt, durch welchen die Wasser sich in ein natürliches Bassin ergossen, das sie bald gefüllt und so einen grossen Landsee gebildet, den die jährlich dahin strömenden Gewässer des Flusses unterhalten und genährt, wodurch denn freilich der nahe District zu einem der fruchtbarsten in ganz Aegypten geworden. — So durchgeht nun der Verf. weiter, was Herodot und Diodor aus der ägyptischen Geschichte und von den einzelnen Königen des Landes, wie sie auf einander dort folgen, berichten; hier und da begleitet er es mit einzelnen Bemerkungen. So ist ihm z. B. (S. 115.) das berühmte *Memnonium* der Tempelpalast von Rameses II.; in der Beschreibung des Diodorus aber sind, wie vermuthet wird, die beiden Prachtwerke des alten Thebens: der Palast von Rameses III. zu Medinat Abu und das Memnonium mit einander vereinigt; was auch durch einen beigefügten Plan zu veranschaulichen versucht wird. *Sethos*, der Nachfolger des Anysis bei Herodot, ist dem Verf. *Se-pthah* d. i. Sohn des Pthah; was bei Herodot II, 141. von dem Zuge Sanherib's nach Niederägypten und von

der Niederlage des letztern berichtet wird, betrachtet der Verf. als Erzählung der Priester, welche die Wahrheit zu verbergen sich beflissen, da es vielmehr Tirhakah gewesen, der von Oberägypten aus, als er von dem Einfall vernommen, zu Hülfe geeilt und durch seinen Beistand die Assyrer zurückgedrängt, dadurch aber Unterägypten so gut wie Judäa von seinen Feinden befreit habe. Warum der Verf. S. 141. in einer Note vermuthet, dass bei Herodotus auf die Erzählung von Sethos II, 141. die von den Kasten Aegyptens, zunächst von der Kriegerkaste handelnden Abschnitte II, 164—168. wohl unmittelbar hätten folgen sollen, wissen wir in der That nicht abzusehen, da sie als Episode an der Stelle, an der sie jetzt stehen, weit schicklicher und passender erscheinen.

Nun wird die Geschichte der zwölf Könige und die Thronbesteigung des Psammitich, zuerst nach Herodotus, dann nach Diodorus erzählt, dessen Bericht in dem, was die Erhebung des Psammitich zu der Herrschaft des ganzen Aegyptens betrifft, dem Herodoteischen vorgezogen wird, und daran schliesst sich die Erzählung von der Regierung Neco's, seines Sohnes, mit allen ihren Einzelheiten, worunter natürlich auch Neco's Zug nach Palästina, sein Sieg bei Megiddo (dem Magdolus des Herodot), seine Einnahme von Jerusalem — denn auch unser Verf. hält es für evident, dass die Herodoteische Kadytis keine andere Stadt bedeuten könne (S. 165.); es folgen dann weiter die nach dem Tode Neco's unter Psammis, Aprios und Amasis durch die genannten Schriftsteller berichteten Ereignisse; wenn hier, zunächst bei Herodot, die Einfälle und Siege Nebucadnezar's, von welchen die biblischen Urkunden reden, nicht erwähnt werden, so erklärt dies der Verf. aus dem absichtlichen Schweigen der ägyptischen, von Herodotus befragten Priester, welche dem griechischen Geschichtschreiber die Wahrheit verborgen und ihn über den wahren Zustand Aegyptens in jener Zeit getäuscht. Dies kommt im Ganzen auf die Ansicht, die bereits Wesseling zu der betreffenden Stelle des Herodotus II, 177. ausgesprochen hatte, hinaus; sie scheint auch allerdings diejenige zu sein, für welche sich einige Wahrscheinlichkeitsgründe aufbieten lassen.

Nach denselben griechischen Quellen wird nun auch der Rest der ägyptischen Geschichte bis auf Alexander's Einfall erzählt, ohne dass Neues von Belang beigebracht wäre, weshalb wir in das Einzelne einzugehen für überflüssig halten und nur die S. 202. in der Note befindliche Notiz zu berichtigen bitten, als wenn Herodotus um das Jahr 445 sein Geschichtswerk vollendet hätte, an dem er doch erweislich zu Thurii bis an das Ende seines Lebens gearbeitet, das schwerlich vor der Olymp. XCII oder XCIII, vielleicht erst nach dem Jahre 408 v. Chr. erfolgte. Vgl. meine Ausg. T. IV. p. 388 sq. und Th. Müller De rebb. Thuriorr. p. 48. 49.

Das dritte Capitel beginnt mit einigen Angaben über die Aus-
mung des alten Aegyptens, seine Bevölkerung, seinen Han-
sverkehr (wobei insbesondere der Häfen an dem rothen Meere
lacht wird), seine Producte, besonders an edlen Metallen;
n aber folgt eine Untersuchung über die Kasten (S. 236 ff.),
en Zahl bekanntlich von den Alten verschiedentlich angegeben
d. Der Verf. sucht hier die Annahme, die er schon in einem
heren Werke (Egypt and Thebes p. 230.) aufgestellt hatte,
weiter zu begründen, dass nämlich das Volk aus *vier* grossen
ten oder Classen, jede mit mehreren Unterabtheilungen, be-
nden habe. Die erste Classe war natürlich die Priesterkaste;
umfasste nach dem Verf. eben so wohl die höheren Priester,
die niederen Rangs, und alle, welche bei dem Cultus in
end einer Weise thätig und beschäftigt waren, nach verschie-
nen Abstufungen. Die zweite Classe umfasst die Kriegsleute,
Pächter und Landbauern, die Jäger und Schiffer; die dritte
Handwerker, Händler, Künstler, Musiker nebst den Notaren;
die vierte fallen dann die Hirten, Fischer u. dgl., kurz das ge-
ine Volk (the common people). Wir zweifeln, ob mit dieser
nahme, die sich auch nicht weiter durch positive Zeugnisse be-
nden oder beweisen lässt, die mithin nicht mehr als eine blosse
rmuthung ist, die ganze Erscheinung in ein helleres Licht ge-
st oder überhaupt richtiger aufgefasst wird; wir stossen im
gentheil bei einer solchen Annahme auf Widersprüche, die wir,
h bei der Annahme von Unterabtheilungen und Abstufungen
er Kaste, uns nicht zu lösen wissen. Ein solcher ist z. B. die
reinigung der Krieger und der Landbauern in Eine und dieselbe
ste, während sie selbst in der indischen Kastenabtheilung ge-
nnt von einander erscheinen. Der Verf. muss dies selbst ge-
lt haben, da er S. 257. in einer Note erklärt, dass ein grosser
terschied zwischen beiden bestanden und die Krieger jedenfalls
Rang weit den übrigen vorangehen. Wir übergehen, was der
rf. über die indischen Kasten nach Megasthenes anführt, indem
über Indien in neuerer Zeit unter uns erschienenen Werke von
hlen, Benfey u. A. darüber nähere Auskunft geben und folgen
n Verf. weiter in dem, was er über das Königthum in Aegypten,
r den Priesterstand und über die Kriegerkaste, zum Theil in
sserer Ausführlichkeit bemerkt. Denn dies sind zunächst die
genstände, deren Erörterung den grösseren Theil des dritten
pitels und damit des ganzen ersten Bandes füllt. Was bei den
en über Wahl, Rechte und Pflichten des Königs, seine Lebens-
ise u. dgl. sich angegeben findet, ist hier zusammengestellt,
einzelnen Hinweisungen auf die Monumente da, wo aus ihnen
h eine Bestätigung oder eine nähere Aufklärung entnehmen
st; wie dies z. B. bei der Frage nach der Erblichkeit des
rons der Fall ist, wofür aus den Monumenten sich Belege bie-
. Uebrigens gehörte der grössere Theil der Könige, wie der

Verf. nach den Sculpturen zu glauben geneigt ist (vgl. S. 249.), der Kriegerkaste an. In ähnlicher Weise finden wir auch den Priesterstand behandelt, wo natürlich auch die mehrfach besprochene Frage vorkommen musste, ob es in Aegypten auch Priesterinnen gegeben, was Herodot (II, 35.) bekanntlich leugnet. Die Deutung, welche Ref. dieser Stelle gegeben hat, findet er auch im Ganzen bei dem Verfasser, der hier sowohl (S. 261.) als auch an einer andern Stelle (Bd. II. S. 321.) diesen Punkt berührt hat. Er fasst die Sache nämlich gleichfalls so auf, dass die eigentlichen priesterlichen Functionen (wie z. B. das Schlachten der Opferthiere, die feierliche Opferhandlung selbst u. dgl.) nur durch Priester besorgt worden, dass aber an anderen heiligen Verrichtungen und Geschäften, wie sie der Cultus mit sich brachte, auch Frauen, und zwar aus den höheren und höchsten Ständen, namentlich selbst aus der königlichen Familie Theil genommen, wie dies aus mehrfachen bildlichen Darstellungen sich entnehmen lasse. Zu solchen Frauen, also nicht zu gewöhnlichen Hierodulen, die für niedere Geschäfte des Tempeldienstes bestimmt waren, rechnet der Verf. auch die im Tempel des Juppiter Cimmon zu Theben vom Herodot (II, 54.) erwähnten γυναῖκας ἱρηΐας.

Mit grosser Genauigkeit und Ausführung im Detail ist von S. 282. an Alles behandelt, was auf den Kriegerstand Aegyptens sich bezieht, den der Verf. zunächst auf den Priesterstand, und wohl mit Recht, folgen lässt. Hier werden nun die spärlichen Nachrichten, welche bei den griechischen Schriftstellern über die Kriegerkaste Aegyptens und über das gesammte Kriegswesen der alten Pharaonen überhaupt sich vorfinden, ungemein erweitert und vervollständigt durch zahlreiche Abbildungen, welche, aus ägyptischen Denkmalen entnommen, in sehr reinen Holzstichen dem Werke einverleibt, uns von Vielem einen ganz anderen Begriff zu geben im Stande sind, so dass man in Manchem versucht sein möchte, die Vorbilder griechischer Taktik und griechischer Waffenkunst in Aegypten zu suchen. Die verschiedenen Arten der Bewaffnung und Rüstung werden aufs genaueste beschrieben und durch die beigefügten Abbildungen veranschaulicht: desgleichen die verschiedenen Arten und Abtheilungen der Krieger zu Fuss, zu Ross, wie auf Kriegswagen, die Art und Weise, in der sie kämpften, oder marschirten, oder in Reihe und Glied standen (der griechische λόχος, die φάλαγξ und die testudo kommen hier in ihren schon ganz ausgebildeten Formen vor, vgl. S. 361 ff. 382. 293.), Form und Einrichtung der Waffen, z. B. der Speere, der Schwerter, der Helme, der Panzerhemden, Standarten, Fahnen u. dgl. m. Dies Alles ist hier bis in das geringste Detail behandelt, so dass wahrhaftig das ägyptische Kriegswesen uns in Vielem jetzt weit vollständiger bekannt ist, als das griechische. Auch von der Beute, von der Behandlung der Gefangenen, von militärischen Belohnungen und Bestrafungen ist natürlich hier die Rede, was wir nur darum an-

ïhren, damit man sich überzeuge, in welcher Ausführlichkeit nd Vollständigkeit hier der Gegenstand behandelt ist.

Cap. IV., mit welchem der zweite Band beginnt, handelt erst von den mit den Kriegern vom Verf. in eine und dieselbe aste gesetzten Landbauern, an welche dann ähnliche Erörterun:n über die dritte und vierte Kaste und deren Bestandtheile . h. nach des Verf. Annahme) sich anreihen. Indessen bei weim den grössesten Theil des Capitels füllt eine Darstellung des, was wir die Rechtspflege und die Staatsverwaltung nennen rden, wenn auch gleich diese Begriffe vom Verf. nicht so streng tgehalten sind, da auch verwandte Gegenstände gelegentlich rührt und behandelt werden. Wir wollen hier nur auf einige nkte aufmerksam machen, wo besonders die Abbildungen merkrdige Aufschlüsse bieten. So zeigen uns die Bilder S. 19 u. 20. e mit dem Fischfang und mit der Fütterung und dem Verkauf n Vögeln beschäftigten Volksclassen, welche der Verf. zu der rten und letzten Kaste rechnet, der auch die Hirten angehören. n Hass und die Verachtung dieser Menschenclasse in dem alten gypten möchte aber der Verf. S. 16. nicht blos aus der Verachng und der Abneigung für das Hirtenleben erklären, sondern besondere und zunächst aus der früheren Occupation des Lans durch Hirtenstämme, und die von diesen verübten Misshandngen und Grausamkeiten. Geht aber die Kastenabtheilung und it ihr also auch die Geringschätzung der Hirten in die erste Zeit rück, wo Aegypten als ein civilisirtes Land, als ein Staat erheint, so musste schon vor der vermeintlichen Herrschaft jener rtenstämme über Aegypten eine solche Niederhaltung der Hiri überhaupt vorhanden sein, und eine solche wird sich doch it leichter aus dem Streben der ersten Gesetzgeber, die Behner des Landes auf den Ackerbau und damit zu festen Wohnzen zu führen, im Gegensatz zu den das Nilthal von beiden iten umgebenden Nomaden, erklären lassen. Dass aber unter n Hirten die Schweinehirten auf die niederste Stufe von Herodot wiesen werden, wird schon aus der Analogie mit Indien, und bst aus den verwerfenden Ansichten der Juden erklärlich. erkwürdig ist die Abbildung S. 28. von der Göttin der Gerechkeit mit geschlossenen Augen, noch merkwürdiger aber die uppe S. 33., wo eine Anzahl von Aegyptiern vor einem Richter er Beamten erscheinet, und von dem vor ihm sitzenden Schreir zu Protocoll vernommen oder einregistrirt wird; der Verfasser heint dies auf das bekannte, dem Amasis beigelegte, dann, wie äter behauptet wird, von Solon zu Athen eingeführte Gesetz r beziehen, welches Jedem zur Pflicht machte, sich vor dem amten oder Magistrate zu gewisser Zeit einzufinden, und hier inen Namen, Aufenthaltsort, Beschäftigung und Verdienst anzuben. Die Art und Weise, wie die Bastonade in der Zeit der ten Pharaonen ertheilt ward, sehen wir auf S. 41., so wie auf

S. 42., Frauen und Arbeiter, die durch Stockschläge zum Arbeiten angetrieben werden. S. 61. sehen wir Aegyptier (und zwar Frauen) mit dem Weben beschäftigt, ganz in der Weise, wie es Herodot II, 35. angiebt: κάτω (nicht ἄνω wie anderwärts) τὴν κρόκην ὠθέοντες, was auch durch andere Bildwerke, die der Verf. weiter unten Bd. III. p. 134 sq. anführt, bestätigt wird. — Was am Schlusse des Capitels über die Verwaltung Aegyptens in späteren Zeiten unter römischer Herrschaft gesagt ist, hatte man um so weniger erwartet, da sich der Verf. auf diese Periode Aegyptens, eben so wenig wie auf die vorhergehende der Ptolemäer, sonst nirgends und zwar absichtlich eingelassen hat.

Mit Cap. V. treten wir in das häusliche Leben der alten Aegyptier ein, nicht ohne Staunen über die Ausbildung, welche das Leben dieses Volkes in allen Privatverhältnissen gewonnen hatte, und in dieser Hinsicht wahrhaftig jetzt über Aegypten besser unterrichtet, als über irgend ein anderes Volk der alten Welt. Und wenn wir bedenken, dass dieses in allen häuslichen Verhältnissen so reich und so vielfach ausgebildete Leben des ägyptischen Volkes in eine Zeit fällt, die aller griechischen und römischen Cultur längst vorangeht, so werden wir doch hoffentlich endlich einmal aufhören, Zweifel an der Bedeutung und an der Höhe ägyptischer Cultur zu nehmen, oder gar Einzelnes darin als Rückwirkung der griechischen, um Jahrhunderte jüngeren Cultur erklären zu wollen. Möchten solche Zweifler nur einen Blick in dieses Buch und auf die zahlreichen Abbildungen, die es fast auf jeder Seite enthält, werfen, um über ihre Zweifel alsbald durch den Augenschein eines Besseren belehrt zu werden. Welche Aufschlüsse aber daraus für so viele Stellen griechischer und römischer Schriftsteller gewonnen werden, welche neue Auffassung des ägyptischen Alterthums überhaupt daraus hervorgeht, wird der aufmerksame und vorurtheilsfreie Leser sich dann selbst leicht sagen können. Wir können hier nur Einiges, gleichsam beispielshalber, berühren. Zuerst wird die Anlage eines ägyptischen Hauses beschrieben, und es lässt sich, wie auch der beigegebene Grundriss beweist, hier mit weit grösserer Sicherheit, Umfang, Einrichtung und Eintheilung eines solchen Hauses nachweisen, als dies z. B. bei einem griechischen Hause möglich ist, bei dessen Construirung wir mit Widersprüchen und Schwierigkeiten jeder Art zu kämpfen haben, wie noch der neueste, und gewiss gelungenste Versuch in Bekkers Charikles zur Genüge beweist. Die noch vorhandenen Reste ägyptischer Bauten, verbunden mit den bildlichen Darstellungen, die sich über Beschäftigungen und Gewerbe des Lebens erstrecken, unterstützten hier freilich die Forschung des Verf. auf jedem Schritt, zumal da er selbst überall Alles an Ort und Stelle selbst zu untersuchen im Stande war. So verbreitet er sich dann auch über das vorherrschende, durch die natürlichen Verhältnisse des Landes hervorgerufene und begün-

ge Baumaterial von Backsteinen, die an der Sonne gebrannt ren. Bei dem grossen Bedarf solcher Steine für ganz Aegypten, int nun der Verf., habe das Gouvernement, einerseits dies zu er Revenue benutzend, andererseits aber in der Absicht, Unlnungen dabei zu verhüten, die ganze Sorge der Verfertigung d Lieferung solcher Bausteine übernommen, die darum mit einm Stempel oder Abzeichen versehen worden, wie denn wirklich lche mit einem Stempel versehene Backsteine an öffentlichen s an Privatgebäuden gefunden würden. Wir gestehen, dass r diese Behauptung sehr unwahrscheinlich und dem Geiste des en Aegyptens nicht angemessen finden; sie klingt uns etwas dern und erinnert an ähnliche Maassregeln des jetzigen Herrhers von Aegypten, dessen Regierung freilich eine andere ist, s die der alten Pharaonen.

Das Verfertigen dieser Backsteine — wir sehen die ganze beit, das ganze Verfahren S. 99. abgebildet — geschah insbendere durch Gefangene, oder auch, neben den einheimischen beiten, durch Fremde, die auf den Backsteinfeldern zu Theben d anderen Orten des Landes beständig beschäftigt waren. (Wie rträgt sich aber dieses Zulassen fremder Arbeiter mit der völligen geschlossenheit des ägyptischen Landes nach Aussen hin?) So ren auch, fährt der Verf. fort, die Juden von dieser Arbeit ht ausgeschlossen, und gleich den Gefangenen im oberen Aegpten, zu ähnlichen Arbeiten im unteren Aegypten verurtheilt, besondere hier zu öffentlichen Bauten verwendet. Indessen rd vom Verf. hinzugefügt) kann man vernünftigerweise nicht warten, Juden auf den Sculpturen anzutreffen, da in den Gedden des niederen Aegyptens, wo sie lebten und arbeiteten, sich hts mehr erhalten hat, wohl aber in anderen Theilen des Lans Gefangene mit solchen Arbeiten beschäftigt, auf Bildwerken kommen, wo denn auch, wie dem erwähnten Bilde S. 99. die fseher mit ihren Stöcken oder Stäben nicht fehlen.

Was über die einzelnen Theile und Gemächer des Hauses, er Höhe und Ausdehnung, über die Hofräume und Thüren etc. merkt ist, muss man im Buche selbst nachlesen, eben so wie s was über Verzierung und Ausschmückung der inneren Theile, besondere der bemalten Decken bemerkt ist. Hier setzt uns e Eleganz und der Geschmack der Zeichnung, wie die Frische r Farben in ein wahres Staunen, wenn wir die colorirten Abdungen auf Plat. VII. zu S. 125. anblicken, und hier Muster len, die wir den Handwerkern und Künstlern unserer Zeit zur gfältigen Berücksichtigung anempfehlen können. Es drängt h hier der natürliche Gedanke auf, dass Griechenland auch hier ne Muster genommen, von welchen die laqueata tecta der Röer, die vielleicht an Luxus, Pracht und Reichthum höher stehen, ch Zeugniss geben können. Vgl. die Bemerkungen des Verf. 125 und 126. Von den Villen oder Landhäusern folgt eine

eben so detaillirte Beschreibung, so wie von Allem dem, was zu einer Landökonomie gehört; daran reihen sich die Anlagen von Obst- und Rebenpflanzungen; auf den dazu gehörigen Abbildungen sehen wir das Einsammeln der Früchte (wozu man sich, nach dem Bilde S. 150. zu schliessen, sogar der Affen bediente), das Abpflücken der Trauben, ja wir sehen die ganze Weinbereitung, das Sammeln der Trauben, das Pressen und Keltern in mehrfacher Weise, das Füllen des ausgekelterten Weines in eigene Flaschen, die den römischen Amphoren ähnlich sind, u. dgl. m.; ob aber die S. 162. abgebildete Dame, welche sich erbricht, während ihre Dienerin eilends mit einem Nachtgeschirr in der einen Hand herbeigeeilt und mit der andern den Kopf ihrer Dame zu halten sucht, zu viel Wein getrunken, wie der Verf. zu glauben scheint, wollen wir dahin gestellt sein lassen; eben so, ob die Männer, welche getragen werden (S. 168.), wirklich für Betrunkene zu halten sind, welche zu Fusse den Weg nach Hause nicht finden können. Ueber die in Aegypten bekannten Getränke hat sich der Verf. mit Ausführlichkeit bei dieser Gelegenheit verbreitet, zuerst über die verschiedenen Weinarten, über das in Aegypten aus Gersten bereitete, bierähnliche Getränk, so wie über andere künstlich verfertigte Getränke, dann über die Fruchtbäume u. dgl. m.

Im VI. Cap. durchgeht der Verf. die verschiedenen Hausgeräthschaften, die häuslichen Beschäftigungen, woran sich weitere Darstellungen von ägyptischen Lustpartien, Unterhaltungen u. dgl. knüpfen. Zuerst kommen die Stühle, die wir wirklich hier in so schönen Formen und in so reicher Abwechslung finden, dass wir uns fast wundern, warum unsere Schreiner und Möbelmacher noch nicht so herrliche Muster aus einer Jahrtausende vorausgegangenen Zeit besser benutzt und nachgeahmt haben. Die schönsten gestickten oder gepolsterten Stühle unserer Visitenzimmer oder Salons werden wenig vor den Stühlen voraus haben, die wir hier auf Pl. XI. colorirt erblicken; die Abbildung ist aus den Königsgräbern zu Theben entnommen. Mit gleicher Sorgfalt ist der ausführliche Abschnitt über *Musik* (S. 222 ff.) behandelt; er kann uns zeigen, bis zu welchem Grad der Ausbildung es Aegypten viele Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung gebracht, zu einer Zeit, als noch pelasgische Wildniss über Hellas lastete, und Rom noch nicht gebauet war. Die Vorzüge der Aegyptier vor den Griechen in dieser Hinsicht hebt darum auch der Verf. mit Recht mehrmals, insbesondere S. 273. hervor; und wenn wir mit ihm die Muster dessen, was die griechische Musik aufzuweisen hat, in Aegypten finden, so wird Niemand, der die hier gelieferten Abbildungen anblickt, daran länger zweifeln wollen. Welcher Reichthum an Harfen jeder Art, von der siebensaitigen an bis zu der von *zwanzig* und von *zweiundzwanzig* Saiten, obwohl uns, merkwürdig genug, die siebensaitige im Ganzen

die vorherrschendste gewesen zu sein scheint; es werden diese Harfen bald stehend, oder auf den Knien liegend, oder auch sitzend, bald mit den Fingern, bald mit dem Plectrum gespielt; eine merkwürdige Art kommt S. 275. vor; es ist eine viersaitige Harfe, die durch die beiden Schultern getragen und so mit der Hand gespielt wird. Nicht minder zahlreich und selbst in schönen Formen kommen die Guitarren vor, desgleichen Tamburine, das Sistrum u. s. m.; auffallender noch in manchen Beziehungen erscheinen die verschiedenen Arten der *Αὐλοί*, die uns hier begegnen (S. 304 ff.); die sogen. Doppelflöte oder Doppelpfeife, die tibia dextra und sinistra kommt einigemal vor, dann wieder solche, die aus einem Rohr bestehen, das in seiner Länge fast bis zu den Füssen reicht (S. 307.), dann wieder solche, die ganz analog unseren Flöten sind u. s. w.; ja wir sehen hier ganze Musikbanden, unter andern auch (S. 259.) eine, wie es scheint militärische, bei welcher unsere Trompete, wie unsere türkische Trommel, diese jedoch in kleinerem Maassstabe, nicht fehlt. Der junge Aegyptier S. 301., der zur Guitarre, die er in der Hand hält, tanzt, sieht wahrhaftig ganz wie ein Minnesänger des Mittelalters aus. Ueberhaupt bieten sich in Absicht auf den Tanz, womit sich der Verf. von S. 328. an beschäftigt, sehr auffallende Erscheinungen dar; sie zeigen die Liebe und den Hang des ägyptischen Volks zu solchen Belustigungen, aber auch zugleich die Geschicklichkeit, die Einzelne in diesen Tänzen offenbar gewonnen haben mussten. Wir sehen hier unsere Theater- und Balletttänze in einer so auffallend ähnlichen Form, dass wir uns des Staunens nicht erwehren können; um nur Eins davon anzuführen, auf dem Bilde zu S. 334. sehen wir eine Piruette, so schön und vollkommen, als heutigen Tags eine Taglioni dies nur ausführen könnte; auf einer andern Abbildung zu S. 337. sehen wir Tänze von zwei Personen, wie sie auf den Ballets heutigen Tags fast ganz gleich vorkommen. Wir können damit nur zusammenstellen die gymnastischen Darstellungen, welche im nächsten VII. Cap. S. 416 ff. vorkommen, wo wir ganz dieselben Künste abgebildet sehen, die jetzt zur Belustigung des Volks von sogenannten englischen Reutern gegeben werden. Auch muss ausdrücklich erwähnt werden, dass bei allen diesen Darstellungen von Tänzen, von Voltigirkünsten u. dgl. durchaus nichts Unzüchtiges oder Unanständiges vorkommt.

In dem VII. Cap. beginnt der Verf. mit den Vasen, deren Reichthum, deren Mannigfaltigkeit, deren Eleganz einem jeden Volke zur Ehre und zum Ruhme gereichen könnte, bei dem hohen Alter dieser frühen Kunstproducte aber um so mehr bewundert werden muss; denn viele der schönsten Vasen, die wir kennen, fallen fünfzehn Jahrhunderte vor unsere Zeitrechnung und entfernen jeden Gedanken eines fremden Kunsteinflusses, der eher von Aegypten auf Griechenland als umgekehrt sich erstreckt hat. Man müsste in der That mit Blindheit geschlagen sein, wenn man

... ihrer ersten Kindheit lagen, wie dies wo andere Nati[illegible]Zeit des Auszugs der Israeliten aus Aegypten doch [illegible]aupten lässt. Die grosse Geschicklichkeit, welche die Aegyptier nicht etwa blos in den Werken der Architektur, sondern auch in allen andern Künsten des Lebens, wie sogar des Luxus an den Tag legen, mag wohl zu einer gewissen Bewunderung uns hinreissen, die durch das hohe Alter dieser Kunstcultur, die mit der persischen Invasion schon zu sinken begann, noch mehr erhöhet wird. — Unter den in diesem Abschnitte behandelten Gegenständen stossen wir zuvörderst auf die Glasfabrication, die Bereitung des Porzellans und ähnlicher Gegenstände (wie z. B. der Glasperlen) des häuslichen Gebrauchs wie selbst des Luxus, der hier eine ziemliche Höhe schon funfzehn Jahrhunderte vor Chr. erreicht hatte. Wenn wir auf die Abbildungen S. 89. einen Blick werfen, glauben wir wahrhaftig in das Innere einer heutigen Glashütte zu schauen; so ähnlich sieht die ganze Scene aus. Der Gebrauch von Glaslampen oder Laternen scheint ausser Zweifel gestellt; die S. 113. eingedruckte Abbildung zeigt uns eine ägyptische Wache von zwei Soldaten, welche, wie es scheint, die nächtliche Runde machen; ein dritter, nicht mit Speer und Schild Bewaffneter, leuchtet ihnen mit einer Laterne. Auch der murrhinischen Gefässe wird S. 111 ff. gedacht; der Verf. glaubt, dass ägyptisches Porcellain oftmals für den falschen Murrhin (im Gegensatz zu dem ächten aus Flussspath, der aber in Aegypten nicht vorkomme) gegolten. Der Linnenfabrication, die im alten Aegypten so ausgedehnt war, ist eine ausführliche Behandlung S. 113 ff. zu Theil geworden, aus welcher wir nur einen Punkt und zwar einen vielbestrittenen hervorheben wollen, dass nämlich die Mumienbandagen durchaus kein Cattun gewesen, wie lange Zeit irrthümlich angenommen worden, sondern *Linnen*, mithin auch bei Herodot II, 86. (σινδόνος βυσσίνης τελαμῶσι) nur an *linnene* Binden zu denken sei. Der Verf. besteht darauf (S. 115. 116), wohl fühlend, wie er sich durch diese Behauptung in einen Widerspruch gesetzt, den wir in der That um so weniger zu lösen wissen, als Rosselini (Monum. civil. I. p. 353.) gerade das Gegentheil behauptet, und Binden aus Cattun bei den Mumien annimmt, wie auch, wenigstens bei der Mehrzahl derselben, Magnus (Von der Einbalsam. S. 37.) versichert. Interessant ist es übrigens, auf den vom Verf. mitgetheilten Abbildungen die ganze Bearbeitung dargestellt zu erblicken: das Spinnen, das Weben, auch das Drehen der Seile und Alles der Art, was an unsre Fabriken nur zu deutlich uns erinnern kann. Bei der Papyrusstaude, deren Verarbeitung zum Papier und anderen Gegenständen von S. 146. an besprochen wird, spricht sich der Verf. unter anderm auch über die neue Fabrication von Papyruspapier, welche von dem Ritter Saverio Landolina Nava zu Syracus, in dessen Nähe noch jetzt die Papyruspflanze angetroffen wird, versucht worden ist. Er fand zwar

die Verfertigung ganz gleich der der alten Aegyptier; aber in der Qualität fand er das neue Papyruspapier dem altägyptischen bei weitem nachstehend; vgl. S. 148 ff. Weiter erscheinen uns hier fast die meisten bedeutenden Gewerbe; wir finden ausser den schon genannten, Sattler und Gerber, Walker, Töpfer, Zimmerleute, Schreiner, die in Gegenständen des Luxus, in Verfertigung von schön und fein gearbeiteten, reich und vielfach verzierten Schmuckkästchen ihre grosse Geschicklichkeit beweisen und manchmal sich ganz gut neben unsre heutigen Bijouteriearbeiter stellen liessen. Neben solchen feineren Arbeiten sehen wir aber auch andere, wie z. B. die Verfertigung der Wagen (vgl. z. B. p. 178. 179.), der Mumienkasten (vgl. S. 183.), dann Nilschiffe und selbst Kriegsschiffe (vgl. S. 203.); ein schönes Nilbot mit ausgespannten Segeln, das Ganze colorirt mit äusserst frischen Farben, zeigt Plat. XVI. Lesenswerth ist aber auch, was am Schlusse des Capitels über den Gebrauch von Zinn (das wahrscheinlich Phönicier nach Aegypten brachten) und anderen, besonders edlen Metallen bemerkt wird, namentlich über die Benutzung und Verarbeitung des Goldes, wovon ebenfalls die Monumente deutliche Vorstellung uns geben. Es liegen aber die lange gesuchten Goldminen von Aegypten, wie S. 227. nach den Angaben der HH. Linant und Bonomi bemerkt wird, in der Wüste Bisháree oder Bigah, wie Abulfeda schreibt, etwa siebenzehn oder achtzehn Tagereisen südostwärts von Derow, welches am Nil, ein wenig oberhalb Kom Ombo (dem alten Ombos) gelegen ist. Aber auch von Kupfer, Bronze, Eisen und den daraus verfertigten Instrumenten wird gehandelt, wobei der Verf. die grosse Geschicklichkeit hervorhebt, welche die Aegyptier bei dem Einschneiden der Hieroglyphen und anderer Bilder in das härteste Material bewiesen; der Verf. bemerkt in Bezug auf die Hieroglyphen an den Obelisken ausdrücklich (S. 251.), dass dieselben eher eingravirt als eingehauen („rather engraved than sculptured“) zu nennen sind, und dass die Genauigkeit, mit welcher Alles aufgeführt ward, vermuthen lasse, dass diese Künstler nicht anders als unsere Graveurs verfahren und oftmal Rad und Rinne — the wheel and drill — angewendet.

Das zehnte und letzte Capitel ist besonders reich an allgemeinen Bemerkungen über den Geist und Charakter der ägyptischen Kunst, namentlich der Baukunst, ohne dass jedoch darüber das Detail versäumt wäre. Wir können nur einiges Wenige daraus mittheilen; es mag zu einem sorgfältigeren Studium des Ganzen veranlassen. Der Verf. geht nämlich von dem Satze aus, dass in der Darstellung des menschlichen Körpers in Aegypten ein strenger Typus von den ältesten Zeiten her festgehalten ward, dessen Unvollkommenheit die durch Erfahrung und Beobachtung fortgeschrittene Kunst durchaus nicht verlassen durfte. Es blieb also hier Alles auf demselben Punkte, oder vielmehr es musste im

Ganzen darauf stehen bleiben. Die Basreliefs — die erste Stufe der Sculptur — hält der Verf. für blosse Nachahmung der Malerei. Erst versuchte man Götter und andere heilige Gegenstände in einfachen Umrissen zu zeichnen auf einer Fläche, deren einzelne Theile dann mit Farben überzogen wurden. Dann suchte man die Umrisse oder Linien auch auf Stein zu übertragen, und, war dies geschehen, so ward der Zwischenraum zwischen den durch die Linien bezeichneten Figuren weggehauen und es entstand so das Basrelief, das in Aegypten durchaus einen solchen Charakter zeigt — a pictorial representation of stone, wie sich der Verf. S. 265. ausdrückt. Durch die eben bemerkte strenge Norm aber ward es dem Künstler nicht möglich, den Ausdruck der Gefühle, der Leidenschaften in sein Menschenbild zu legen, das stets und überall den gleichen Blick, den gleichen Ausdruck zu bewahren hatte. Merkwürdig ist es übrigens, dass in allen auf das Privatleben bezüglichen Gegenständen eben so auch in der Darstellung der Thierwelt eine grössere Freiheit bemerkt wird, die hier dem Künstler eher verstattet gewesen zu sein scheint, als in Allem dem, was in irgend einer Weise auf Religion, Cultus u. dgl. sich bezog. So konnte der ägyptische Künstler nie zu der Höhe sich erheben, welche der von solchen Fesseln freie hellenische Genius zu erreichen vermochte. Und diese Norm war so streng, so unabänderlich fest gehalten, dass weder die griechische noch die römische Eroberung irgend eine Abweichung von diesem Herkommen veranlasste, oder irgend eine Neuerung herbeiführte. Indess wird doch S. 276. von dem Verf. ausdrücklich hervorgehoben, dass bei allem diesen Festhalten an conventioneller Norm darum doch Jeder, dessen Auge an ägyptische Zeichnungen gewöhnt sei, bald den grossen Unterschied erkennen werde, der zwischen dem, was in der Blüthezeit der Kunst, unter einem Rameses dem Grossen und seinem Vater Osirei aufgeführt worden, und dem, was der Ptolemäischen Periode angehört, obwalte, und in der Anmuth und Kühnheit der Umrisse, in der Ausführung der Sculpturen das Werk eines überlegenen Genius beurkunde. Worin nun aber die Unterschiede bestanden, welche die verschiedenen Epochen des ägyptischen Styls bezeichnen, das hat der Verf., so schwer es auch nach seinem eigenen Geständniss sein mag, mit vieler Genauigkeit, als ein erfahrener und kundiger Zeuge, S. 305 ff. anzugeben gesucht. Mit der persischen Periode lässt der Verf. den Verfall der alten Kunst beginnen, die, aller Unterstützung ungeachtet, die sie bei den Ptolemäern fand, doch nicht wieder aufleben konnte. Die Sculpturen der Ptolemäischen Zeit sind grob und plump („coarse and heary“), nachstehend in Anmuth und Geist, gänzlich ermangelnd des Charakters der wahren ägyptischen Schule, während sie zugleich durchaus nichts vom Griechischen annahmen; noch weit untergeordneter aber sind die Sculpturen aus der Zeit der römischen Kaiser; nur die Architektur behielt

noch ihren grossen und majestätischen Charakter; und manche Denkmale der Ptolemäischen und römischen Zeit verdienen einen besseren Styl der Sculptur. In dieser Weise führt der Verf. seine Betrachtungen fort, die zugleich vieles Andere enthalten, auf das wir hier nur im Allgemeinen aufmerksam machen können. Dahin gehört z. B. was über verschiedene historische Darstellungen S. 291 ff. bemerkt ist, was über Bemalung der Sculpturwerke, über die Art und Weise der Malerei, die dabei gebrauchten Instrumente und die Anwendung der Farben überhaupt, dann wieder über die verschiedenen Bauten von Stein (Kalkstein und Sandstein), wie von Backsteinen, über den Transport der ungeheuern Steinmassen aus den Brüchen an den Ort ihrer Bestimmung oft viele Meilen weit in einer Weise, die uns in Staunen setzen muss, da die Hülfsmittel der Kunst, die wir jetzt anwenden, doch den alten Aegyptiern noch nicht zugänglich waren — höchst merkwürdig ist in dieser Beziehung die S. 328. gelieferte Abbildung von dem Transport eines ungeheuern Steincolosses — was weiter über Pyramiden, Obelisken u. dgl mehr bemerkt ist. Daran reihen sich noch eine Menge andere, das Privatleben des ägyptischen Volkes betreffende Gegenstände, die hier in einer freilich bunten Mischung noch am Schlusse des Werkes behandelt vorkommen, wie z. B. das Kleiderwesen, die Tracht der Priester, der Könige, das Scheeren des Kopfes, des Bartes, das Waschen und Salben, und Alles das, was jetzt zur Toilette gerechnet wird, endlich die Sorge für die Gesundheit, die Aerzte, die Heilmittel u. dgl. m.; lauter Gegenstände, deren ausführliche Erörterung in dem Buche selbst nachzulesen ist, das zwar mit keinem Index ausgestattet ist, wie man ihn bei der keineswegs strengen Ordnung, in welcher der Verf die Gegenstände behandelt, wohl wünschen möchte, aber dafür ein äusserst detaillirtes Inhaltsverzeichniss, das jedem Bande vorgedruckt ist, besitzt, welches auf diese Weise jenem Mangel abhelfen muss. Auch schliesst sich daran ein genaues Verzeichniss der eingedruckten Holzschnitte, fast *vierhundert*, ohne *siebenzehn* besondere Tafeln! Dies mag genügen, von dem Reichthume des Werkes einen Begriff zu geben, das wir jetzt verlassen, nachdem wir noch einen Punkt berührt haben, worin uns der Verf. nicht befriedigt hat. Dies betrifft seine offenbare Abneigung gegen den Herodotus, den Vater der Geschichte (und auch der Irrthümer, wie der Verf. spöttisch an einer Stelle Bd. III. p. 78. hinzufügt), seine Sucht (denn so möchten wir es benennen), bei jeder Gelegenheit demselben zu widersprechen und seine Nachrichten als irrthümlich oder oberflächlich zu bezeichnen, während an den vielen Stellen, wo Herodotus allein uns Aufschlüsse bietet, die durch den Augenschein bewährt sind, dies kaum bemerkt wird, und zugleich Diodorus fast stets den Vorzug erhält, ohne je ein Wort des Tadels zu erfahren. Wir haben schon oben darauf hingewiesen und glauben den gelehrten Britten hier von einem ge-

wissen Vorurtheil nicht frei sprechen zu können, das ihn veranlasste, über einzelne, nicht ganz genaue und darum nicht so ganz richtige Angaben des griechischen Geschichtschreibers diese erste und hauptsächlichste Quelle unserer Kunde des alten Pharaonenlandes oftmals auf ungerechte Weise in den Schatten zu stellen. Kleinlich ist die Bemerkung II. p. 398., dass Herodot nicht in der besten Gesellschaft in Aegypten gelebt zu haben scheine, — weil er nämlich versichert, dass blos bronzene Trinkgefässe in Gebrauch seien, — während es sich doch aus ihm selbst nachweisen lässt, dass er zunächst mit den Priestern, also mit den höheren Ständen, verkehrt. Den Zweifel, der II. S. 353. geäussert wird, ob Herodot in Theben gewesen, würde der Verf. gewiss unterdrückt haben, wenn er nur Stellen, wie II, 3. 15. 143. näher hätte ansehen wollen. Dass aber Herodot von Theben keine nähere Beschreibung giebt (so wenig als von Memphis und anderen grösseren Städten), lag wohl darin begründet, dass er nicht wiederholen wollte, was vor ihm Hecatäus von Milet beschrieben, zumal wenn solches mit dem eigentlichen Zweck, mit Plan und Anlage seines Werkes weniger zusammenhing. Vgl. meine Note zu II, 15. p. 511. T. I. Das Versehen, wornach Bd. III. S. 215. bei *Κασσιτερος*, das mit dem arabischen *Kasdeer* zusammengestellt wird, der Accent auf derselben (*vorletzten*) Sylbe stehen soll, würden wir nicht anführen, wenn nicht damit die Aehnlichkeit mit dem Arabischen bewiesen werden sollte. Schlüsslich empfehlen wir noch das Urtheil, das gelegentlich Bd. III. S. 192 ff. über Champollion und dessen Leistungen in Entzifferung der Hieroglyphen ausgesprochen ist, der Aufmerksamkeit neuerer Kritiker, welche die Verdienste des zu früh gestorbenen Gelehrten theils verkannt, theils unbillig geschmälert haben.

Chr. Bähr.

---

1. *Prolegomena in novam operum L. Annaei Senecae philosophi editionem.* Scripsit *Car. Rud. Fickert.* Partic. I. Lipsiae in commiss. librar. Weidmann. 1838. 54 S. 4.

2. *L. A. Seneca's Briefe an Lucilius*, neu übersetzt von *G. M. Walther.* Erste Abtheilung, Brief 1—78. VI und 280 S. Zweite Abtheilung, Brief 79—124. 307 S. 8. Dresden 1839 u. 40. Verlag von Tr. Bromme.

Auch unter dem Titel:

L. A. Seneca's philosophische Schriften (,) neu übersetzt von *G. M. Walther.* Erster Band in 2 Abtheilungen.

3. *Lucius Annäus Seneca des Philosophen Werke.* Abhandlungen, übersetzt von *J. M. Moser*, Doctor der Philosophie,

evangel. Diaconus an der Dreifaltigkeitskirche in Ulm (erste und zweite Abtheilung. 8 Bändchen. 1023 S. 12.) und Dr. *G. H. Moser*, Rector und Professor am königl. Würtembergischen Gymnasium zu Ulm (dritte Abth. Bändchen 9—11. S. 1028—1412). *Briefe*(,) übersetzt von *Aug. Pauly*, Professor am obern Gymnasium zu Stuttgart (bis jetzt 4 Bändchen. IV u. 1413—1916 S.). Stuttgart, Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung. 1828—36.

Auch unter dem Titel:

Römische Prosaiker in neuen Uebersetzungen. Herausgegeben von *G. L. F. Tafel*, Professor zu Tübingen, *C. N. Osiander* und *G. Schwab*, Professoren zu Stuttgart, u. s. w.

Während Seneca in den früheren Jahrhunderten öfter als fast gend ein anderer Schriftsteller des Alterthums bearbeitet wurde, waren die Bestrebungen der neueren Zeit weit weniger auf denelben gerichtet, und es geschah namentlich seit der Vollendung er *Ruhkopf*schen Ausgabe (1797—1811) so wenig für die Krik seiner Werke, dass man glauben sollte, es wäre in dieser beeits das Erforderliche geleistet; und doch blieb sie hinter den rwartungen, welche man von derselben hegte, weit zurück. ie zunächst (1819) darauf folgende Einzelausgabe der Naturales uaestiones von *G. D. Köler*, die ihrer ganzen Anlage nach mehr uf Erklärung als auf Textberichtigung berechnet ist, war bei em Tode des Verf. noch unvollendet, und erschien deshalb in iner Gestalt, welche selbst billigen Anforderungen nicht genüen kann; die 1827—30 zu Paris in der Lemaire'schen Sammung erschienene Ausgabe möchte kaum ein anderes Verdienst haen, als das splendide Aeussere. Dieser folgte (1830) die *Vogel*'sche Ausgabe der philosophischen Werke (zu denen die Briefe nd die Naturales Quaestiones hier nicht gerechnet werden), urch welche eben so wenig als durch den *Tauchnitz*'schen Abruck der sämmtlichen Werke Seneca's die Kritik weiter gefördert wurde, obgleich *Schweighäuser* in seiner bereits 1809 erchienenen Ausgabe der Briefe den Beweis geliefert hatte, dass it Zuziehung guter Handschriften sich noch sehr viel für die Beichtigung der Werke dieses Schriftstellers thun liesse. Um so rfreulicher ist es, in der unter No. 1. angeführten Schrift, welhe im vorigen Jahre als Herbstprogramm der kön. preuss. Landesschule Pforta erschien, die Aussicht auf eine neue, gründlich orbereitete Ausgabe sämmtlicher Werke des Philosophen Seneca röffnet zu sehen, und Rec. begrüsste daher dieses Unternehmen m Interesse der Wissenschaft mit wahrer Freude, wenn ihm gleich adurch ein Lieblingswunsch vereitelt wurde, der an die Erinerungen der frühesten Jugend sich anlehnend, durch seine Schulildung, wie durch seine späteren Studien in ihm erzeugt wurde. ft nämlich fand er als Kind seinen Grossvater mit eifriger Leung der Werke Seneca's beschäftigt, welche dem Knaben bald

durch das grosse Format der Lipsiusschen Ausgabe und die an das beigegebene Bild geknüpfte Erzählung des würdigen Greises vom Tode des Philosophen ein besonderes Interesse abgewannen, das dann durch den Besitz dieses „κτῆμα" (welches mit den Worten: Legat, perlegat relegatque et in succum et sanguinem, quod aiunt, vertat! dem älteren Bruder des Rec. vermacht, nach dem frühen Tode desselben an diesen überging) rege erhalten und auf der Schule durch Lesung der Briefe unter Anleitung seines verehrten Lehrers, Hofr. Dr. *Föklisch*, erhöht und erst eigentlich zum Bewusstsein gebracht wurde. In der späteren Zeit bedurfte es daher für ihn nur der Bekanntschaft mit den Bamberger Handschriften dieser Werke, um an die kritische Bearbeitung der Briefe und der Naturales Quaestiones zu gehen. Wenn schon für jene nach Beiziehung der Schweighäuserschen Ausgabe die Ausbeute der zu Gebote stehenden Handschriften (ausser jenen eine Nürnberger, Erlanger und Würzburger) nicht so bedeutend erschien, dass eine Separatausgabe derselben sich darauf hätte gründen lassen, — weshalb Rec. für den Augenblick sich damit begnügen musste, in dem Programme: Symbolae ad notitiam codicum atque emendationem epistolarum L. Annaei Senecae, Suevofurti (apud Wetzstein in commiss.) 1839 von seinen Handschriften Rechenschaft zu geben, den Versuch zu machen, die Büchereintheilung der Briefe wieder herzustellen und an beinahe funfzig Stellen, welche bei grösserm Raum sich noch bedeutend hätten vermehren lassen, zu zeigen, dass auch nach Schweighäuser's Bemühung hier noch Manches zu thun übrig sei —; so war doch damit der Plan, mit erweitertem Apparate eine Gesammtausgabe des Schriftstellers zu veranstalten, keineswegs aufgegeben, und ein durch die Vermittelung seines Freundes Dr. Sillig von Bromme in Dresden deshalb an ihn ergangener Antrag wurde mit Freuden angenommen; auch waren die Unterhandlungen über das Nähere bereits eingeleitet, als das Bekanntwerden dieses schon weiter vorangeeilten Unternehmens den Rec. bewog, den Verleger selbst zum Aufgeben des nun nicht zeitgemässen Unternehmens zu veranlassen. Doch soll alles Persönliche, mit welchem Rec. die Leser schon zu lange hingehalten hat, bei Seite gelassen und nur in Erwägung gezogen werden, zu welchen Hoffnungen diese Prolegomena berechtigen.

Im ersten Kapitel giebt Hr. *Fickert* zuerst Aufschluss über die Veranlassung zu diesem Unternehmen. Das Studium des Tacitus führte ihn nämlich auf Seneca, und durch den sittlichen Ernst seiner Werke angezogen, studirte er dann diesen genauer und fand so, dass er einer kritischen Berichtigung höchst bedürftig sei. Hierauf spricht er dem kön. preuss. Ministerium des Cultus und den Gelehrten *Kritz*, *F. Haase* u. A. seinen Dank aus, welche ihm dazu behülflich waren, sich einen hinlänglichen Apparat zu verschaffen, um eine Einsicht in die Ursachen der Ver-

lerbnisse in den Handschriften und den Ausgaben zu erhalten. Nachdem er diese ausführlich und mit vieler Umsicht besprochen hat, geht er auf den Plan, den er sich zur Abfassung einer neuen Ausgabe entwarf, über und spricht dabei als seinen Vorsatz aus, dass er sich zunächst nur an die besten Handschriften halten, nur, wo diese ihn verliessen, Handschriften zweiten Ranges beiziehen, Conjecturen aber nur dann zulassen wolle, wenn keine Handschrift eine billigenswerthe Lesart biete, und zwar nur solche, welche den in den Handschriften befindlichen Corruptelen ganz nahe kämen. Er berichtet ferner, dass er zu diesem Behufe alle ihm zu Gebote stehenden Handschriften genau vergleiche, und die Lesarten alle so geben werde, wie sie aus einander entstanden sein könnten, und dann erst die Conjecturen, von den in den Text aufgenommenen Lesarten aber nur in zweifelhaften Fällen Rechenschaft geben und Anmerkungen zur Erklärung des Sinnes nur bei wirklich schwierigen Stellen hinzufügen werde. Uebrigens wolle er die Quellen erforschen, aus welchen Seneca geschöpft habe, und die Grammatik und die Ausdrucksweise desselben mit möglichster Kürze behandeln und das Nöthige über Seneca's Leben und Schriften hinzufügen, das Ganze aber in 4 Bänden vollenden, von denen 3 den Text mit den Noten, der vierte das Uebrige enthalten sollte. Von allen Theilen der Ausgabe sollen aber vorher Proben gegeben werden, um das Urtheil Anderer darüber zu vernehmen.

Als zweites Kapitel folgt hierauf eine so genaue Beschreibung sämmtlicher Collectivausgaben des Seneca nebst den bedeutenderen der einzelnen Werke und selbst einer von den abbrevirten Briefen, dass Rec. nur Weniges hinzuzufügen im Stande ist. Bei der ersten ohne Angabe des Orts und Jahrs, nach Hrn. F. bei Mentelin in Strassburg zwischen 1470 und 72 herausgekommenen Ausgabe der Briefe dürfte noch zu erwähnen sein, dass sie einen so breiten Rand hat, dass Exemplare, welche bis nahe an den Druck beschnitten sind, kaum über das Quartformat hinausgehen. — Von der S. 33 erwähnten dritten Pariser Ausgabe besitzt Rec. ein Exemplar, das auf dem Titel weder die Jahrzahl 1598, noch eine der beiden von Hrn. S. angegebenen Bezeichnungen der Verlagshandlung hat, sondern: apud Michaelem Sonnium, via Jacobaea sub scuto Basiliensi MDXCVIIII, eben so wie die beigebundene Ausgabe der Werke des Rhetor Seneca. — Von der zweiten Commelinischen Ausgabe hat Rec. ein der Schweinfurter Rathsbibliothek gehöriges Exemplar in Händen, das die bei Hrn. F. auch angeführte Jahrzahl 1603 trägt; die notae Tironianae sind aber nur auf dem Haupttitel angegeben, ohne, wie in dem Exemplar des Hrn. F., mit einem Titel beigegeben zu sein.

Als drittes Kapitel schliesst sich daran das Verzeichniss der bereits von Hrn. F. benutzten Handschriften; diese sind der Erfurter codex Amplonianus, 3 Bamberger, 2 Berliner, 4 Wolfen-

büttler, 8 Pariser, 1 Breslauer, welche sämmtlich nach der gewöhnlichen Weise nur einzelne Werke enthalten; ferner ein Bericht über den Apparat, welcher von Dr. *J. A. Fessler* zum Behufe der Veranstaltung einer neuen Ausgabe des Seneca gesammelt, von der Weidmannischen Buchhandlung erworben und, da ihn Ruhkopf zu spät erhalten hatte, um ihn noch zu benutzen, jetzt Hrn. F. übergeben wurde, und Auszüge enthält aus 2 Altdorfer, 5 Mailänder, 1 Strassburger, 1 Berliner, 1 Berner, 1 Erlanger, 2 Wolfenbüttler, 1 Henkischen, 20 Römischen und 2 Wiener Handschriften.

Zu diesen schon nicht unbedeutenden Hülfsmitteln sind nach brieflichen Nachrichten inzwischen noch 2 Rehdigersche Handschriften und 2 dem Oberlehrer Dr. *Tross* in Hamm gehörige hinzugekommen, und ausserdem hat Hr. F. über die in den übrigen bedeutenden fremden Bibliotheken befindlichen Handschriften bereits, so weit es möglich war, Erkundigungen eingezogen.

Die Erlanger Handschrift, welche unter dem Fesslerschen Apparate angeführt ist, ist, wenn sie nicht nur theilweise benutzt worden ist, von der vom Rec. verglichenen verschieden, welche die Briefe fast alle, die Bücher de clementia und de beneficiis abbrevirt und ausserdem noch einige Excerpte enthält, während dort nur die Briefe 1—66 genannt sind; auch gehört diese offenbar einer späteren Zeit an. Von Würzburg hat Rec. nicht die 3 Handschriften des F. Modius, wie er allerdings Anfangs selbst gehofft hatte, sondern nur eine von jenen verschiedene erhalten, welche sich allein auf der dortigen Universitätsbibliothek vorfindet. Ueber die ausser den Briefen darin enthaltenen Werke des Seneca ist zu dem in dem obenerwähnten Programme Mitgetheilten noch hinzuzufügen, dass die Naturales Quaestiones, wie in einigen andern Handschriften, z. B. in der 2. Berliner, in 8 Bücher eingetheilt sind, indem die 2 ersten Kapitel des 4. Buches, welche in der Bamberger Handschrift nebst einem Theile des vorhergehenden Buches ganz fehlen, als 8. Buch an den Schluss gesetzt sind, ferner dass die Bücher de beneficiis und de clementia, welche, wie es scheint, von einer spätern Hand in 2 Columnen geschrieben sind, während in den Natur. quaest. und den Briefen die Zeilen ungetrennt fortlaufen, sich hier in der Vollständigkeit der Ausgaben vorfinden (das 7. Buch de beneficiis zweimal, einmal abbrevirt, das zweite Mal vollständig bis auf den Schluss, von den Worten fundamenta adhuc arente area ponimus [c. 31. § 4.] an), und die Lesarten in denselben meistens mit den besseren Handschriften zusammentreffen. — Bei der ersten Bamberger Handschrift findet sich der Anfang des 18. Buches der Briefe anders angegeben als vom Rec., der in Ermangelung einer Angabe sich nach der ersten Strassburger richtete, während Hr. F. das Ende des 17. Buches, einem dort befindlichen grössern Zwischenraum zu Liebe, nach dem 106. Briefe annahm, wo es auch

in der Rehdigerschen Handschrift ist, die jedoch in der Eintheilung der folgenden Bücher nicht mit jenen beiden zusammentrifft. Von der zweiten Bamberger, welche die Nat. Quaest. enthält, ist noch zu bemerken, dass sie in ihren Lesarten meistens mit dem cod. Brit. des J. F. Gronovius übereinstimmt. Ausserdem hat Rec. inzwischen noch eine Pommersfelder Handschrift (N. 2708. saec. XV. chart. fol. 35. form. max.) eingesehen, welche zur Klasse der abbrevirten gehört (von welchen Hr. F. S. 4 f. spricht), doch von der in dem daselbst erwähnten Göringischen Programme beschriebenen Lübecker gänzlich abweicht, indem der erste Brief nicht, wie dort, mit den Worten: et bono tempore incipies, sondern mit: sed et pessimum est, schliesst, und ferner die hier vorhandenen 43 Briefe in 5 Bücher vertheilt sind, nach der Weise der Würzburger Handschrift (1—11, 12—19, 20—28, 29—35, 36—43). Nach dem ersten Buche findet sich die Unterschrift: Explicit primus liber epl'arum Senece ad lucillum abreviatus; ähnlich bei den folgenden.

Blicken wir auf den Gesammtinhalt dieses Programmes zurück, so ist der Plan im Allgemeinen, wie im Einzelnen, mit solcher Umsicht und Besonnenheit angelegt, dass sich kaum etwas von Bedeutung dagegen einwenden lässt; wenigstens würde Rec. keinen Anstand nehmen, ihn ohne Weiteres zu dem seinigen zu machen; die folgenden Verzeichnisse sind aber mit solcher Genauigkeit angelegt, dass nicht zu zweifeln ist, es werde, wenn dieses Unternehmen durch nichts gestört wird, endlich diesem, seiner oft wahrhaft christlichen Gedanken wegen bis auf die neueste Zeit allgemein geachteten Schriftsteller eine Bearbeitung zu Theil werden, wie er sie verdient, und es ist daher nur zu wünschen, dass die Verhältnisse die Ausführung des hier dargelegten Planes möglichst befördern, und namentlich Hr. Fickert bei dem höchst mühsamen Geschäfte nie den Muth sinken lassen, sondern durch eine dauerhafte Gesundheit unterstützt, sein Werk mit immer gleicher Rüstigkeit zu Ende führen möge.

Haben wir hiermit die Hoffnungen besprochen, welche in Betreff der Berichtigung und Erklärung der Werke Seneca's neuerlich erregt worden sind, so haben wir uns im Folgenden darüber auszusprechen, was in Betreff der Uebersetzung derselben bereits geleistet worden ist. Wir wenden uns zuvörderst zur *Walther*schen Uebersetzung.

2. Nach dem Vorworte hat der Hr. Verfasser, der bekanntlich nicht Philolog vom Fach ist, seit fünfzehn Jahren alle seine Mussestunden auf das Studium des Seneca verwendet, „theils um sich selbst mit demselben vertrauter zu machen, theils aber auch, um wenigstens einen Versuch zu wagen, die dem Leser und noch weit mehr dem Uebersetzer der Urschrift begegnenden Schwierigkeiten zu besiegen und namentlich die in Seneca's Schreibart vorwaltende Härte und Zerrissenheit in der Uebersetzung thun-

lichst zu vermeiden". Betrachten wir diesen Vorsatz an sich, so ist leicht einzusehen, dass Hr. W. sich eine nicht geringe Aufgabe gestellt hat, indem er nicht nur darauf ausgeht, die Gedanken Seneca's „auf eine dem Geiste derselben vollkommen entsprechende Weise im Deutschen wiederzugeben", was er im Folgenden mit Recht als die höchste Aufgabe des Uebersetzers hinstellt, sondern auch den Ausdruck des Schriftstellers zu verbessern und abzurunden. Dass die Darstellung mit dem Charakter eines Mannes in innigem Verbande steht, ist eine allgemein anerkannte Wahrheit, welche Seneca selbst im 114. Briefe ausspricht. Wer also den Ausdruck eines Schriftstellers willkürlich abändert, verwischt im besten Falle das Charakteristische desselben; in den meisten Fällen wird aber der Gedanke mit dem Ausdrucke verändert. Es ist wahr, dass Seneca mitunter abgerissen, und deshalb weder angenehm noch leicht verständlich schreibt; doch liegt die Abgerissenheit keineswegs blos in der Weglassung der Verbindungspartikeln u. dgl., sondern weit mehr in der Gedankenverbindung selbst. Wer also den Ausdruck desselben abrunden will, wird an vielen Stellen die fehlenden Zwischengedanken ergänzen müssen und eben dadurch leicht in den Fehler gerathen, etwas anderes zu sagen, als was der Schriftsteller im Sinne hatte, auch abgesehen davon, dass bei einer Abänderung des Ausdruckes nur zu oft eine Manier an die Stelle der anderen tritt. Dieses Letztere ist aber bei der Uebersetzung des Hrn. W. oft auf eine Weise der Fall, dass die Rede dadurch keineswegs angenehmer wird. So liebt er Wendungen, wie folgende: Th. I. S. 97: „*Ist mir's doch* nicht mehr darum zu thun"; S. 104: „*Ist's doch* wahrlich Zeit"; S. 117: „*Kannst Du doch* nichts Besseres thun"; S. 121: „*Ist's doch oft* des Schlechtesten", oder S. 137: „Doch *nicht genug*, *dass* die Sophisterei nichts nützt, ist sie noch überdies offenbar gefährlich"; oder, was am häufigsten vorkommt, S. 139: „*Nicht* aber, *dass* ich von ihnen gar keine Notiz genommen wissen will, rathe ich nur Jedem"; S. 161: „*Nicht*, *dass* die Nacht uns die Sorgen benimmt, unterbricht sie sie höchstens"; S. 164: „Doch *nicht*, *dass* dies Furcht wäre, ist es vielmehr die Sorge eines natürlichen Gefühls". Gewisse Lieblingsausdrücke werden öfters so gebraucht, dass sie dem Sinne nicht recht entsprechen, z. B. *der Beleg* (vergl. I. S. 185 zweimal, S. 195 ebenfalls zweimal; II. S. 25, 86, 138 und sonst). Sehr häufig (z. B. I. S. 162: „Der wird seine Ruhe durch *irgend etwas nicht* getrübt sehen") kommt *etwas nicht* für *nichts* vor. Eine Verbesserung des Ausdrucks ist es ferner gewiss nicht, wenn für „*wenn es nöthig ist*" gesetzt wird „*da nöthig*" (vgl. Thl. I. S. 19, 21, 194, 259), wodurch der an sich abgerissene Ausdruck Seneca's nur noch abgerissener gemacht wird. Aehnlich ist es mitunter mit Fragen und Ausrufen. Diese bilden bekanntlich eine besondere Eigenthümlichkeit des Senecaischen Stils. Hr. W. hat

sie seinem Princip gemäss nur selten (wie Th. II. S. 72) in der Uebersetzung beibehalten. Um so mehr muss es auffallen, wenn er hier und da (wie Th. I. S. 99: „Worin diese bestehn, willst Du wissen?“) Fragen einschaltet, wo keine im Texte sind. Offenbar heisst es aber dem Ausdrucke seine Kraft benehmen, wenn die Vorwürfe Seneca's gegen den Aufseher in seiner Villa (ep. 12. § 1.) Th. I. S. 28 so übersetzt werden: „Unwillig über den Verwalter ergriff ich jede Gelegenheit, um meinen Groll fühlen zu lassen, und äusserte unter Anderem, dass er die Baumpflanzungen vernachlässige, *wie sich dies* aus den triebloson Zweigen ... *sattsam ergebe*“ und gleich darauf dem Sinne zuwider: „*Freilich* habe ich, unter uns gesagt, diese Bäume selbst gepflanzt.“ Auch sonst sind häufig Ausdrücke aus dem gemeinen Leben gebraucht, die man bei Uebersetzungen aus alten Schriftstellern nicht zu lesen gewohnt ist, wie (Th. I. S. 10) „zum Besten geben“, (S. 17) „auf Kosten Epicurs“, (S. 19 für dicam) „ich will Dir das Geheimniss vertrauen“, (S. 207) „Du wirst mich nun sehr frostiger Natur schelten“. Hrn. W. ist dies nicht allzuhoch anzurechnen, da er ja nicht für Kenner des Alterthums schrieb, sondern vielmehr den Gedanken Seneca's auch unter den Nichtkennern desselben eine Anerkennung verschaffen wollte; doch möchte Rec. vermuthen, dass auch dieser Zweck durch den Gebrauch edlerer Ausdrücke, welche dem Original mehr angemessen wären, vollkommener erreicht werden würde.

Blicken wir auf die Art und Weise hin, auf welche der Sinn in der Uebersetzung wieder gegeben wird, so ist nicht zu verwundern, wenn hier manches Unrichtige eingeflossen ist, zumal da dem Hrn. Verf. doch nicht eine solche Kenntniss der fremden Sprache und des Alterthums zu Gebote stand, welche bei den oben angegebenen Grundsätzen allein vor Irrthümern bewahren könnte. Um Anderen ein eigenes Urtheil möglich zu machen, führen wir folgende Stellen an: Ep. 4. § 1. werden die Worte: mentis ab omni labe purae *ac splendidae* übersetzt: (der Genuss) „der aus dem Bewusstsein hervorgeht, eines fleckenlosen, *Licht und Wärme verbreitenden* Geistes *sich rühmen zu dürfen*“. Ep. 7. § 2. *quia* inter homines fui, (S. 13) „*wenn* ich unter Menschen gewesen bin“. Ep. 8. § 1. Non vaco somno, sed succumbo et oculos vigilia fatigatos cadentesque in opere detineo, „denn nicht, dass ich dem Schlafe *entgegengehe*, lasse ich mich vielmehr von demselben *überraschen*, *so dass* die müden Augen über der Arbeit *von selbst mir zufallen*“. Wo ist hier das Ankämpfen gegen den Schlaf ausgedrückt, das im lateinischen Texte liegt? — Ganz umgekehrt wird (ep. 8. § 7.) der Sinn der Worte: Non attingam tragicos *aut* togatas nostras, durch die Uebersetzung: „Ich *darf* mich deshalb *nicht nur* auf unsere Tragödien, *sondern auch* auf unsere Dramen beziehen“. — Die Worte (S. 20): „Mit dem Schlusse der Jugendjahre tritt zwar die fruchtbrin-

gende Zeit des Lebens ein, angenehmer aber bleibt darum immer die Jugend", geben das Lateinische (ep. 9. § 5.) Fructuosior est adolescentia *liberorum*, sed infantia dulcior, durchaus nicht genau wieder, weil die Beziehung auf die Aelteren ganz verwischt ist. — Nicht wieder zu erkennen sind die Verba opus esse und egere in folgender Stelle (ep. 9. § 12.): „Um den Chrysippus anzuführen, so spricht sich dieser über den hier vorwaltenden Unterschied dahin aus, dass sich der Weise nie nach etwas *sehne* (indigere), dabei aber doch vielerlei *bedürfe* (opus esse), dahingegen der Unweise, obgleich er keiner Sache *froh werde* (opus est), weil er nicht damit umzugehen wisse, dennoch nach Allem verlange (eget). Der Weise *bedarf* (opus est) z. B. seiner Hände und Augen und vieler anderer zum täglichen Leben nothwendiger Dinge, aber er *vermisst* (eget) sie nicht", wo opus est offenbar das *Zweckdienlichsein*, egere das *Bedürfen* ausdrückt. — S. 25 geben die Worte: „Ich schliesse mit einer heilsamen Lehre, *deren es nie für dich bedürfen möge*", einen ganz anderen Sinn, als das Lateinische (ep. 10. § ult.) *Vide* ergo, *ne* hoc praecipi salubriter possit. — Wer möchte ferner die Worte (ep. 11. § 1.) non enim ex praeparato locutus est, sed subito deprehensus, ubi se collegit cet. mit Hrn. W. (S. 26) so übersetzen: „Unvorbereitet, wie er war, *fühlte er sich zuweilen betroffen*, und konnte *dann*, wenn er auch wieder sich fasste" u. s. f.; ferner daselbst § 3. Quidam nunquam magis, quam cum erubuerint, timendi sunt: *quasi* omnem verecundiam *effuderint*: „Es giebt Personen, vor denen man sich, wenn sie roth werden, hüten muss, *weil dann* jedes Schamgefühl in ihnen *erstickt* scheint. — S. 33 vergleiche man die Uebersetzung: „denn *oft genug* quälen wir uns mit blossen Vermuthungen, oder lassen uns durch *ein* leeres Gerücht täuschen, *das* nicht selten schon *ganze Völker in Aufruhr brachte*, und um so leichter nur den einzelnen Menschen *in Unruhe versetzt*", mit dem Original (ep. 13. § 7.): *plerumque* enim suspicionibus laboramus, et illudit nobis *illa*, quae *conficere bellum* solet, fama: multo autem magis singulos *conficit*, und man wird finden, dass sie etwas ganz anderes sagt. Dasselbe Verbum ist in demselben Briefe (§ 14. Cicuta magnum Socratem *confecit*) nicht gut übersetzt, (S. 35) „Socrates *verdankte* seine Grösse dem Giftbecher". — Wer sollte ferner S. 41 in den Worten: „Trinken und Schwitzen ist die tägliche Losung dieser *dem Leibe fröhnenden* Menschen", das Original wieder erkennen (ep. 15. § 3.): Bibere et sudare vita *cardiaci* est. Unrichtig ist daselbst (§ ult.) die Uebersetzung der Worte: finem constitue *quem transire ne possis quidem*, si velis, (S. 43) „*mit dem festen Willen*, auch dann, *wenn Du könntest*, sie nie zu überschreiten". — Ganz verdreht ist (ep. 21. § 8.) der Gedanke dadurch, dass non voluptatibus und non annis adiiciendum est, (S. 63) übersetzt ist: „*ohne* seine Genüsse zu vermehren", und „*ohne* die Zahl seiner

ahre zu steigern", was hier um so auffallender ist, da kurz vorher in zwei ganz ähnlichen Sätzen die richtige Uebersetzung: „so musst Du", sich findet. — Ep. 27. § 4. sagen die Worte: quos am bene noverat, *quam paedagogos nostros novimus*, auch etwas ganz anderes, als die Uebersetzung (S. 85): „obgleich sie hn, *so gut wie uns*, noch *aus der Schule* her bekannt sein mussten". — Ep. 30. § 14. werden die Worte: Hostis alicui mortem minabatur: hanc cruditas occupavit, durch die Uebersetzung: „Könne doch das *schon gezückte Schwert* des Gegners durch eine denselben *plötzlich treffende* Krankheit *noch aufgehalten* werden", so auf die Spitze gestellt, dass man sich des Lachens kaum enthalten kann, wenn man sich den Gegner mit plötzlich steif oder schlaff gewordenem Arme dastehend denkt. — Ep. 32. § 3. sind die Worte: et in summa tui *satietate*, dem Sinne ganz zuwider (S. 101.) übersetzt: „und deines Daseins Dich *müde* fühlst". — Wozu soll ep. 47. § 5. die Uebersetzung der Worte: t in cubiculo *vir*, et in convivio puer est, (S. 131.): „um der Völlerei und Wollust seines Gebieters bald als Ganymed bald als *Hercules* zu fröhnen"? — Dem paterfamilias gegenüber sind daselbst § 12. familiares gewiss nicht „*Vertraute*". — Ep. 53. § 7. sind die Worte: aliquando dormire se dormiens cogitat, (S. 153.) eben so unrichtig übersetzt: „er ist sich seines Zustandes so wenig bewusst, *dass er träumen muss*, *er schlafe*, *um darum zu wissen*", als ep. 54. § 2.: quam ille, quisquis se vicisse putat, quum vadimonium distulit, (S. 155.): „als ein Rechtsgelehrter, der, weil er den einen Process gewann, auch *alle übrigen* gewinnen zu müssen glaubt", und ep. 55. § 1.: sive ex aliqua causa spiritus densior erat, (S. 157): „bei zufällig *dicker Luft*". — Ganz unpassend ist *um zu* eingeschaltet (S. 172.): dass Plato gerne ein paar Tage von seinem Leben hätte fallen lassen, *um* sich der Ehre des Todtenopfers *zu entziehen*", wo im Texte (ep. 58. § 28.) nur *et* sacrificium remittere steht, und (S. 373.): „der, *um* das Fass *zu leeren*, selbst die Hefen nicht verschmäht", für: qui amphoram exsiccat *et* faecem quoque exsorbet. — Ep. 66. § ult. bedeutet doch wohl aliquis in muliercu-lam ex viro *versus* nicht: „als Weiber *verkleidete* Diener", oder ep. 67. § 3.: *patienter* aegrotare „*der Geduld wegen* krank sein"; oder ep. 68. § 6. alius interposito ieiunio corpus exhaurit et *purgat*, (S. 213): „oder auch eine *längere Zeit* fastet und dabei *Abführungsmittel braucht*", eben daselbst in cetera *negligentes* „und *verzichtet* wohl auch auf *alle übrigen Genüsse*". — Ganz missverstanden ist folgende Stelle: Ep. 74. § 9.: modo *in illam* (fortunam) respicimus: nimis tarde nobis *mitti* videntur, quae cupiditates nostras irritant, ad paucos perventura, exspectata omnibus. *Ire obviam cadentibus cupimus*, welche folgendermaassen übersetzt ist (S. 241.): „Neidisch blickt er *bald auf Diesen*, *bald auf Jenen*, denn nicht schnell genug glaubt er für sich *erobern*

zu können, was seine Sehnsucht reizt, und von Allen gewünscht, doch nur Wenigen zu Theil wird. *Möchte er doch alle Andere um sich her versinken sehen!*" während der Sinn ist: Das Glück scheint seine Gaben allzu langsam auszuwerfen, die wir nur gern im Fallen auffangen möchten. Eben so ist ep. 75. § 5. der Gedankengang verfehlt, da die Worte: Tantum negotii habes ... quando illa experieris, noch zur Anrede an den Arzt bezogen werden, während sie schon zur Anwendung auf den Lucilius gehören, wobei namentlich Quando multa disces? falsch übersetzt ist: „Du magst recht viel gelernt haben". — Ep. 80. § 2. werden die Worte: et me non *excutit* mihi, sed in huius ipsius rei contentionem transfert, ungeeigneter Weise übersetzt (Thl. II. S. 6.): „und mich, *wenn auch* nicht im *Denken*, doch in *meinen Ideen* unterbricht". Das Wort *Idee* steht auch Th. I. S. 165. am unrechten Orte. — Ep. 81. § 25. sind die Worte: propter quae vulgus *insanit*, in dem auch im Uebrigen nicht ganz richtig wiedergegebenen Satze ganz falsch (S. 16.) übersetzt: „vor denen die grosse Menge *sich entsetzt*". — Die Uebersetzung der Worte ep. 83. § 5.: non multum mihi ad balneum superest, (S. 27.): „Habe ich doch wenigstens nicht mehr weit zum Bade *zu gehen*", hätte nach Lipsius Note, nach welchem der Sinn ist: „ich habe nicht mehr weit zum Gebrauche des warmen Bades hin", berichtiget werden sollen. Das. § 12. soll Piso, urbis custos ebrius, *ex quo semel factus est*, fuit, heissen (S. 29.): „der als Präfect von Rom *seit seiner Anstellung* dem Trunke dergestalt ergeben war" u. s. w., wo offenbar der Sinn ist: „der nicht mehr nüchtern wurde, *seit er sich das erste Mal betrunken hatte*". — Ganz falsch ist ep. 86. § 4. circumlitio übersetzt (S. 48.): „von einer mühvollen, der Malerei ähnlichen *Zusammensetzung bunter Steine*"; freilich ein Irrthum, den Hr. W. mit Lipsius theilt, dessen Bemerkung auch Olshausen und Pauly verlockt zu haben scheint, es mit *Rand* und *Saum* zu übersetzen, was besonders bei dem Letzteren auffallen muss, da er in seiner Bemerkung nach O. Müllers Handbuch der Archäologie die Bedeutung von circumlitio richtig angiebt, worüber jetzt noch zu vergleichen ist: Verhandl. der 2. Versammi. der deutsch. Philol. und Schulmänner S. 36 ff. — Ganz unrichtig wird ep. 86. § ult. quae si *prodest* übersetzt: „wo dies *zu haben* ist", und ep. 87. § 3. mulae vivere se ambulando testantur: „den Maulthieren sieht man es an, dass sie *auf der Strasse zu Hause* sind", indem ambulando fälschlich zu vivere bezogen wird, während der Sinn ist: sie äussern ihr Leben nur durch gemächliches Gehen. — Das. § 8. sollen die Worte: qui quum maxime dubitet, utrum se ad gladium collocet, an ad cultrum, auf Cato bezogen, heissen: „er würde nicht wissen, ob er das Schwert noch *führen dürfe*, oder ob er zum *Pfluge greifen* müsse". Die beiden anderen Uebersetzer sind richtig der schon von Lipsius gegebenen Erklärung gefolgt, dass

der reiche Schlemmer darauf sinnt, zu welcher Art von Gladiatoren er sich brauchen lassen soll. — Das. § 9. in den Worten: qui primus appellavit impedimenta, ist die Schwierigkeit übersehen, welche in der Doppelsinnigkeit des Wortes impedimenta liegt, und ohne Weiteres übersetzt: „der *ihn* (den Luxus) den *Hindernissen* im Leben beizählte". — Ep. 95. § 42. wird equestrem censum fälschlich (S. 148.) „die *jährlichen Einkünfte* eines Ritters", und aditiales coenae „der Aufwand, den ein angehender *Ritter* bei seiner Aufnahme zum Opfer bringen muss", übersetzt; das. § 66. werden die publicani gar zu Gräcomanen gemacht! — Ep. 100. § 10. werden die Worte: sit aliquid oratorie acre, tragice grande, comice exile, (S. 179.) übersetzt: „dass man ... *kräftig auftreten und* im Vortrage den hohen Ernst des Tragikers mit der *laconischen Kürze* des Komikers verbinden müsse". — Ep. 104. § 1. wird Nomentanum übersetzt: „meine *Besitzung in Nomentanum*"; ähnlich ep. 110. § 1. „auf meinem *Landgute zu Nomentanum;* dagegen ep. 123. § 1. richtig: „auf meiner Besitzung *bei Alba*"; aber ep. 70. § 1. wird Pompeios tuos „Deine *Besitzungen* zu Pompeji" übersetzt, wo doch Aetna tua (ep. 79. § 8.) leicht das Richtige hätte zeigen können. Ueberhaupt wäre im Geographischen mehr Genauigkeit zu wünschen, dass nicht Dinge, wie Th. I. S. 99. „die *Apenninen* und die *griechischen Alpen*" für: per *Peninum Graiumve* montem, S. 144. *Canope*, S. 158. *Acherus* vorkämen.

Mit den hier und da eingeschaltenen Versen ist Hr. W. auch etwas willkürlich verfahren. Wo eine metrische Uebersetzung zur Hand war, sind sie meistens nach dieser, doch mitunter nicht ganz vollständig (vgl. Thl. II. S. 57. u. 85.) gegeben, andere lateinisch mit beigegebener prosaischer Uebersetzung (vgl. Th. I. S. 18. u. 30. Th. II. S. 8. u. 183.) oder blos in einer solchen (vgl. Thl. II. S. 214.). Das. S. 246. f. kommen auch Stellen ohne deutsche Uebersetzung vor, was für Leser, welche nicht viel Lateinisch verstehen, wie sie Hr. W. allein vor Augen haben konnte, unpassend ist.

Dass den einer Erklärung bedürftigen Stellen gar keine Bemerkungen beigegeben sind, damit kann sich Rec. nicht einverstanden erklären; denn alles hierher Gehörige in einem Wort- und Sachregister zusammenzufassen, wie es Hr. W. vorhat, möchte jedenfalls für den Verfasser mit grösserer Schwierigkeit verbunden sein, ohne dem Leser eine grössere Bequemlichkeit zu gewähren. Die Einleitung über Seneca's Leben ist zweckmässig.

Auf das kritische Element hat Hr. W. seinem Standpunkte gemäss keine Rücksicht genommen; sondern eine der älteren Ausgaben — es lässt sich bei der freien Art zu übersetzen nicht leicht bestimmen, welche — zu Grunde gelegt. Dass auch bei einer Uebersetzung dieser Art es von wohlthätigem Einflusse gewesen wäre, wenn, wie es Hr. Pauly gethan hat, die bessere

Schweighäusersche Recension zu Grunde gelegt worden wäre, hatte Rec. an einigen Stellen nachzuweisen sich vorgenommen; allein der Raum verbietet es, da Rec. mit der Anführung der an dieser Uebersetzung zu machenden Ausstellungen ohnedies schon zu weitläufig war, was nicht geschehen sein würde, wenn das Werk schon vollendet vor uns läge. Da aber dieser Uebersetzung der Briefe noch die übrigen Werke Seneca's nachfolgen sollen, so glaubte Rec. dem Hrn. Verf., dessen ehrenwerthes Bestreben er gern mit erwünschtem Erfolge gekrönt sehen möchte, sowie dem Hrn. Verleger, welcher dem Seneca mit besonderer Vorliebe ergeben ist, selbst einen Dienst damit zu erzeigen, wenn er auf die schwachen Seiten des bereits erschienenen Theiles aufmerksam machte, damit ähnliche Fehler in den folgenden vermieden werden könnten. Vor Allem möchten wir aber Hrn. W. ermahnen, die Vorarbeiten seiner Landsleute nicht so ganz zu vernachlässigen, wie es mit der Olshausenschen und für die meisten Briefe auch mit der Paulyschen der Fall war, nach welchen die meisten unrichtig übersetzten Stellen hätten verbessert werden können.

Die äussere Ausstattung verdient alles Lob; das Papier ist gut, der Druck sauber und correct. Von offenbaren Druckfehlern hat Rec. nur Thl. I. S. 33. *wie* für *wir*, S. 204. *überstimmt* für *übereinstimmt* angemerkt. Anderes, wie Thl. I. S. 199. „im glühenden *Ofen* (Ochsen?) des Phalaris", Thl. II. S 29. „*Tullius* Cimber" (was in der Nürnberger Handschrift auch so steht), S. 57. „in *den Cloak*", S. 149. *καδήκοντος*, S. 154. *χαρακτηρισμόν* (vgl. S. 155.), ist wohl dem Drucker nicht zur Last zu legen.

3. Die andere, in der Stuttgarter Sammlung erscheinende Uebersetzung ist von der eben besprochenen durchaus verschieden; denn, wenn sie auch von drei verschiedenen Verfassern herrührt, so ist doch in einem wie in dem anderen Theile das Bestreben ersichtlich, nicht nur die Gedanken, sondern auch die Worte Seneca's möglichst getreu wieder zu geben, und der Standpunkt der Uebersetzer mehr ein rein philologischer, indem, wo die zu Grunde liegende Textesrecension (ausser den Briefen, die Ruhkopfsche) keinen guten Sinn giebt, auch Verbesserungsversuche gemacht werden. Da die Paulysche Uebersetzung der Briefe noch unvollendet ist (sie geht nur bis zum 93.), so begnügen wir uns in Bezug auf sie für jetzt mit dem eben ausgesprochenen allgemeinen Urtheile und behalten uns vor, später auf dieselbe zurückzukommen; von den übrigen Theilen berücksichtigen wir aber vorzugsweise die von Hrn. Rector *Moser* übersetzten Naturbetrachtungen, in welchen wenige offenbare Unrichtigkeiten vorkommen, welche nicht mehr der Verdorbenheit des Textes, als der Schuld des Uebersetzers beizumessen sind; weshalb es wohl Entschuldigung finden dürfte, wenn wir bei der Besprechung

der nach unserer Ansicht unrichtigen oder unklaren Stellen auf die Kritik Rücksicht nehmen und, wo es nöthig scheint, die Lesarten zweier bisher noch nicht benutzter Handschriften, einer Bamberger und einer Würzburger, beiziehen.

Wenn (lib. I. cap. 2. § 3.) terendis frugibus (S. 1048.) „zum *Zermahlen* des Getreides" übersetzt ist, so ist es gewiss unrichtig, da von der Tanne die Rede ist und es also nur auf das Dreschen gehen kann, wie Hor. Sat. I, 1, 45. und Varro R. R. I, 52. extr. — Etwas undeutlich sind S. 1049. die Worte: „Auf die (Luft) aber, welche in fliessender Bewegung ist, macht das Licht keinen merkbaren Eindruck. Sie nimmt nämlich keine Gestalt an und bleibt nicht stehen (resistit), weil *ja die vorderste Schichte* derselben sich zertheilt". Hier ist bei der Uebersetzung der Worte (ib. § 6.) *prima quaeque* pars, *ja* wohl nur ein Druckfehler für *je;* doch ist das Distributive bei dem II, 28. § 2. wiederkehrenden Ausdrucke in der Uebersetzung (S. 1114.): „Ein Berg zerschneidet auch die Wolke nicht, sondern er schiebt sie auseinander und löst den Theil von ihr auf, *der ihm zunächst ist*", auch nicht gehörig wiedergegeben; an einer anderen Stelle VI, 17. § 2. *primas quasque* aquas explicat, ist mit der Uebersetzung (S. 1302.): „lässt er seine Wasser *in Ordnung* dahinfliessen", der Ausdruck primus quisque dem Sinne mehr entsprechend wiedergegeben, da er nach Dietrich Ztschr. f. d. Alt. Wiss. 1837 S. 372. und Haase zu Reisig's Vorlesungen über lat. Sprachwiss. S. 350. *einer nach dem andern* bei einer naturgemässen Aufeinanderfolge bedeutet. — I, 2. § 11. wird intra momentum temporis durch den offenbar schwächenden Ausdruck „in *einigen* Augenblicken" S. 1055. übersetzt; besser (I, 4. §2. S. 1057.) „in *einem* Augenblicke"; an der letzteren Stelle ist dagegen die Uebersetzung der Worte: probationes, quae *de plano legi* possint, „Beweisgründe, die man *ohne Schwierigkeit lesen* kann", zu rügen. Es ist nicht wahrscheinlich, dass Hr. M., da er die Ruhkopf'sche Note zu der Stelle vor Augen hatte, diese missverstanden habe; er hat aber jedenfalls darin gefehlt, dass er das Verbum legi nicht in die bildliche Ausdrucksweise hineinzog. Der Sinn ist offenbar: „die für jeden Standpunkt passen". — In den Worten (I, 5. § 1.) sed ipsa adspici corpora *retorta* oculorum *acie* et in se rursus *reflexa* hat Hr. M. die Participia fälschlich auf corpora bezogen und übersetzt: „*durch* die Sehkraft der Augen zurückgeworfen und wieder in sich selbst zurückgewendet". Man vgl. cap. 13. § 3. faciem non reddunt, quia *acies nostra non habet ad nos recursum.* — S. 1062. liest man: „es verliert sich dagegen (das Bild des Regenbogens), wenn *es in der Nähe entstehen soll";* nach der gewöhnlichen Lesart (5. § 10.) quum e vicino est *ventura* nicht unrichtig; allein diese Lesart findet sich nicht, wie Ruhkopf behauptet, in allen Handschriften; die beiden genannten haben wenigstens quum e vicino est *ventum*, was

den passenden Sinn giebt: „wenn man *in die Nähe kommt*". Neben e longinquo kann hier e vicino wohl stehen für das ausführlichere unde e vicino viseretur. Man vgl. § 11. Ita non est argumentum falsi coloris, quia idem apparere *accedentibus* desinit. — Die Worte (6. § 2.) Illud mihi dic, quare in orbem eat facies, *nisi orbi reddetur*, sind am Schlusse falsch übersetzt: „wenn er doch *keinen vollen Kreis bildet*". Das Folgende, namentlich: unde talis figura sit, non dices, nisi aliquod *exemplar*, *ad quod formetur*, ostenderit, zeigt, dass zu übersetzen ist: „wenn er nicht *das Abbild eines Kreises* ist"; so steht ja faciem reddere ausser der eben angeführten Stelle auch unter § 6. — Dass die Worte (S. 1065.): „Aber der Regenbogen ist *etwas* grösser, als die Sonne", unrichtig sind, ist klar, ohne dass das Lateinische beigezogen wird, in welchem *aliquanto* maior, wie das § 2. vorhergehende *longè* ipso sole maior apparet, zeigt, *bedeutend* grösser heisst. Derselbe Fehler findet sich 15. § 5. in der Uebersetzung (S. 1077.): „Da ihre sehr grosse Scheibe den Umfang der eben aufgegangenen Sonne *noch um Etwas* übersteigt". — S. 1074. sind die Worte: „Man bemerkt nicht sowohl, wo ein solcher Stern läuft, als wo er *erscheint*", ganz undeutlich. Die Schuld davon liegt in der gewöhnlichen Lesart (14. § 4.): Intelligimus magis qua *appareat* stella, quam qua eat. Indessen hat die Bamberger Handschrift magis qua pereat, quam qua *exeat*, was durch die Lesart der Würzburger: qua *perit* stella quam qua eat, noch unterstützt wird und ganz gut zum Vorhergehenden: Tanta est enim velocitas motus, ut partes eius non dispiciantur, sed tantum summa deprehendantur, passt. Demnach wäre der Sinn der Stelle: „Man hat nur einen allgemeinen Eindruck der von dem Sterne beschriebenen Linie, deren Endpunkt deutlicher ist, als ihr Anfangspunkt." — Eine ähnliche Bewandtniss hat es S. 1076. mit den Worten: „Man *sieht* von ihnen Häuser getroffen, und die *leichte Berührung* davon nennen die Griechen ein Einschlagen"; welche die Ruhkopf'sche Lesart (8. § 3.): Ab his tecta *videmus* icta, quae *aspersa* Graeci *plecta* vocant, wiedergeben, die übrigens in Folgendes abzuändern ist: Ab his tecta *vidimus* icta, quae Graeci *ἀστερόκληκτα* vocant; die Bamberger Handschrift hat nämlich asperoplectra, die Würzburger asperoplecta, und beide vidimus. Ebenso geben S. 1078. die Worte: „Es giebt Spiegel, welche das Gesicht der Hineinschauenden schief machen; andere, die unendlich vergrössern *und* über die menschliche Gestalt und das Maass unserer Körper hinausgehen", keinen vernünftigen Sinn, und doch steht nichts anderes in den Ausgaben. Allein nach jenen Handschriften ist statt (15. extr.) *et* humanum etc. zu lesen: *ut* (nach der Würzb. ita ut) humanum habitum modumque excedant nostrorum corporum, wodurch es möglich wird, diese Worte auf das vorhergehende prospicientium zu beziehen. Noch besser würde sich die Sache fügen, wenn

excedat auf faciem bezogen, da stände. — S. 1079 sind die Worte (16. § 2.): *fecit*que specula eius notae, allzuwörtlich übersetzt: „Und er *machte* Spiegel von der Art", statt: „er *liess* sich machen". — 16. § 5. kann *quum* compressus erat gewiss nicht übersetzt werden: „weil er zusammengedrückt war". — In den Worten (S. 1081 f.): „*Nämlich* nicht dazu, dass wir vor dem Spiegel Bart und Gesicht putzen oder *dem Manne* ein glattes Antlitz machen", war (17. § 2.) viri im Rückblick auf das ironische scilicet, das nicht mit *nämlich*, sondern mit *offenbar* oder *gewiss* zu übersetzen war, wie VII, 31. § 4. als Nominat. Plural. zu fassen, „wir Männer", was durch das Weglassen des einen faciem in den erwähnten Handschriften, welche haben ut ad speculum barbam velleremus faciem*que* (die Würzb. *aut ut* faciem) viri poliremus noch deutlicher wird. — Durch die Uebersetzung (S. 1084.): „Sie *entwirrten* sich das wallende Haar gerade wie edle Thiere ihre Mähnen", geht der Gedanke verloren, dass sie es fallen liessen, wie es eben beim Schütteln des Hauptes fiel, also wohl besser: „sie schüttelten es sich zurecht".

Dass zu Anfange des II. Buches die Worte: humanas motura tonitrua mentes, nicht als angeführte Worte eines Anderen behandelt werden, davon liegt der Grund in der Ruhkopf'schen Ausgabe; Köler hat richtig erkannt, dass sie aus Ovid. Metam. I, 55. entnommen sind. — Die Worte enormiter proiecta (1. § 4.) neben inaequalia sind gewiss nicht richtig übersetzt: „von *ungeheuer langer* Ausdehnung". Enormiter geht nicht auf die Grösse, sondern auf die Gestalt und bedeutet *unregelmässig.* So wird es I, 7. § 3. von Hrn. M. selbst übersetzt. — S. 1090. muss in den Worten: „Dieselben bestehen entweder durch Verbindung oder durch Anhäufung, wie zum Exempel ein Seil, Getreide, *ein Schiff*", das letzte Beispiel auffallen, da die beiden andern den Worten *Verbindung* und *Anhäufung* entsprechen, dieses für sich allein steht oder vielmehr zum ersteren zu beziehen wäre. Mit Recht fehlt es daher wohl in der Bamberger Handschrift; vielleicht ist es als andere Lesart für funis hereingekommen. — Unrichtig sind 2. § 4. die Worte tu in vicem refer gratiam (S. 1091.) übersetzt: „so hast Du mir dagegen zu danken", für: „so thue mir dagegen auch etwas zu Gefallen." Ferner entspricht *Warum das?* nicht ganz dem lateinischen Quare istud? sc. dicis, d. h. wie meinst du das? — S. 1095. will in den Worten: „Was Anderes ist es, das . . . die grünenden Bäume *aufschiessen* macht", das *Grünen* und *Aufschiessen* nicht recht zusammen passen; die Lesart der Ausgaben (6. § 7.) ac virentes *erigit* arbores besagt allerdings dasselbe, ist aber schon dadurch auffallend, dass dasselbe Verbum gleich darauf wieder kommt; richtiger ist daher wohl *exigit*, „es giebt Triebkraft" oder „bringt zum Entfalten", eine Lesart, welche die Bamb. Handschrift hat, und ausser ihr eine Pariser, wie Ruhnken zu Rutilius Lupus I. § 14. angiebt,

mit der Bemerkung: Quae lectio sua se elegantia commendat. — 11. § 2., wo die Ruhkopf'sche Ausgabe hat Lunae proximum ius est, hat Hr. M. (S. 1094.) übersetzt: „Die *meiste Einwirkung* hat neben ihr der Mond" wahrscheinlich, obgleich stillschweigend, nach der Aenderung des Pintianus *proxima vis*, die übrigens auch durch die Bamb. Handschrift bestätigt wird. — Etwas undeutlich ist S. 1101. Folgendes: „Anaxagoras z. B. sagt, es (das Feuer) werde von dem Aether *abgesetzt*"; übrigens haben hier jene beiden Handschriften (12. § 4.) distillare, nicht das Passivum. — Nicht genau sind 13. § 2. die Worte: fulmen autem cadit, eadem necessitate, qua excutitur (S. 1109.) übersetzt: „der Blitz aber fällt nach denselben *nothwendigen Gesetzen*, nach welchen er herausgepresst wird", vielmehr sollte es heissen: „durch denselben *Zwang*, durch welchen" u. s. f. — Der Ausdruck: „wovon es (das Feuer) *geleitet* oder von seiner Strebekraft abgebracht wird", ist nach der Lesart quod eum *ferat* gerade nicht falsch, doch eignet sich hier gewiss besser ein stärkerer Ausdruck, wie *feriat*, was Rec. aus seinen beiden Handschriften angemerkt hat. — Dass 26. § 3. statt *Maiorum* nostrorum memoria, dem nostra memoria (§ 4.) gegenüber, eine bestimmtere Zeitangabe wünschenswerth wäre, hat vielleicht Hr. M. gefühlt, indem er S. 1111. es übersetzte „zu unserer *Väter* Zeit", was, wie es hier steht, jedermann auf die nächstvorhergegangene Generation beziehen wird; indessen ist wohl das Richtige, was in der Bamb. Handschrift steht, *Avorum* nostrorum memoria. — 39. § 1. hat Hr. M. die Ruhkopf'sche Lesart: quam bonam *fortunam* malamve significat, nach Kräften übersetzt: „und deuten in Beziehung auf dieselbe an, ob sie ein Glück oder ein Unglück sei"; allein die Handschriften haben auch hier keineswegs alle jene Lesart, sondern die Bamberger hat: quam bonam *futuram* malamve significat, die Würzburger quam *bono futuram malove* significat, was (seit Muret bis auf die Umstellung futuram bono, die gewöhnliche Lesart) um so mehr beizubehalten sein möchte, als auch 49. § 2. malo futurum steht. — 42. § 1. sind die dem Folgenden (§ 2.): Si quaeris a me, quid sentiam, gegenüberstehenden Worte prima specie si intueri velis gewiss unrichtig übersetzt: „*Beim* ersten Anblick, *wenn man* die Sache *näher* betrachten mag"; es ist aber nicht zu leugnen, dass die Ausdrucksweise prima specie aliquid intueri etwas auffallend ist, so dass Rec. lieber primam speciem lesen möchte. — Die Worte (S. 1140 f.): „Verderblicher ist kein Feind, als den *ein Engpass* keck macht; und weit *gewaltsamer* stürzt man immer *nieder*, wenn man nicht anders kann, als wenn man *sich muthig darein gefügt hat*", tragen das Gepräge der Unrichtigkeit an der Stirn; der Hauptfehler ist, dass corruitur (59. § 4.) nach Ruhkopf's Erklärung „vita amittitur" mit *Niederstürzen* übersetzt ist, während es hier *Zusammenstürzen*, d. h. in den Kampf ge-

hen, bedeutet. Vgl. Freund's Lexicon u. d. W., wo noch Curt. III, 3. angeführt wird, an welcher Stelle jedoch Zumpt die Lesart concurrerent vorzieht. Es war demnach zu übersetzen: „Kein Feind ist verderblicher, als der, den seine bedrängte Lage tollkühn macht, und man stürzt immer aus Noth mit weit grösserer Heftigkeit in den Kampf, als aus Tapferkeit". — Im Folgenden (§ 5.) ist stillschweigend richtig übersetzt: „so *handelt* es sich nicht um die Sache selbst", obgleich alle dem Rec. zu Gebote stehenden Ausgaben, ausser der Lipsius'schen, queritur statt quaeritur haben. Vgl. Symbol. p. 11.

Im III. Buche wäre 11. § 1. für aliunde alio der wörtlichere Ausdruck „von einem Orte zum andern" dem gewählten „bald da, bald dorthin" vorzuziehen gewesen, da nicht von einer mehrfachen Veränderung des Laufes eines und desselben Gewässers die Rede ist. — 15. § 1. wird die Lesart der Ausgaben *impellitur* atque aestuat richtig so wiedergegeben: „durch die es (das Meer) in eine fluthende Bewegung gesetzt wird", angemessener aber scheint, da von den unterirdischen Adern, also den Zuflüssen, die Rede ist, die Lesart der Bamb. und Würzb. Handschriften *impletur* atque aestuat. — Fast unverständlich sind (20. § 1.) die Worte: „Aber warum haben die Wasser einen verschiedenen Geschmack? Aus vier Ursachen? Die erste liegt in dem Boden, durch den sie fliessen. Die andere in eben demselben, wenn er durch die Veränderung desselben entsteht", wegen der Beziehung des Pronomen *er* auf das entfernte Substantiv *Geschmack*. Nach Gronov, aus dessen Conjectur diese Anordnung der Stelle hervorgegangen ist, ist nicht sapor, sondern aqua zu ergänzen. — Etwas eigen klingen am Schlusse des 21. Kapitels die Worte: „das nicht *Kennzeichen* von Dem (so werden in allen ähnlichen Fällen die Pronomina gross geschrieben), woraus es entsteht, merken liesse"; die Bamb. Handschrift hat hier statt notas das Wort naturam (vgl. 24. § 2. reddunt *qualitatem* eius), vorher diese und die Würzb. quo (nicht a quo) nascitur. — 24. § 1. werden die Worte: Facere solemus dracones et *miliaria* et complures formas, in quibus *aere tenui* fistulas struimus, übersetzt: „Man pflegt Drachen zu machen und *Olivengefässe* und allerlei Formen, in welchen man Röhren *mit dünner Luft* anbringt". Zu dem Worte *Drachen* wird noch bemerkt, dass man in den Bädern allerlei dergleichen sonderbar geformte Gefässe gehabt habe, um das Badewasser warm zu machen. Allein was sollen dabei die *Olivengefässe?* Hr. M. scheint Schellers Worte missverstanden zu haben, welcher sagt, miliaria seien eine Art von Gefässen, z. E. um den *ausgepressten Olivensaft* aufzufangen oder Wasser darin warm zu machen. Ist dracones, wofür die Bamb. Handschr. drachones hat, richtig, so muss auch miliarium ein Gefäss von einer bestimmten Form bedeuten, und zwar (nach Pallad. April. VIII. 7. Vas aeneum miliario simile, i. e. altum et angustum) ein

hohes und enges, wenn man es nicht allgemein für *Wärmkessel* nehmen und folgender Weise umstellen will: miliaria et dracones et complures formas. Ein arger Verstoss liegt aber in der Uebersetzung der Worte aere tenui, um so ärger, als VI, 30. § 1. aes tenue wieder vorkommt. — S. 1182. ist zu lesen: „und es hilft kein Mittel dagegen, weil es (das Wasser) *sich* im Augenblick, wo es getrunken worden ist, *verhärtet*, und nicht anders als wie Gyps, *noch während es feucht ist*, *zusammengezogen wird*, und die Eingeweide zusammenschnürt.“ Hier ist nicht erkannt, dass (25. § 1.) gypsum sub humore zusammengehört. Ferner hat die Bamb. Hdschr., statt des Passivs, durat und constringit, was den guten Sinn giebt: „weil es die Eingeweide verhärtet, und, wie Gyps unter dem Wasser, zusammenzieht und zu einer festen Masse macht.“ — S. 1183. ist die Uebersetzung: „als wären *sie* (die Schafe) gefärbt worden“, nach der gewöhnlichen Lesart (25. § 3.) infecta ungenau, da diese verlangte: „nicht anders als gefärbte Gegenstände“; doch erhält sie eine Bestätigung durch die Lesart der Bamb. u. Würzb. Hdschr.: *infectae*. — Undeutlich sind im Folgenden die Worte: „dass in Galatia ein Fluss sei, der *an allen* die nämliche Wirkung thue.“ Auch hier helfen jene Handschriften ab, welche ovibus für omnibus haben. — Wunderlich klingt S. 1185. die Uebersetzung: „manche (Wasser ziehen zu) eine Art von Hautflecken, oder entstellende Bleichsucht, *sie mag nun angeschwemmt* oder *eingetrunken werden*.“ Im Original ist (25. § 9.) zu den Worten sive infusa sive pota sit, offenbar, wie an der oben berührten Stelle, aqua aus dem vorhergehenden quasdam aquas herauszunehmen. — S. 1191., wo von der Gewalt eines angeschwollenen Bergstromes die Rede ist, liest man: „Weg schwemmt er Landhäuser und nimmt *die ungesonderten Schafheerden* mit fort.“ Statt ovium hat die Würzburger Handschrift, wie der cod. Memmianus, *dms*, i. e. dominus, woraus Opsopöus dominis oder domibus zu machen vorschlug. In der Bamb. Handschrift fehlt die Stelle ganz; in jedem Falle heisst aber intermixtus hier nichts anderes als dazwischen schwimmend. — S. 1199. liest man, „Es muss Etwas sein, das *zu etwas Anderem* tritt, wenn *Das*, *was* im Gleichgewicht steht, aus dem Gleichgewicht kommen soll.“ Die Worte des Originals (29. 5.) aliquid *alteri* accedat, ut quae libramento stant, inaequalitas turbet, sind missverstanden; zu alteri ist offenbar zu ergänzen: eorum quae libramento stant, und zu übersetzen: „es muss zu *Einem von beiden* etwas hinzutreten“; daher im Folgenden: accedet humori.

Im IV. Buche liest man (S. 1210.): „Willst du nicht die Worte, die jetzt von einer *Behörde* zur andern *mit allen Förmlichkeiten* übergehen, lieber an Einen bringen, der, bereit, *das Gleiche zu thun*, sich gefallen lässt, anzuhören, was du sagen magst.“ Im Originale sind wohl ista verba (praef. § 12.) die eh-

eden Prädicate, welche den Magistratspersonen beigelegt wer-
en; es kann demnach nicht von Behörden die Rede sein, sondern
ur von den Personen, welche ein Amt bekleiden, auf welche
iese Ehrentitel cum lictoribus, d. h. mit der Uebergabe der Amts-
nsignien, oder mit der Annahme eines Amts, übergehen. Im
olgenden sind die Worte: *das Gleiche zu thun*, zu unbestimmt;
ir würden wenigstens dazu setzen *dir*, oder sagen: „bereit, dir
s zu vergelten", oder „erkenntlich dafür zu sein." — Wenn es
. 1211. heisst: „nicht haben Messala (in der Note wird dafür
Messalina conjicirt) und Narcissus, lange des Staates Feinde, ehe
ie sich gegen sich selbst kehrten, meinen Entschluss wankend
machen, noch *zur Rolle Anderer bewegen können*, die zu ihrem
Unglücke Günstlinge waren", so sind die Worte in aliorum perso-
nam infeliciter amatorum (§ 13.) vom Verbum evertere abhängig
emacht. Köler scheint sie auf publici hostes bezogen zu haben,
wofür sich etwa anführen liesse Cic. ad Div. VI. 6. p. med. *in* eius
personam multa fecit asperius. So wäre der Sinn: „die lange
egen andere, welche in unglückbringenden Freundschaftsver-
hältnissen standen, öffentlich zu Felde zogen, bevor sie sich zu
Grunde richteten." — Die Worte qui Nilo mutantur (2. § 3.)
übersetzt Hr. M.: „denen der Nil *einen andern Lauf giebt.*"
Besser nimmt es wohl Köler für: in Nilum mutantur, eine Con-
struction, die freilich sonst nur bei Dichtern (z. B. Ovid. Met. IX.
1. XI. 742.) vorkommt. Uebrigens vergleiche man Plinius N. H.
, 9. s. 10.: circa clarissimam earum (insularum) Meroen Astabo-
es laevo alveo dictus, dextro vero Astusapes, *nec ante Nilus*,
uam se totum aquis concordibus rursus iunxit, eine Stelle, die
on den Erklärern wahrscheinlich wegen der bei Seneca begange-
en Verwechslung von Meroe und Philae, die jedoch schon Köler
mit Beziehung auf Ptolemäus rügt, nicht gehörig berücksichtigt
worden ist. — Bei der Beschreibung der Fahrt durch die Katar-
hakten (§ 6.) sind die Worte tenuissimos canales (S. 1218.) nicht
ut übersetzt: „die gar *seichten* Kanäle"; tenuis ist vielmehr hier
schmal. Ferner ist nicht klar, wie sie im Hinabschiessen den
Nachen mit der Hand *hemmen* können; temperare heisst hier
wohl *lenken.* Ausserdem wird in caput nixi, die von Muret her-
stammende Vulgata, übersetzt: „*sich auf den Kopf stemmend.*"
Rec. möchte sich lieber an die Lesart der Handschriften, missi,
halten: „mit dem Kopf voran *hinabstürzend.*" Dieses Verbum
musste dem gleich darauf folgenden tormenti modo *missi* weichen.
Köler wollte hier missi ganz weglassen; es fragt sich aber, ob
nicht lieber missilis zu schreiben wäre. Vgl. Plinius N. H. VIII,
23. sed et *missili* volare *tormento.* — Aquis tradit kann daselbst
nicht übersetzt werden: „*trägt* sie auf der Fläche des Wassers
fort", sondern: „die Woge bringt sie wieder auf die Fläche des
Wassers." — Wo Seneca von der Beschreibung des ausgetretenen
Nils zu seinem gewöhnlichen Stande übergeht (2. § 11., wo un-

begreiflicherweise weder ein neues Kapitel, noch auch ein neuer Paragraph anfängt), übersetzt Hr. M. S. 1220.: „So auch, wo sich der Nil in seinen Ufern hält, geht er in sieben Mündungen ins Meer", ohne Rücksicht darauf, dass es im Texte heisst: *Sic* quoque *quum*, d. h. Auch *so*, *wenn* der Nil sich in seinen Ufern hält, ist er so gross, dass er sieben meerähnliche Mündungen bildet. Falsch ist im Folgenden: „Nichtsdestoweniger ergiesst er *bald auf das eine*, *bald auf das andere* Ufer viele nicht bedeutende Arme"; in *aliud atque aliud* litus heisst vielmehr: an verschiedene Uferstrecken, ausser den 7 Mündungen. — §. 14. sind die Worte: fugax animal audaci, audacissimum timido, wo die Rede davon ist, dass das Crocodil vor dem Delphin flieht, übersetzt: „Siehe da, ein Thier *auf der Flucht* vor einem kühnen, *und zwar* das kühnste *vor* dem furchtsamen", statt: „das Thier ergreift die Flucht vor einem kühnen (Feinde), welches einem furchtsamen gegenüber das kühnste ist." — S. 1224. hat Hr. M. zwei Uebersetzungsweisen im Texte: „wenn der Schnee die Flüsse *um die Sommerzeit* (ungeachtet des Sommers) gross machen könnte." Die erstere folgt der Erklärung Ruhkopf's, circa aestatis tempus, die wohl noch weiterer Bestätigung bedürfte; die eingeschlossene stimmt mit Köler's Ansicht überein, der erklärt: contra vim aestatis, und diese Deutung: „dem Sommer (der sonst die Flüsse austrocknet) zum Trotze", passt gewiss am besten in den Zusammenhang. — Ganz undeutlich sind ebendaselbst die Worte: „Ich befuhr, sagt er, das atlantische Meer. *Dort* strömt der Nil grösser, so lange die Hundstagswinde ihre Zeit haben." Der Text hat (§. 21.) *inde*, die Würzb. Hdschr. *unde;* der Sinn ist also wohl: „von woher der Nil kommt, welcher grösser ist, so lange die Passatwinde wehen." Die Alten glaubten nämlich, der Nil hätte seine Quellen ganz nahe an dem atlantischen Ocean und es würde ihm bei dem Wehen der Passatwinde aus jenem Wasser zugeführt. Darauf beziehen sich auch wohl im Folgenden die Worte: descendenti inde Nilo, in dem Sinne: „der von dort her seinen Ursprung hat", welche Hr. M. übersetzt: „der *ausströmende* Nil", und § 24. Quod si e mari ferretur Atlantico: „Käme *er* daher vom atlantischen Meere", wofür in der Uebersetzung unrichtig steht: „Käme *es*." — Bei der Anführung und Bekämpfung der Ansicht des Oenopides (§ 25 f.) macht die Vermischung der directen und indirecten Rede Schwierigkeit. Hr. M. hilft sich durch Zusätze, namentlich zur Erklärung des Accus. cum Inf. in dem Satze: Deinde non calorem hieme sub terris esse maiorem: „Ferner, dass nicht eigentlich die Wärme unter der Erde im Winter grösser ist, — [geht aus Folgendem hervor:] das Wasser und die Höhlen und die Brunnen sind [nur darum] lau" u. s. w. Allein damit ist die Construction nicht gerechtfertigt. Rec. möchte, wenn man nicht mit Köler nego für non setzen will, vorschlagen, die Negation zu streichen

nd eine zweifelnde Frage anzunehmen: Deinde calorem (oder loremne) hieme sub terris esse maiorem? — § 27. ist quae emunt (undas) übersetzt: „welche [dem Wasser] zusetzen“; sser wäre wohl, den Worten sol ad se trahit gegenüber: „welche daniederhalten.“ — 3. § 1. sind die Worte penes auctores fides lt nicht übersetzt. — S. 1236. übersetzt Hr. M.: „Aber nur so, e man von einem Haar sagt, es sei dicker als das andere, *und* n Baum sei dicker als der andere, *so* sagt man auch von einem rg, er sei höher, als der andere.“ Hier ist aber wohl arbor bore (11. §. 2.) zum Folgenden zu nehmen: „so sagt man auch, n Baum und ein Berg sei höher als der andere“, wenn nicht ch Muret's Ansicht, welche durch die Würzburger Handschrift stätigt wird, die Worte arbor ... dicitur zu tilgen sind. — 1237. liest man (c. 13.): „Also du willst, dass ich *gegen* hwelgerei losziehe.“ Hier sollte erstens der Artikel nicht fehn, da sich das Folgende: „Mag *sie*“ u. s. w. darauf bezieht; mer ist *losziehen* an sich kein geeigneter Ausdruck, hier aber n so weniger an der Stelle, da im Folgenden litigare doch mit ämpfen“ übersetzt werden muss. — 13. § 2. ist vina diffundere sch übersetzt: „Weine zu *mischen*“; dass es vielmehr „auf aschen füllen“ bedeutet, ist ausser der Note Köler's zu dieser elle unter andern aus Becker's Gallus II. S. 168. zu ersehen; sponere ist auch nicht sowohl *vertheilen* als *ordnen*. Im Folnden (§ 6.) ist die Uebersetzung: „wenn sie schon abhalten ssen“ für quamvis *muniant* nicht genau. Weiterhin (§ 7.) d die Worte saepe repetitis übersehen. — Falsch sind § 8. die orte: *paleis*, quibus custodiunt, übersetzt: „durch den *Erzbaum* [in den Gefässen], worin man es (das Wasser) aufbehrt.“ Es bedeutet paleae wohl vielmehr die Spreu — denn in sem Sinne möchte allein der Plural vorkommen — oder die ülle von dem Stroh, welches man auf die Gefässe deckte, um s Herausschwanken des Wassers zu verhüten. — Am Schlusse s Buches geben die Worte: „Und so kommt es auch mit diesem hnee, mit dem ihr euch für jetzt noch *vollschwemmt*“, auf eine was eigene Weise die Vulgata: in qua etiamnunc natatis, wier. Einen besseren Sinn giebt jedenfalls die Lesart der Bamb. ndschrift: Nix, inquam, ista iam eo pervenit assiduitatis, welche ilweise von anderen bestätigt wird.

Wer im V. Buche (12. § 1.) die Worte: „Solche Winde nenn die Griechen *Orkane*“ liest, ohne des Griechischen kundig sein, muss glauben, hier ein griechisches Wort vor sich zu ben; der Ausdruck ἐκνεφίας hätte entweder beibehalten oder s wörtlich „Wolkenwinde“ übersetzt werden sollen. — S. 1258. isst es vom Graben der Bergwerke: „Da hinab haben sie sich wagt, wo sie eine neue Lage der Dinge, das Aussehen bodener Länder (eine undeutliche Uebersetzung des lateinischen 5. § 4.) terrarumque pendentium habitus) und Winde *im leeren*

Himmelsraum kennen lernen sollten.“ Es steht hier allerdings in allen Ausgaben per coelum inane; allein wie kommt der Himmelsraum in das Innere der Erde? Das Richtige ist gewiss, was Rec. schon früher vermuthete und dann durch seine beiden Handschriften bestätigt fand: per *caecum* inane. Vgl. VI, 16, 4. Non est ergo dubium, quin *caeca* sub terra spatia aer latus obtineat. — Unrichtig ist in den Versen Ovid's (16. § 1.) recessit übersetzt: *gehet*. Undeutlich sind S. 1260 f. die Worte: „weil der Argestes in der Regel sanft ist, und, man mag auf dem *Hin-* oder *Herweg* begriffen sein, *von gleicher Wirkung*.“ Bei der Uebersetzung der Worte tam euntibus quam redeuntibus tritt die Beziehung auf einen bestimmten Ort zu sehr hervor; ferner lässt sich nicht denken, wie ein Wind nach entgegengesetzten Seiten hin von gleicher Wirkung sein kann? Sollte vielleicht aus cōīs, was die Würzburger Handschrift hat, statt communis zu machen sein *comis*, und dies zu erklären: „er ist bei dem Hin- und Herfahren gleich angenehm?“ — 17. § 2. ist nostri, wo es sich um die lateinische Uebersetzung des Wortes ὁρίζων handelt, nicht richtig auf die Stoiker bezogen, statt auf die Römer. — Die Worte Non est illis a latere universi mundi impetus (17. § 4.), wo von den in einzelnen Gegenden wehenden Winden die Rede ist, sind entschieden falsch übersetzt (S. 1262.): „Sie stossen von der Seite her *und nicht an* den ganzen Weltkreis“, statt: „Sie gehen nicht von dem einen Ende der Welt aus.“ — Die Worte (S. 1265.): „Es wäre nicht *der Mühe werth*, wenn wir dem Frieden zu lieb *dahin* schifften“, geben den Sinn des Lateinischen (18. § 5.) Non erat *tanti*, si ad pacem *per ista* veheremus, nicht gut wieder; es sollte vielmehr heissen: „Es wäre nicht *so schlimm*, wenn wir *durch diese Gefahren hindurch* dem Frieden entgegenführen“, dem Vorhergehenden, bellum petituri, gegenüber, das nicht so wohl bedeutet: „weil wir Krieg *wollen*“, als: „um in den Krieg zu ziehen.“

Im VI. Buche (1. § 2.) hat die Uebersetzung: „unter dem *ersten* Consulate“, das Original nur consulibus; ein ähnlicher Zusatz findet sich 26. § 1., wo Aegyptum nunquam *tremuisse* tradunt übersetzt wird: „Aegypten habe nie von *grossen* Erdbeben gelitten.“ Undeutlich sind S. 1281. die Worte der Uebersetzung: „Der Schmerz an einem Nagel, und wenn's erst nicht einmal *ein ganzer* ist, ... *nimmt uns mit*.“ Der Sinn ist vielmehr: „Ein böser Finger kann uns den Tod bringen, und wenn auch nicht einmal der ganze Nagel angegriffen ist.“ Conficere (2. § 4.) hat Hr. M. selbst (28. § 2.) besser mit *Dahinraffen* übersetzt. Statt dolor hat die Bamb. Hdschr. *calet*, was auf die Vermuthung caries führen würde, wenn nicht 32. § 3. auriculae dolor in ähnlicher Weise vorkäme. — S. 1289. liest man: „Es braucht keines langen Beweises, dass da *viele* Gewässer seien, wo *alle* sind.“ Die Lesart der Ausgaben omnes (7. § 3.) berechtigt zu dieser Uebersetzung. Allein wo hat Seneca gesagt, dass *alles* Wasser unter der Erde

sei, und wie konnte er es sagen, wenn er auch der Ansicht war, dass alles von dort seinen Ursprung nähme? Dagegen hat er im Vorhergehenden gesagt, es brächen *ganze Ströme* aus der Erde hervor, und 8. § 1. liest man: Non quidem existimo, diu te haesitaturum, an credas esse subterraneos *amnes* et mare absconditum; Rec. hält daher *amnes* für das Richtige: „wo *ganze Ströme* sind." — S. 1290. schreibt Hr. M.: „Haben ja doch auch bei uns viele Strecken, die weit vom Meere entfernt waren (fuerant), durch den heftigen (subito) Andrang desselben *Stösse erlitten* (vapulavere), und Landhäusern, die *vor unsern Augen liegen* (villas in conspectu collocatas), hat die fernher brausende Fluth zugesetzt (invasit). Auch in diesem Falle (illic) ist's möglich, dass das unterirdische Meer mitwirkt (accedere), und in *jedem Falle* muss das Obenstehende erschüttert werden" (quorum neutrum fit sine motu superstantium). Hier möchte, da vom unterirdischen Meere, das die Erdstösse erzeugt, erst im Folgenden die Rede ist, vapulare nur „vom Meere bespühlt werden" bedeuten. In conspectu nimmt Rec. als Gegensatz zum Vorhergehenden procul a mari für „nahe am Meere." Ist dies richtig, so bedeutet fluctus, qui longe audiebatur einen ungewöhnlichen Zug der Wogen, den man schon von weitem kommen hörte. Illic dient im Vorhergehenden dreimal zur Bezeichnung des Unterirdischen, eben so hier im Gegensatze zu apud nos. Endlich accedere ist wohl nur falsche Lesart; die beiden vom Rec. verglichenen Handschriften haben recedere ac retegere, in dem Sinne: „auch das unterirdische Meer kann zurücktreten, und (das Entblösste) wieder bedecken", worauf dann quorum neutrum, was bei der gewöhnlichen Lesart ganz unklar ist, sich ganz gut bezieht. — Unverständlich sind S. 1298. die Worte: „es ist aber nicht, wie vorhin behauptet wurde, *da* man die Erde als ein lebendes angesehen wissen will." — 20. § 5. entspricht die Uebersetzung: „wenn sie *weggefressen* hat", mehr der Lesart der Bamb. Hdschr. arrosit, als der gewöhnlichen abrasit. — 23. § 1. sind die Worte nulla bellorum felicitas unübersetzt geblieben. — S. 1312. geben die Worte: „weil die Erschütterung nicht oben auf der Erde, oder *in der Nähe der Höhen* ist", die Vulgata (24. § 2.) in summo terrae circave summa wieder. Es ist aber wohl nach der Bamberger und Würzburger Handschrift zu lesen: in summa terra circave summam (B. summa), und zu übersetzen: auf der Oberfläche der Erde, oder in der Nähe derselben. Vgl. am Ende des 7. Buches: quam nunc *in summa terra* quaerimus, und de benef. IV, 6, 1. latentium divitiarum *in summa terra* signa disposuit. — Statt der ungriechischen Form *Megalenopolis* sollte es (S. 1314.) heissen *Megalopolis;* wenigstens hat Rec. in seinen beiden Handschriften Megalenpolin gefunden. — Im Folgenden drückt: „welcher ... *entstanden* ist", die Vulgata quem effudit, richtig aus; nach der Bemerkung Ruhkopf's ist aber quem *defudit*, die Lesart der Bamb.

Handschr., das Richtige, in dem Sinne: „welcher *verschwunden ist.*" — 29. § 1. ist lenissima ingenia übersetzt: „die *ruhigsten* Naturen"; Rec. zieht nach seinen beiden Handschriften *levissima* vor, d. h. die *characterlosen* Menschen.

Im VII. Buche folgt (25. § 2.) Hr. M. einer Conjectur per successiones *ista* (statt istas) longas explicabuntur, welche die beiden Handschriften des Rec. bestätigen. — Die Worte (26. § 1.) Contenti simus inventis: aliquid veritati et posteri conferant, sind unübersetzt geblieben. — Suspendimus gradum (31. § 4.) heisst nicht: „*hemmt* man den Schritt", sondern: „tritt man nur mit den Zehen auf", vgl. Ov. Fast. I, 425 f. vestigia furtim Suspenso digitis fert taciturna gradu, und Terent. Phorm. V, 6, 27. mit der Note von Ruhnken. Im Folgenden möchte für: „man *steigt* einher" besser sein „man *schreitet* einher".

Ueberhaupt nimmt es Hr. M. mit seinem Ausdrucke nicht sehr genau. So findet sich S. 1097. *mitten zwischeninne* liegen, S. 1098. sie (die Luft) *durchschreitet* es, S. 1110. das Holz *schweisst*, S. 1185. eine nicht *haltbare* Gebärmutter, S. 1186. in Feuchtigkeit *umgesetzt* zu werden, S. 1229. *massig* für solidus (so überhaupt, wo es so viel als *compakt* bedeutet [N. Q. IV, 3. § 4, VII, 1. § 6. und 13. § 2.]; dagegen wird *massiv* dafür gesetzt, wo es dem Hohlen gegenüber steht [VI, 30. 1.]), S. 1238. die *unbeholfensten* Thiere, S. 1240. *Werkstätten* zur Aufbewahrung des Schnees, S. 1254. *sich* herum *wühlen*, S. 1267. das *Laufen* der Winde, S. 1276. dass Pompeji durch ein Erdbeben *gesunken* sei, S. 1298. durch welche sie *weiter nichts* als durchströmt, S. 1309. die *Ueberluge* für tectum, und ebendas. *frezt* die Haut ab. — Dass für ein und dasselbe lateinische Wort mitunter verschiedene Ausdrücke im Deutschen gewählt werden, haben wir schon oben in Betreff des Verbums litigare bemerkt. So wird auch mundus ohne ersichtlichen Grund bald mit *Welt*, bald mit *Himmel*, orbis bald mit *Kugel*, bald mit *Scheibe* übersetzt. — Die Constructionen sind mitunter wahrhaft schulmässig, d. h. sie schliessen sich so genau an das Lateinische an, dass sie undeutsch werden. So liest man S. 1078.: „Diesen reichen Geizhals, ... *als er* von seinen Sclaven ermordet worden war, hielt der vergötterte Augustus keiner Rache werth." S. 1296. „*Diese*, welche tief von unten heraufkommt und so hoch steigt, als sie kann, *wenn sie* nicht mehr weiter vorwärts laufen kann, *geht sie* wieder rückwärts." S. 1311. „Dieser Callisthenes in den Büchern, worin er beschreibt, wenn Helice und Buris unterging ... behauptet dasselbe." S. 1335. *Dieser*, wenn er an die Sternbilder streift, *so zieht er* ... die Luft zusammen. Auffallend ist auch S. 1089. für (II, 1. § 4.) Quare? inquis, quia quum etc. folgende Wendung: „Warum? fragst du. — *Darum*: Wenn wir" u. s. f.

Die von Hrn. Diaconus J. Moser besorgten Theile dieser Uebersetzung kommen dem eben besprochenen an Treue gleich;

berhaupt ist die Haltung derselben, wie schon bemerkt wurde, ine ganz ähnliche; in Betreff des Ausdrucks hat Rec., der freilich iese Theile nicht so bis ins Einzelne geprüft zu haben gesteht, eine Anstände gefunden. Um wenigstens einige Stellen daraus u besprechen, wählen wir folgende: De ira II, 33. § 4. wird potiones übersetzt: *Getränke*, allein der Zusammenhang (vgl. § 5. t pocula ingentia siccaret) zeigt, dass es auf das Maass des Trinens geht. Cf. de tranq. an. 15. § 14. *liberalior potio* und de ira I, 14. § 3. Bibit deinde *liberalius* quam alias, capacioribus syphis. III, 8. § 3. übersetzt Hr. M., der Lesart Ruhkopf's folend: „ein *Reicher* durch Beschimpfung"; allein es ist gar keine rage, dass statt *dives* die richtigere Lesart *dicax* aufzunehmen st. Eine Tautologie, wie sie Ruhkopf hier zu finden glaubt, ndet bei dicax und petulans eben so wenig statt, als bei contuelia und iniuria, indem die erstern beiden Ausdrücke sich auf eleidigung durch Wort, die andern auf Thätlichkeiten beziehen. gl. de const. sapient. 16. § 3., wo ausführlicher von der contuelia die Rede ist, und in Bezug darauf (17. § 3.) der Ausdruck urra *dicax* gebraucht wird, und de vit. beat. 11. § 2. *dicacitam* et superbiam *contumeliis* gaudentem. — S. 315. sind die Vorte Consol. ad Marc. 19. § 1. Absentes enim *abfuturosque* Ruhk. hat nur abfuturos) *dum viverent*, non flemus, offenbar unichtig übersetzt: „Um Abwesende, *oder Solche*, *die sich entrnen werden*, weinen wir nicht, *wenn sie nur* leben"; der auptgrund der Unrichtigkeit liegt aber wohl in den verdorbenen, egen des Imperfects auch grammatisch falschen Worten: dum iverent, wofür Rec. vorschlagen möchte: dum vivent, in dem inne: „und welche *für ihr ganzes Leben* wegbleiben werden." — Das. 20. § 5. übersetzt Hr. M. (S. 319.): „Er musste noch ie Legionen vor seinen Augen niedergemetzelt sehen, — und ach jener Schlacht, in der der Senat das Vordertreffen bildete, elch ein unglücklicher Ueberrest *war* Das, dass der Feldherr elbst noch übrig blieb." Offenbar ist hier die Rede sehr abgerissen; im Texte steht aber: quam infelices reliquiae *sunt*, nicht as Imperfectum; Rec. nimmt daher dieses als einen parenthetischen Ausruf: „Wie unglücklich sind doch die Uebrigbleibenden!" und bezieht superfuisse zu vidit hinauf. — S. 500 f. liest an (de clem. 6. § 1.): „Denke dich in diese Stadt hinein" für: ogita te in hac urbe, und im Folgenden: „Was würde da bald ir eine menschenleere Einöde sein, wenn Niemand da bleiben ürfte, als Wen ein strenger Richter freigesprochen?" für die Texteswortе: quanta solitudo et vastitas futura sit, si nihil *relinquitur* cet. Das letzte Wort ist nach der Würzburger Handschrift bzuändern in *relinquatur*. Dieselbe hat oben *cogitae*. Rec. glaubt aber, man müsse diese Stelle folgendermaassen anordnen: Cogita et in hac civitate . . . quanta solitudo et vastitas futura sit, si nihil relinquatur cet. — S. 643. wird favete linguis, im Munde

des Opferpriesters, irrthümlich erklärt: „seid euern Zungen günstig." Man vergleiche nur Virg. Aen. V, 70. *Ore* favete omnes, und das Griechische εὐφημεῖτε. — De benef. I. 1. § 3. ist die gewöhnliche Lesart: de quo queri vere foedissimum (S. 652.) übersetzt: „wollte Einer dazu sich *gerne* verstehen, so wäre Das in Wahrheit ganz schändlich", wo Hr. M. wohl *nicht gerne* schreiben wollte; Rec. hält aber die Lesart *decoquere vero*, welche auch in der Würzburger Handschrift steht, für richtiger. Wie Plinius (N. H. XXXIII. 10. s. 47.) sagt: decoquere creditoribus suis, so konnte wohl Seneca auch sagen: decoquere (beneficium) alicui, in dem Sinne: die Vergeltung der Wohlthat leichtsinniger Weise unterlassen, um so mehr, da vorausgeht: id enim genus huius *crediti* est, und nachfolgt: ad liberandam fidem. — Das. 9. § 3. sind die Worte inter matronas abominanda conditio übersetzt: „man gilt für eine Partie, die *jedes alte Weib* verschmähen würde." Hier ist, wie auch im Folgenden, matrona ganz falsch aufgefasst. Die Würzb. Handschrift hat übrigens abominandae conditionis, was wohl nur eine Accommodation zum vorausgehenden mali moris ist. — In Betreff der scheinbar allzu abgerissen dastehenden Worte: quis patitur sibi imputari? (das. 14. § 1.) bemerkt Hr. M., der Zusammenhang werde hergestellt, wenn man sie dem unmittelbar vorhergehenden Satze voranstellen wolle. Will man umstellen, so möchte es noch zweckmässiger sein, diese Worte hinter den Satz: Beneficium quod quibuslibet datur, nulli gratum est, zu stellen; doch muss Rec., so passend auch dieses Mittel hier zu sein scheint, doch gestehen, dass es ihm namentlich bei Seneca, wegen seiner oft an sich so abgerissenen Sprache, etwas misslich vorkommt. Vielleicht ist imputare hier in prägnanter Bedeutung, und zwar im üblen Sinne (wie es De benef. II, 15, 2., II, 17, 5., V, 18, 2., VI, 12, 1. steht) zu fassen: „wer lässt sich's gefallen, dass man ihm nur eine Schuld aufbürdet?" Wenn dieses angeht, so bedarf man weiter keines Objectes, und die Umstellung wird unnöthig. — IV, 12. § 4. übersetzt Hr. M. die Worte: Nemo Tusculanum ... comparaturus salubritatis causa ... *quoto anno* empturus sit, disputat: quum emerit tuendum est, S. 796. folgendermaassen: „Wenn jemand seiner Gesundheit ... wegen ein Landgut ... kaufen will, *so geht er nicht erst Jahre lang darüber zu Rathe*, und so bald es gekauft ist, wird *er sich's doch wohl zueignen?*" Dies passt nicht in den Sinn. Da Seneca im Folgenden sagt: „Wenn Du dabei fragen wolltest, was Du davon habest", so hat J. F. Gronov. quota annua vermuthet; Rec. möchte lieber hier und Cic. ad Att. IX, 9, 4. lesen quoto annuo, in dem Sinne: „Niemand untersucht, wenn er ein Landgut kaufen will, welche *Jahresrente* es ihm abwerfen wird; wenn er es gekauft hat, dann muss er darauf sehen." Ist aber quoto anno richtig, so ist es wohl auf die Zeit zu beziehen, wann sich das Gut bezahlt macht. — S. 894. ist zu lesen: „Die *Handlungen*

werden geschieden, und über das Nämliche, was wir klaghaft anbringen, wird gegen uns als Beklagte *verfahren*. Man wirft die Klagen *nicht* untereinander; *sondern* wenn Einer bei mir Geld niedergelegt, nachher aber einen Diebstahl an mir begangen hat, so belange ich ihn wegen des Diebstahls, er aber mich wegen des bei mir Niedergelegten." Hier entspricht erstens das Wort *Handlungen* nicht dem lateinischen actiones (VI, 5, 5.); es sollte *Verhandlungen* heissen, oder *Klagen;* ferner ist de eodem nobiscum agitur hier wohl nicht richtig übersetzt: „es wird gegen uns als Beklagte verfahren", sondern es ist einfach: „Die Gegenpartei verhandelt mit uns über das (geht auf das ein), was wir zur Verhandlung bringen. Im Folgenden ist ein *Sondern* eingesetzt, das in keinem Texte seine Entschuldigung findet; es ist durch das *Nicht* herbeigeführt, welches fälschlich in den Ausgaben hinzugesetzt ist. Der Sinn ist nach unsrer Ansicht: „Eine Vermischung der Klagen tritt dann ein, wenn jemand bei mir Geld niedergelegt, nachher aber mich bestohlen hat, und ich nun mit ihm des Diebstahls, er mit mir des anvertrauten Gutes wegen rechtet." Die Schwierigkeit liegt nur darin, dass die Adversativpartikel weggelassen ist.

Die äussere Ausstattung dieser Uebersetzungssammlung ist hinlänglich bekannt. Die Correctur dürfte hier und da etwas genauer sein. In den Naturbetrachtungen haben wir uns folgende Versehen angemerkt: S. 1118. *voraussetzte* für *voraussagte;* S. 1164. Es *geht* die Luft in Feuchtigkeit, statt: Es *geht* ... *über;* S. 1177. ein *versiegender* Stoff, statt: ein *unversiegender;* S. 1180. 24 für 23; S. 1194. *zusagt* für *zusetzt;* S. 1200. *Mauren* für *Mauern;* S. 1207. *war* Vitellius Plancus, für: *war*, *vor* Vitellius, Plancus; das. *Passianus* zweimal für *Passienus;* S. 1213. Was Menander *sagt sagt;* S. 1214. *gegegenseitig;* S 1248. *von* Sonnenaufgang, für *vor;* S. 1260. *wichtig* für *richtig;* S. 1287. *dufür* statt *dafür;* S. 1295. *Absicht* für *Ansicht;* S. 1307. Eines *deren* für *davon*. Die Schreibart *Alphäus* S. 1188. neben *Alpheus* S. 1291. hat ihren Ursprung schon in den Ausgaben.

L. v. Jan.

Wörterbuch der deutschen Synonymen. Von *Friedrich Ludwig Karl Weigand*, Dr. der Philosophie und ordentlichem Lehrer an der Grossherzoglichen Realschule zu Giessen. Erster Band. 1840. A — G. Mainz, Druck und Verlag von Florian Kupferberg. XVII und 576 S. 8.

Um die Bedeutung, welche das hier anzuzeigende Werk für die Wissenschaft hat, genau zu bezeichnen, ist es rathsam, die

gegenwärtige Entwickelungsstufe der deutschen Sprachforschung und dann das Verhältniss des Buches zu derselben zu charakterisiren.

Als nach den Gefahren, welche durch die sich entwickelnde Weltherrschaft Napoleons unserer Nationalität gedroht hatten und nach der durch heldenmässige, blutige Anstrengungen unserer Jugend gewonnenen Befreiung von dem fremden Joche, das Heimische uns lieber geworden war, wandte sich die Forschung mit frischer, froher Begeisterung auch unserer schönen Sprache zu. Es geschah dies in zwei Richtungen. Die Bemühung Einiger, an deren Spitze der treffliche *Jakob Grimm* steht, ging darauf hin, die ältere Gestaltung der Sprache, auf welcher der Schutt der Zeiten lag, zu entblössen. Und selten ist ein Bemühen mit schönern Erfolgen gekrönt worden. In wunderbarer Regelmässigkeit gefügt, hell bis auf den Boden trat das Herkulanenm der alten Sprache allmälig hervor. Das Streben Anderer dagegen war darauf gerichtet, das Verhältniss der Sprache zu dem Geiste und die Kategorien des Verstandes in diesem unendlich verschlungenen Gewebe bestimmter nachzuweisen, als dies bisher geschehen war. Auch hier war Vieles zu thun. Die traditionelle Grammatik hielt sich mehr an die äussern Erscheinungen der Sprache. Kaum hatte sódann in der neuern Zeit èin eminenter Philosoph einem scheinbar unwichtigen Gegenstande sein Nachdenken gewidmet. Wo aber die Philosophie der Sprache getrieben worden war, war dies in der Regel so geschehen, dass man gewisse Kategorien irgend eines herrschenden philosophischen Systems entlehnt und die Formen der Sprache darüber geschlagen hatte, was, als eine Construction ins Blaue, zu keinen Resultaten führen konnte.

Beide Richtungen der Sprachforschung, die sich nothwendig ergänzen, wurden durch die höhere Entwicklung der Wissenschaft überhaupt bedeutend unterstützt.

Eine hohe Begeistigung musste die Sprachwissenschaft dadurch gewinnen, dass man, nachdem durch die Philosophie unserer Zeit die Natur des Organischen klarer erkannt worden war, die Sprache als eine *organische Erscheinung* betrachten lernte. Die Geburt der endlichen Dinge kann überhaupt nicht anders verstanden werden, als dass ein Ideales in Raum und Zeit hervortritt und das in Raum und Zeit erscheinende Ideale ist eben das Reale und letzteres nichts anderes. Alle Materie ist nur das Product von Kraft, eben so die Sprache nur der *erscheinende Geist*, der sich in dem ätherischen Elemente des Lautes verkörpert. Wie schon Zustände der Seele sich in leiblichen Zeichen und Formen kund thun, der Schmerz in der Thräne, die Scham in dem Blute, das die Wangen bedeckt; so ist die eigenste Art der Manifestation des Geistes diejenige durch die *Stimme*. Der Ton geht aus der eigensten Innerlichkeit der Seele hervor. Derselbe ist allerdings von der einen Seite *Zeichen*, insofern er der Positivität ermangelt und nicht

sich selbst, sondern etwas Anderes vorstellt und *bedeutet*; allein er trägt zugleich doch auch den Charakter des *Symbols*, insofern als er dem Inhalte adäquat ist.

Die Sprache ist das Vehikel der Mittheilung. Dies ist ihre Beziehung auf das Individuum. Allein blos in dieser Beziehung kann die Entstehung der Sprache eben so wenig verstanden werden, als diejenige des Mythus, des Rechtssystems, des Staates. Es ist der allgemeine Geist, der sich in ihr manifestirt, das tiefinnerste Selbst eines Volkes, das in ihr zur Erscheinung kömmt. Indem sich aber die Sprache nicht auf dem Boden der individuellen Intelligenz, sondern auf demjenigen des Volksgeistes entwickelt, so versteht sich, dass auch die Verkörperung der bestimmten Vorstellung in dem gleichfalls bestimmten Laute nicht eine willkürliche, sondern eine nothwendige ist.

Es versteht sich ferner aus dem Gesagten, dass, wenn auch die Sprache als organische Erscheinung aufzufassen ist, dieselbe doch nicht als *natürlicher* Organismus betrachtet werden darf. Sie ist nur ein secundärer Organismus, d. h. ein solcher, der einen andern zur Voraussetzung hat; sie wächst nur auf dem Boden des Geistes.

Waren einmal diese Vordersätze, die wohl nicht leicht Jemand mehr bestreiten wird, gewonnen, so ergab sich die Lehre von der *Sprachwurzel* und ihrer *organischen Krisis* oder Entfaltung mit leichter, aber auch unabweisbarer Consequenz.

Es kann wohl eine stufen- und stadienweise Entwicklung des Geschaffenen, aber keine allmälige Schöpfung geben, da keine Stufenleiter aus der idealen Welt in die reale führt. Alle Schöpfung geschieht per saltum. Wie schon bei der Krystallisation der Strahl des Festen blitzend aus dem Flüssigen schiesst, so ist es ein Blitz, ein zeitlich nicht messbarer Moment, in welchem das Leben sich entzündet. Eben so ist die Entstehung der Wurzel, in welcher die Anschauung tönend hinaus in die Zeit fährt.

Die Entwickelung des Organischen geht, dies liegt sogar in seinem Begriffe, nie von einem fertigen Gliede, sondern von einem unentschiedenen Keime aus, der sich nachher zu der Mannigfaltigkeit der Glieder aufschliesst. Ist die Sprache nun ein Organisches; so folgt, dass sie nicht von einem fertigen Worte oder gar Satze, weder von Verbum noch von Nomen, sondern nur von einem einfachen Elemente, welches sich erst zu diesen entfaltet, ausgehen kann. Dieses einfache Element ist die *Wurzel*. Es ist auf der Stufe der *Empfindung*, wo die Wurzel gezeugt wird, oder vielmehr die Wurzel ist die im Tone verleiblichte Empfindung selbst. Dieselbe ist daher gleich der Empfindung unterschiedslos, einfach, ganz subjectiv, der *unentwickelte Keim der Wörter*. Von dort aus begleitet die Entwickelung der Sprache diejenige des Geistes bis dahin, wo dieser, strahlend entfaltet, die Aussen- und Innenwelt beleuchtet. Denn wie der Geist selbst in

der Empfindung, gleich einem in der Tiefe gebundenen Lebensblick, unaufgeschlossen beharrt, aber den Inhalt aller seiner Vorstellungen virtuellement in sich enthält; so ist in der Wurzel der ganze Reichthum der Wortfamilie enthalten. Auf der Stufe der *Anschauung*, wo der Geist den Inhalt der Empfindung in Raum und Zeit hinausstellt, also sich zum Gegenstande macht, ist die Wurzel Zeichen und Bild (Lautbild) dieser Anschauung —, Zeichen nämlich dadurch, dass sie sich auf ein anderes, ihr Aeusseres bezieht. Durch den Vorgang der *Anschauung* erhebt sich der Geist aus der Empfindung zur bestimmten *Vorstellung*, die sofort in der Doppelform des *Begriffes* und *Urtheils* erscheint, ihr gegenüber wird die Wurzel zum *Worte*, welches zunächst im Gegensatze des *Nomens* und *Verbums* auftritt, von wo aus die weitere Entwickelung der Sprache nach den verschiedenen Kategorien des Verstandes erfolgt.

Die Sprache geht zunächst von der Bezeichnung der Sinnenwelt aus, indem erst später die Namen auf die correlaten Verhältnisse der geistigen Welt übertragen sind. Was aber die Sinnenwelt darbietet, sind die abstracten Verhältnisse des Raums und der Zeit, und die Materie als das in Raum und Zeit Concrete. Daher treten die Wurzeln in zwei Klassen auf:

a) Als *Deutewurzeln* oder als die Keime der Pronomina und Zahlwörter. Da hier nur allgemein die Verhältnisse des Raumes und der Zeit bezeichnet werden; so ist der Vocal mehr oder minder unwesentlich, woher die grosse Volubilität desselben in den Pronominalwurzeln.

b) Die *Nennwurzeln*, welche das Materielle, das sich in Gestalt und Farbe, in der hörbaren Bewegung, überhaupt in dem Eindruck auf die Sinne darstellt, bezeichnen. Der Ausdruck *Verbalwurzel* dafür ist wohl zu meiden, indem das Nomen ebenso primitiv aus der Wurzel wächst als das Verbum.

Was endlich die äussere Gestalt der Wurzel anlangt, so folgt aus obiger Entwickelung, dass sie nur *einsylbig* sein kann und *einfachen* Vocal haben muss. Es ist daher gar nicht schwierig, dieselbe durch Analyse aus jedem Worte, sicherer aus jeder Wortfamilie zu finden, namentlich wenn man die Gesetze der Vocalveränderung kennt.

Nach den gegebenen Voraussetzungen muss ferner die Sprachbildung, wie jede organische, gewisse Stadien durchlaufen. Wir können deren drei unterscheiden:

1) Die *Urformation*, welche die Wurzeln selbst sind, als die Keime der Sprache, die Lautbilder der Anschauungen.

2) Die *secundäre Formation*, wo die Wurzel die prakriti (der Stoff) ist, die ihre weitere Bestimmung empfängt. Die Wurzel erscheint hier als Wort in den Formen des Nomens oder des Verbums entweder ganz rein oder mit Guna oder mit Kritsuffixen (a, o), z. B. sansk. pad. m. der Fuss; plava von plu, das

shiff; prija, lieb, freund; bhida, spaltend, von bhid; tuda, ssend, von tud; bhêda. m. die Spaltung; jôga. m. die Verbinung u. s. w.

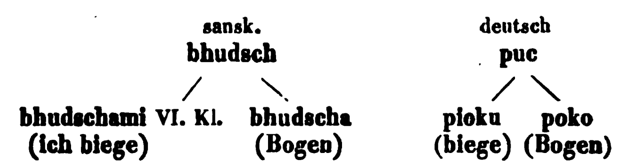
Der sekundären Formation gehört auch die Tempusbildung r starken Verben an. Die Urconjugation konnte, da die Dimensnen der Zeit erst später zum Bewusstsein kamen, nur eine ristische sein. Sie musste enthalten die Wurzel + das Pronoen, welches wir analytisch anfügen, z. B. sansk. da-mi (ich ebe, thue), dà-si, dà-ti etc. Die erste Krisis erfolgte, indem r Gegensatz zwischen Gegenwart und Vergangenheit aus dem ewusstsein in die Sprache hinaustrat, wobei sich von selbst verht, dass diese nur in diesem Gegensatze ihre Bedeutung haben. ier waren nun zwei Fälle möglich. Entweder die vorhandene oristform übernahm die Function des Präsens, was so ziemlich Lateinischen der Fall ist, wo alle Verbalbildung vom Präsens sgeht, z. B. frango, frēgi u. s. w., oder sie übernahm die Funion des Präteritums, wie im Sanskrit, Griechischen, Deutschen, welchem Falle noch die Bezeichnung der Vergangenheit — in m Augmente — allmälig an die Aoristform trat. Es geht shalb hier, namentlich im Deutschen, alle weitere Verbalbilung (bei alten, starken Verben) vom Präteritum aus. Die weire interessante Ausführung, wie sich nun im Griechischen ein räteritum Perfectum vom Aorist aus (durch Reduplication und nirung, κείθω, κέκοιθα etc.), im Lateinischen vom Präsens s, im Deutschen gar nicht entwickelte, übergehe ich.

3) Die *tertiäre Formation* (durch Taddhitasuffixe), in weler der Wurzelvocal, ausser etwa durch Auflaut, gar keine ränderung mehr erleidet.

Was sodann zweitens unendlich fördernd auf die Erkenntniss s Wesens der Sprache wirken musste, war die Erweiterung der rachenkenntniss, das genauere Bekanntwerden des Sanskrit und nd, das Bewusstsein über die Identität des arischen Sprachmmes und den Parallelismus der einzelnen Sprachen, was zu er sicheren und umfassenderen *Sprachenvergleichung* führte. dieser Gegenstand bisher noch mit so viel Missverstand behtet, mit so mannigfachen Uebertreibungen behandelt wird; ist es wohl nicht am unrechten Orte, hier kurz zusammenzullen, was sich der unbefangenen Betrachtung als das Richtige d Sichere herausgestellt hat.

Dass wirklich eine *Verwandtschaft der Sprachen*, die wir sche nennen, stattfinde, tritt schon bei einem oberflächlichen udium so deutlich hervor, ist auch bisher von kritischen Forbern so oft ausgesprochen worden, dass nur ein *Mletscha*, der s mit der Sache unbekannt ist, Zweifel hegen könnte. Bevor aber zu bestimmterer Ausführung darüber fortgehe, möchte zweckmässig sein, die Bedeutung der zu gebrauchenden Terni festzustellen. — *Identisch* heissen die Wurzeln verschie-

dener Sprachen, die *an sich* dieselben sind, wenn sie auch die organischen Veränderungen der Lautverschiebung und des individuellen Euphonismus erfahren haben, z. B. sansk. judsch, latein. jug, deutsch juh == jungere; sansk. bhudsch, d. puc; sansk. plu, d. vlu, vluz u. s. m. — *Verwandt* sind solche Wörter, die von derselben Wurzel stammen. Die Verwandtschaft ist aber auch hier theils *Abstammung* (Descendenz), wenn das eine Wort sich aus dem andern entwickelt hat, wie septimus von septem, theils blosse *Cognation* oder eigentlich *Collateralität*, wenn die Wörter sich neben einander entwickelt haben, wie fautor und faustus. *Urverwandtschaft* oder *exoterische Verwandtschaft* findet da statt, wo Wörter verschiedener Stammsprachen von einer identischen Wurzel stammen. Natürlich entwickeln verwandte Sprachen die urverwandten Wörter in einem gewissen Parallelismus, z. B. die Wurzel sansk. bhudsch, deutsch puc:



Es heissen also bhudscha und poko *parallele* Wörter. — *Correlate* Wörter heissen solche, die sich im Begriffe entsprechen. Correlation kann nun stattfinden bei parallelen Wörtern, z. B. sansk. bhudscha, althochdeutsch poko; lat. pater, althochd. vatar u. s. w., aber auch bei ganz unverwandten, z. B. sansk. jôgi, lat. religio, althochd. anadâht; sansk. vâtagâmin, althochd. vokal (der im Winde Schwebende, der Vogel); sansk. vâmanas der Zwerg, von vâma-s link, althochd. duerah u. s. w.

Die Verwandtschaft der Sprachen selbst kann eben sowohl eine *ideelle* als eine *reale* sein. —

Angenommen, was wohl kaum Jemand bestreiten wird, die Sprache sei die organische Objectivirung des Volksgeistes in Lauten; so wäre es ganz wohl möglich, sogar nothwendig, dass verwandte Volksgeister in entsprechenden Sprachen zur äusserlichen Erscheinung kämen, dass sich also z. B. sansk. vadsch und latein. vox entsprächen, ohne dass beide von einer und derselben Wurzel stammten, die gleiche Anschauung hätte sich nur in entsprechenden Lauten verkörpert.

Eine reale Verwandtschaft ist dagegen wieder in zwiefacher Weise möglich, nämlich entweder nach dem Verhältniss der Abstammung, so dass die eine sich aus der andern entwickelt hat, z. B. das Italienische aus dem Lateinischen, das Pali aus dem Sanskrit, oder nach dem Verhältniss der Collateralität, so dass dieselben in ihrer Entwickelung neben einander von derselben Stammsprache ausgegangen sind.

Wenden wir diese Verhältnisse auf die arischen Sprachen an, so findet augenscheinlich eine *reale Verwandtschaft* statt. Es spricht dafür nicht gerade die Einheit vieler Wurzeln, die sich aus einer ideellen Verwandtschaft erklären liesse, als vielmehr mehrere eigenthümliche Erscheinungen dieser Sprachen, vorzüglich a) die absolute Einheit der Namen für die Familienglieder: Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Tochter, Sohn, Schwager, Schwieger, Neffe u. s. w.; — b) die völlige Einheit der Zahlwörter; — c) mehr noch die eigenthümliche Conglomerativbildung des Verbum abstractum aus einer Anzahl Wurzeln, welche *wohnen* und *beharren* bedeuten; es sind dies die Wurzeln: as, bhu, vas, si, su, bi und i, worüber die nähere Ausführung ich hier übergehe.

Allein eine blos reale ist diese Verwandtschaft nicht. Wäre dies, so müsste die zeitliche Ursprache, gleichviel welche, alle Wurzeln und Bildungmomente, denen wir in den uns bekannten Sprachen des Stammes begegnen, schon in sich getragen haben und der Quell der Sprachbildung müsste dann versiegt sein. Nun treten uns aber folgende unzweifelhafte Thatsachen entgegen:

a) Jede dieser Sprachen hat eine grosse Menge Wurzeln, von denen sich in andern keine Spur zeigt, mitunter für die lebendigsten Anschauungen. Kaum für ein Zehntel der Wurzeln lässt sich volle Identität nachweisen. Es ist hier gerade wie mit anderen Naturerscheinungen. Es giebt Pflanzentypen, die sich durch den grössten Theil Europas und Asiens erstrecken, z. B. die Ranunculaceen; es giebt unzählige andere, die nur unter eigenthümlichen örtlichen Verhältnissen zum Vorschein kommen.

b) Ebenso hat jede dieser Sprachen, wenn auch ein allgemeiner Typus durch sie geht, in der grammatischen Bildung gewisse Eigenthümlichkeiten, wovon, was den Vocalismus anlangt, nachher die Rede sein soll.

Allerdings sehen wir jetzt, etwa einzelne Klangwörter, in denen aber ein sehr magerer Keim des Lebens treibt, ausgenommen, keine Wurzeln und Wörter secundärer Bildung mehr entstehen; es giebt hier ebenso wenig mehr eine generatio primaeva, als in anderen Kreisen des Naturlebens, sondern nur eine Verpflanzung fremder Wörter. Warum wohl? Weil ebenso wie z. B. das allgemeine Pflanzenleben in bestimmten Organisationen seine Manifestation gefunden, auch der Menschengeist das Gebilde der Sprache den wesentlichen Bestandtheilen nach vollständig getrieben hat. Gewiss aber, dafür spricht das Verhältniss der verwandten Sprachen zu einander, muss eine frühere Periode gewesen sein, wo eine grosse Anzahl Wortkeime, oder was dasselbe sagt, wo das geistige Leben zum Theil noch unentwickelt war. Für die Sprachenvergleichung ergiebt sich daraus das wichtige Resultat:

a) Ein Theil der Wurzeln und selbst der Wörter in den ari-

schen Sprachen sind *identisch*, waren also schon vor der Scheidung des Urstammes vorhanden.

b) Ein grösserer Theil aber sind blos *cognate*, d. h. sie sind nach individueller Festsetzung der Idiome neben einander, wenn auch parallel entstanden. Dieser Satz hat eine grosse Wichtigkeit; denn es alterirt den ganzen Gang der Sprachvergleichung, ob ich z. B. ein deutsches Wort, etwa pouwu (ich wohne) als von sansk. bhavami abstammend, mithin als Entstellung ansehe, oder von der Wurzel bhu, althochdeutsch pu nach dem individuellen Organismus der Sprachen im Deutschen pouwu, im Sansk. bhavami entstehen lasse.

Stehen die entwickelten Sätze fest, so wird es für eine Sprachenvergleichung, die nicht das Vergleichen um des Vergleichens willen übt, sondern welche sichere Resultate für Etymologie und Geschichte erstrebt, vor Allem darauf ankommen, das Verhältniss der besondern Sprachorganisme zu einander klar zu erkennen. Dieses stellt sich nun theils in ihrem Consonantensystem, theils in ihrem Vocalismus, theils endlich auch in der Art, wie sie den Begriffskreis oder die Wortfamilie entwickeln, dar. Die Wissenschaft unserer Tage ist so glücklich gewesen, dieses Verhältniss zu erkennen und in bestimmten Formeln oder Gesetzen auszusprechen.

1) Das erste und wichtigste dieser Gesetze ist dasjenige der *Lautverschiebung*, welches zuerst *J. Grimm* in voller Klarheit erkannt hat. Das Nähere desselben als bekannt voraussetzend, glaube ich den Freiheiten gegenüber, die sich einzelne Etymologen in neuerer Zeit erlauben, den Satz aussprechen zu dürfen, dass bei einer Wortvergleichung nie eine Ausnahme von diesem Gesetze statuirt werden kann, wo nicht der Grund dieser Ausnahme speciell nachgewiesen ist.

2) Wie nach dem Gesetze der Lautverschiebung *Identität* (gerade nicht *Einerleiheit*, sondern *Parallelismus*) der stummen Consonanten verlangt wird; so gebietet ein zweites Gesetz Identität des *Vocals der Wurzel* oder doch, dass sich der abweichende Vocal des Wortes nach dem Princip des Wurzelvocals gebildet habe. Der Wurzelvocal verändert sich aber, abgesehen von dem Auflaute:

a) Nach dem Princip der *Umlautung*, so dass nämlich Wurzeln mit *a* auf i und u überspringen, z. B. *band*, *binde*, *gebunden*. Das Lateinische gebraucht den Umlaut als Mittel der Ableitung, z. B. frango — fringo; tango — tingo u. s. w.; das Deutsche als Mittel der Conjugation oder eigentlich auch der Wortbildung, z. B. *brach*, *breche* (altd. prihhu, prichu), welche beide, das epenthetische n (frango neben fragor) abgerechnet, nach dem Gesetze der Lautverschiebung sich decken.

b) Nach dem Princip der *Gunirung*. Das Wort guna bedeutet im Sanskrit die Kraft, die Tugend, z. B. balê gunân âdhâtum,

einem Kinde Tugenden einprägen. Brahmanvilapa II, 15.; vigunas, â, an, kraftlos, schlecht (Wilson p. 761.); gaunas, â, an, virtutibus praeditus etc.; sodann den Coefficienten in der Rechenkunst, woher auch z. B. ashtaguna-s, achtmal heisst u. s. f., endlich dann in der Grammatik die Diphthongirung der Vocale a, i, u, woher die Formen â = a + a, è = a + i, au, iu u. s. w. Man kann die Gunirung recht wohl so erklären, dass ein Vocal als inneres Augment vor den Wurzelvocal eingesetzt werde und ihn deshalb, wie ich vorgeschlagen habe, im Deutschen *Inlaut* nennen. Nur ist dies nicht etwa als mechanische Einheftung zu erklären, sondern so, dass, indem die Anschauung reicher ward, auch in dem Ausdruck derselben sich organischer Weise das Lautmoment entwickelte, welches jene geistige Veränderung materiell darstellt. — Alle Sprachen des arischen Stammes gebrauchen dieses Mittel der Wortbildung, jedoch in sehr verschiedener Weise, indem die eine dasselbe mehr, die andere weniger ausgebildet hat. Das Sanskrit gunirt nur mit a, hat aber in dem Vriddhi eine noch bedeutendere Verstärkung. Das diphthongenarme Lateinische wendet den Guna nur selten an, derselbe erscheint hier gerade in den Wurzelwörtern und fällt in der Wortbildung weg, z. B. claudo, includo; laudo, colludo; foedus von fidus, wie deutsch triuwa, franz. la trêve von triuwi; in hoedus, keisz, Geiss; caesaries, sansk. kêsa u. s. w. In vielen Fällen, wo die verwandten Sprachen guniren, verschmäht es dieses Mittel oder gebraucht gar die Epenthese eines Consonanten, namentlich des beliebten n, z. B. nutrio, deutsch nioszu; dicere, d. zihan, zeihen; pingere, d. vêh; vinum, d. win, Wein; glubo, d. chliopan, klieben; lux, d. lioht; scindere, d. sceidan; findere, d. piszan, beissen; gustare, d. chiosan u. s. w. — Am Feinsten entwickelt ist das System der Gunirung im Griechischen und im Deutschen. Beiläufig darf ich hier bemerken, dass ich zuerst in Seebodes krit. Bibliothek (Frühjahr 1827) bei Gelegenheit einer Anzeige der Grimm'schen Grammatik das Gesetz der Gunirung für das Deutsche dargestellt habe. Ich bin mir diese Bemerkung schuldig, da Hr. Prof. *Bopp* in Berlin, der im Sommer desselben Jahres in den Jahrbb. f. wissenschaftl. Kritik eine *ähnliche* (nicht *gleiche*) Ansicht der Sache aussprach, später (in der kleinen Sanskritgrammatik) mir gegenüber nicht blos die Priorität in Anspruch genommen hat, auf die ich keinen Werth lege, sondern auch in einer Weise, die für mich verletzend ist.

3) Ausser den genannten Gesetzen ist dasjenige, nach welchem in den einzelnen Sprachen die *Zusammensetzung* und *Auflösung* der Consonanten erfolgt, von grosser Wichtigkeit. Da der Raum nicht erlaubt, hier in das Einzelne einzugehen, so mögen darüber einige Andeutungen genügen. Es giebt einzelne Lautmomente, namentlich die Spirans (h), die Sibilans (s), der Susurrus (sch) und der Flatus (w), welche mit anderen leicht

Verbindungen eingehen, aber weil die zusammengesetzten Laute, die *Aspiratae, Assibilatae* etc. leicht einem Idiom widerstreben, in den verschiedenen Sprachen sich auflösen oder vertreten. Es wird z. B. das sch des Sanskrit im Griechischen s, daher das sansk. dsch griech. ds = ζ; sansk. ksch griech. ks = ξ, z. B. sansk. kschi (accedere) = griech. ξένος; sansk. dakschina = griech. δεξιός; sansk. dschalas. m. = griech. ζάλος u. s. w. Es fällt so der Flatus des Sanskrit im Latein. ab, z. B. sansk. dhvan = tonare; svan = sonare; c,van = canis; svapnas = somnus d. i. sopnus u. s. w.; ebenso der Flatus des Altdeutschen im Neudeutschen: quat, Koth; queman, kommen; quelan, engl. kill; angelsächsisch vringan, althochdeutsch hrincan, neudeutsch ringen u. s. f.; überall aber nach fester Analogie und bestimmtem Gesetz.

4) Die aufgeführten Gesetze betreffen das Aeussere, das Materielle der Sprache. Gleich wichtig ist die, übrigens noch viel zu wenig entwickelte Lehre von der *Correlation der Anschauungen und Begriffe*, die in tausend Fällen auf das richtige Etymon führt und vor Missgriffen in der Sprachenvergleichung sichert. Die Verhältnisse des Raums und der Zeit, ebenso der Aussen- und Innenwelt *entsprechen* sich; daher gebraucht die Sprache denselben Ausdruck. Wunderbar ist es, wie der Sprachgeist in den verschiedenen Sprachen dieselben Wege wandelt oder wie übereinstimmend der Begriffskreis und die Wortfamilie sich entwickeln, jedoch so, dass oft in der einen Sprache blos die sinnliche Bedeutung haftet; in der anderen blos die geistige gilt. Deutsch denhan, danh ist formell ganz gleich latein. tango; denn lat. t ist hochdeutsch d und lat. g hochd. h, neudeutsch k. Ein Vorsichtiger würde aber gewiss Bedenken tragen, *denken* mit tangere zusammenzustellen, wenn nicht überall nach der Correlation der Begriffe *fassen*, *auffassen*, *begreifen*, concipere, percipere etc. für die Thätigkeit der Intelligenz gebraucht würde.

Was wir mit der tieferen Entwicklung der Sprachwissenschaft, wie sie eben in allgemeinen Zügen dargestellt ward, gewonnen haben, ist nun vor Allem auch die Möglichkeit einer *sichern Etymologie*. An diese aber lassen sich bedeutende Erwartungen knüpfen.

Es ist erst in einer spätern Periode, wo die mit Bewusstsein abgefasste Geschichte die Entwickelung der Menschheit zu beleuchten beginnt. Weiterhin ist stille Nacht. Es ist nun aber ein schönes, den menschlichen Geist ehrendes Sehnen, auch die früheren Vorgänge des Menschenlebens durch die Wissenschaft zu enthüllen. Wäre der menschliche Geist von jeher und in Allem mit voller, bewusster Freiheit thätig gewesen; wären Sprache, Mythus, Staat glückliche Erfindungen, so müsste man darauf verzichten; denn der freie Wille hat kein Maass und seine Wege sind mannichfach. Seitdem man aber zu der Ueberzeugung ge-

ommen ist, dass die Freiheit erst mit dem vollen Bewusstsein, it diesem auch die Wissenschaft und die geschriebene Geschichte eginnt, dass aber die frühere Manifestation des menschlichen eistes in Sprache, Mythus, Recht, kurz in dem ganzen System er sittlichen Welt, eine unbewusste, organische ist, ist man zu er Voraussetzung berechtigt, dass der Geist sich darin die Denkäler seiner Entwickelung gesetzt habe. Ihre bewusste Gehichte hat die Menschheit in der Sprache niedergelegt, ihre bewusste ist die Sprache selber. Mit diesem Satze ist für die orschung ein neues unendliches Feld geöffnet. Wie die Etymogie früher ein Spiel müssiger Köpfe war, so hat sie nun die ohe Aufgabe erhalten, der Schlüssel zu den Geheimnissen der orwelt zu sein, und ihre Hieroglyphen zu deuten.

Noch einen anderen Dienst leistet die Etymologie der Wisnschaft und Kunst, indem sie das Verständniss der Wörter aufhliesst. Sie giebt Nominalerklärungen, die vor allen willkürlien den grossen Vorzug natürlicher Richtigkeit haben und eine äcise Terminologie möglich machen. Sie ist ferner die allein ichere Grundlage der für den correcten Schriftsteller so wichtin *Synonymik*, indem sie die Grundbedeutung der Wörter, die urch alle späteren noch durchschimmert, nachweist.

So wäre ich denn zu den Aufgaben des oben genannten Were gekommen, und indem ich den Standpunkt der heutigen prachwissenschaft, zunächst der deutschen, dargestellt, habe h zugleich denjenigen bezeichnet, von welchem aus der Verf. e Lösung versucht hat. Dieser selbst spricht sich in folgender eise darüber aus: „Wie in anderen Sprachen, so bietet sich ch in der deutschen die natürliche Erscheinung, dass man nächst m Beginne, den Wörterschatz aus Schrift und Rede zu verichnen, besondere Verzeichnisse der *Synonymen* oder zu utsch der *sinnverwandten Wörter* anzulegen bemüht war. Es ochte Anfangs hierzu wohl nicht die Absicht bewegen, den inren Reichthum und die innere Schönheit der Sprache vor dem uge zu entfalten, sondern zunächst das Bedürfniss, solche Wörr, welche wegen naher Verwandtschaft ihrer Bedeutungen icht mit einander verwechselt werden konnten oder doch in Aufdung ihrer Begriffsverschiedenheiten den Gebrauch erschweri, zusammengestellt zu sehen. Als die älteste, freilich noch hr unvollständige Sammlung deutscher Synonymen wird die von m Prof. der Theologie *Franciscus Lambert* zu Marburg geant, welcher in seinen Schriften sich den Namen *Johannes rranus* beilegte und von 1487—1530 lebte. Bald folgten auf m von ihm betretenen Felde Mehrere, wie Dr. *Erasmus Albes* (1540), *Leonhardus Schwartzenbach* (1564) u. A.; aber ch diese haben für uns noch nichts von Erheblichkeit geleistet.

„Erst der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war es vorhalten, auch in der Synonymik Bedeutendes zu leisten. Nur

schlug man nicht den geraden Weg ein, sondern huldigte französischem Vorbilde und Geschmacke, wie das mit allgemeinem Beifall aufgenommene Werk des Abbé Girard (Synonymes françois. Paris 1736) bestimmte. Der erste auf dieser Bahn ist der Prediger *Stosch*, den wir nicht selten auch von *Adelung* in seinem grösseren Wörterbuch angezogen finden. Ihn übertraf bei Weitem der Prof. *Eberhard* zu Halle in seinen Wörterbüchern, die später der Prof. *Maass* zu Halle beträchtlich ergänzte und erweiterte. Neben Eberhard arbeitete, wenn auch mit weniger Geist und Schärfe, der Prof. *Heynatz* zu Frankfurt a. d. O. Mehr Verdienst hat Prof. *T. G. Voigtel*, welcher auf der von Eberhard betretenen Bahn fortschritt. Ausserdem findet sich bei den Ergänzern zu diesem, wie *Delbrück*, *Löwe*, *Jahn*, manches Beachtenswerthe. Die Hauptwerke aber blieben immer die von *Eberhard*. Wie ärmlich erscheint nicht selbst neben ihnen, was seit den jüngsten Jahrzehenden ausser durch *Maass* auf dem Felde der Synonymik geschehen ist."

Nachdem der Verf. nun weiter die bedeutenden Mängel der Eberhard'schen Leistungen aufgezeigt und auf den so sehr erhöhten Standpunkt der Sprachwissenschaft überhaupt hingewiesen hat, sagt er endlich: „Ein *allgemeines synonymisches Wörterbuch* aber, das die reichen Ergebnisse der deutschen Sprachforschung auf ihrem gegenwärtigen Höhepunkte im Gebiete der Sinnverwandtschaft darlegte und hiermit den Anforderungen der Gegenwart genügte, ward bisher vergebens erwartet, und doch war es als ein dringendes Bedürfniss bezeichnet neben den schönen synonymischen Arbeiten neuester Zeit namentlich für die lateinische, und in den letzten Jahrzehenden für die englische, holländische, französische, italienische Sprache."

Dass der Verf. alle Leistungen seiner Vorgänger weit hinter sich lässt, beweist schon der erste Blick in sein Buch. Vorerst zeigt sich ein weit grösserer *Reichthum der Artikel*, indem, wie der Verf. selbst bemerkt, in den Buchstaben A bis einschliesslich G z. B. *Eberhard's* Handwörterbuch, welches unter den synonymischen Wörterbüchern vorzugsweise im Gebrauch ist, 628 Artikel, das vorliegende Werk dagegen 875 zählt. Dabei beurkundet der Verf. durch eine äusserst *fein und glücklich gewählte Belegung* der aufgestellten Bedeutungen eine ungemeine Belesenheit in unsern classischen Schriftstellern; seit zwölf Jahren hat er seiner Angabe nach für seine Zwecke gesammelt. Wodurch aber das Werk neben allen früheren einzig dasteht, das ist die *grammatisch genaue Behandlung unserer Altsprache*, die freilich erst in unserer Zeit möglich geworden ist. Ohne nur irgend einen Grundsatz wissenschaftlicher Etymologie zu kennen, ohne im Stande zu sein, ein Wort richtig zu decliniren, also auch orthographisch zu schreiben, haben die früheren Synonymiker — und wie hätten sie anders gekonnt? — unsere alten Mundarten

behandelt; woher dann die luftigen, oft lächerlichen Erklärungen der Urbedeutung, die ganz kritiklosen Sprachvergleichungen, die monströsen alten Wortformen. Der Verf. steht hier auf festem, sicherm Boden; die Einleitung beurkundet, dass er mit wissenschaftlichem Bewusstsein der Grundsätze der Etymologie an sein Werk ging, dieses selbst zeigt durchgängig eine fast ängstlich kritische Benutzung der alten Sprache.

Die Art der Behandlung ist folgende. Der Verf. stellt eine Anzahl sinnverwandter Ausdrücke zusammen, entwickelt dann zuerst das Uebereinstimmende, zuletzt das Unterscheidende in ihrem Sinne, wobei er die Bedeutung in alle Phasen verfolgt und diese selbst durch Citate aus classischen Schriftstellern belegt. Den meisten Artikeln sind Anmerkungen beigegeben, die das mehr gelehrt Historische, die Etymologie und den Gebrauch bei alten Schriftstellern enthalten. Das Leichtere ist hier unstreitig, die Wörter zu definiren, soweit sie übereinstimmen, das Schwierige, oft das Unmögliche aber, die Differenz genau zu bestimmen. Denn da die Sprache in ihren meisten Wörtern nicht Begriffe, sondern Anschauungen darstellt, so lässt sich oft das Specifische der Bedeutung nicht definiren, sondern nur malen, und oft fehlen auch hierzu der Sprache die Mittel. So lässt sich z. B. bei den einfachsten Vorstellungen, wie *grün* und *blau*, sehr leicht das genus proximum, die Farbe, angeben, allein die differentia specifica darzustellen, reichen keine Mittel der Sprachkunst aus; höchstens durch Hinweisung auf Dinge, welche das Darzustellende als Eigenschaft an sich tragen, lässt sich helfen, aber auch so nur unvollkommen, indem das Darzustellende auch in diesen Eigenschaften meist wieder als ein Specifisches erscheint. Der Verf. ist diesen Schwierigkeiten mit grosser Gewandtheit begegnet; seine Definitionen sind in der Regel scharf, die specifische Differenz ist durch Beschreibung und Hinweisung auf den Gegensatz meist sehr glücklich angegeben. — Allerdings giebt es auch eine andere Art der Behandlung, indem man die etymologisch entwickelte *Urbedeutung* der Ausdrücke voranstellt, dann die Entwickelung derselben, namentlich nach der Correlation der Begriffe, oft auch nach historischen Zufälligkeiten, verfolgt und dann bezeichnet, wo sie zusammentreffen. Die von dem Verf. gewählte hat aber den Vorzug, dass das Werk auch von solchen Lesern benutzt werden kann, welche auf dem etymologischen Wege nicht zu folgen vermögen. Nicht selten erscheinen sogar beide Methoden vereinigt, indem in dem Hauptartikel die Entwickelung von der übereinstimmenden Bedeutung, in der Anmerkung von der etymologischen Urbedeutung ausgeht.

Je mehr in der neueren Literatur ein fast unglaublicher, höchst ärgerlicher Missbrauch mit der exoterischen Sprachenvergleichung, namentlich mit der Anziehung des Sanskrits getrieben wird, desto erfreulicher ist die grosse Vorsicht, mit welcher der

Verf. bei seinen Vergleichungen und Deutungen über das Gebiet des Deutschen hinausgreift. Gleichwohl hat er sich mehrere Male verführen lassen und Sanskritwurzeln, wohl gar arabische Wörter angeführt, die mit den deutschen unmöglich etwas zu thun haben können. So wird gleich in Art. 2. das deutsche Wort *Luder*, mittelhochdeutsch luoder auf eine sanskritische Wurzel lû, woher auch griech. λέκειν stammen soll, zurückgeführt. Es kann aber nach den allerbestimmtesten Gesetzen der Etymologie aus einem sansk. lû weder ein deutsches luo noch ein griechisches λε entstehen. Ebenso wenig kann das deutsche stôrjan, angelsächsisch astyran, mit der Sanskritwurzel stri oder star, zu der es Art. 42. gestellt wird, zusammenhangen; denn nach welchem Lautgesetz könnte aus Sanskrit r̥ (ar) im Deutschen ur werden, und wie könnte die Bedeutung *streuen* in diejenige *heftig bewegen* übergehen? Glücklicher Weise sind die Sünden dieser Art in dem Buche selten.

Was die Zusammenstellung synonymer Wörter selbst anlangt, so ist begreiflich ein Urtheil darüber äusserst schwierig, weil genau genommen alle Wörter der Sprache *sinnverwandt* sind, indem immer ein Generelles vorhanden sein muss, in dessen Bezeichnung sie zusammentreffen, während nicht zwei Wörter *sinngleich* sein können, da jeder in der Sprache lebendig erhaltene Ausdruck ein besonderes Moment der Sache hervorhebt. Wenn man sich also nicht darauf beschränkt, solche Wörter, die *denselben* Gegenstand von verschiedenen Seiten oder in verschiedenem Lichte abbilden, *Synonyma* im engsten Sinn neben einander zu stellen, sondern auch Wörter für *verwandte* Gegenstände zu bestimmen; so ist für die Auswahl ein weites Feld gelassen. Der Verf. geht, wie übrigens alle seine Vorgänger, über seine Aufgabe hinaus, indem er z. B. *Auflage*, d. i. Abdruck einer Schrift, und *Ausgabe*, d. i. Versendung und öffentliche Auslage zum Absatz, neben einander stellt; allein man muss ihm das Zeugniss geben, dass er solche Ausdrücke wählt, deren Bezeichnetes von Ungebildeten öfters verwechselt wird. Sogar in der bei dieser Gelegenheit angeführten Stelle von *Johannes von Müller* ist *Ausgabe* mit *Abschrift* verwechselt.

Soll Ref. sein gewissenhaftes Gesammturtheil in wenigen Worten zusammenfassen, so muss er das Werk des Verf., soweit dasselbe bis jetzt vorliegt, eine höchst ausgezeichnete Leistung nennen, die von der einen Seite das schönste Zeugniss für den Scharfsinn und den ausserordentlichen Fleiss des Verf. ist, wie sie von der andern dazu dienen wird, das Studium der deutschen Sprache bedeutend zu fördern.

Fr. Schmitthenner.

Pytheas und die Geographie seiner Zeit von *J. Lelewel.* Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. *S. F. W. Hoffmann*, mit drei Charten und Münzabbildungen. Leipzig, Verlag von Fritzsche. 150 S. 8.

Ohne uns mit den der eben bezeichneten Arbeit *Lelewel's* angehängten, damit in keinem weitern Zusammenhang stehenden, von Hrn. H. gleichfalls übertragenen Abhandlungen *Letronne's* über die Erdmessungen der Alten und über Hipparch's Ansicht von der Verbindung Africas mit Asien S. 78—150 hier zu befassen, beschränken wir uns, jene, da sie einen von uns gleichfalls in einer besondern Schrift De Pythea Massiliensi dissertatio. Darmstadii 1835, die aber weder Lelewel, noch dem Hrn. Uebersetzer bekannt geworden zu sein scheint, wie auch im Jahnischen Archiv 1836 besprochenen Gegenstand behandelt, ihrem Inhalt und dem aus ihr für die Wissenschaft erwachsenden Gewinne nach zu betrachten. Wir glauben aber Manches, was wir am angegebenen Ort ausführlich entwickelt haben, hier nur kurz andeuten oder gänzlich mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, um so mehr als wir in der Kürze alle Pytheana zu revidiren und die Ergebnisse in übersichtlicher Darstellung anderswo niederzulegen gesonnen sind, und als auch Lelewel's Irrthümer sich grossen Theils von einer falschen Interpretation der betreffenden strabonischen Stellen herleiten lassen. Dass Lelewel in Einzelnem allzu kühn auftrete, dass er namentlich mit Berechnung von Entfernungen und mit Berichtigung und Combination astronomischer und mathematischer Data unnütze Speculationen treibe, ist ohne Zweifel von manchem Alterthumskenner, unbeschadet der Anerkennung seiner Verdienste, seines ausgebreiteten Quellenstudiums und seines Scharfsinns, schon bei seinen von *K. Neu* aus dem Polnischen ins Deutsche übertragenen *Entdeckungen der Carthager und Griechen auf dem atlantischen Ocean*, Berlin 1831. 8., einem Buche, welches sowie auch seine *Badania* hier oft zu Grund gelegt wird, bemerkt worden. Wir halten daher aus diesen und anderen Gründen das Lob, was ihm von dem Herausgeber, wahrscheinlich Verfasser oder Corrector der französischen Uebersetzung, Hrn. *Straszewitz* und von Hrn. H. gespendet wird, wonach er als der einzige kritische Forscher von Bedeutung im Felde der alten Geographie erscheint, für ganz und gar übertrieben. Uebrigens haben überhaupt beide Herren mit ihren unwissenschaftlichen, oberflächlichen Vorreden einen ungünstigen Eindruck auf Rec. gemacht. Hr. H. scheint von der Literatur des Pytheas kaum einen Begriff zu haben, wie schon aus der Bemerkung von ihm einleuchtet, dass sich die meisten der über Pytheas handelnden Männer auf Betrachtung der bezüglichen Stellen der Alten beschränkt hätten, während gerade nirgends vielleicht so viele und verschiedenartige Conjecturen gemacht worden sind;

als in dem was Pytheas betrifft. Da die Uebersetzung ferner — das französische oder vielmehr polnische Original ist uns freilich nicht zur Hand — unbeholfen, mitunter auch falsch ist, wie S. 18 „nicht zweifeln — dass ihnen — unbekannt geblieben wären" und die Vorrede sich in ganz vagen Ausdrücken, wie von Letronne's Arbeit: „bedeutsam, beachtenswerth" herumtreibt, so bleibt ihm nur das Verdienst, eben unsere Schrift bekannter gemacht und hier und da ziemlich leidliche erläuternde Anmerkungen, mit [bezeichnet, gegeben zu haben. In Hrn. Strassewitz's Vorrede, in der Lelewel besonders darum hochgestellt wird, weil er auf seinem Atlas dreissig verschiedene alte Systeme dargestellt habe, und worin mit dieser Expectoration: vgl. S. XI „hat man wohl schon, sage ich, vor *Lelewel* von einem Handelssystem in der Politik der Carthager, von der Grösse der Erde nach Pytheas Bestimmung (diesen Punkt, der aber dem Buche keineswegs zum Lobe gereicht, nehmen wir aus), von geographischen Systemen des Eudoxos, des Aristoteles, des Krates, des Dikäarchos, und von einer geographischen Charte des Pytheas gesprochen?" die Oberflächlichkeit oder gar Ignoranz des Vorredners deutlich genug zu Tage tritt, war uns nichts interessant, als die in einer Anmerkung gegebene Notiz von einem so zu sagen polnischen Columbus, *J. Scolnus*, der im Jahr 1497 in Labrador gewesen sein soll.

Nach einigen einleitenden Worten über die nur im Zusammenhang mit den Ansichten seiner Vor- und Mitwelt zu würdigenden Verdienste Pytheas, über die in seinem Betreff von *Hunderten* von Schriftstellern (!) geführten Kämpfe, und nach einer *sehr mangelhaften* Uebersicht der hierher gehörigen Leistungen der Gelehrten S. 1—3 handelt Hr. *Lelewel* in einem besondern Capitel S. 3 — 15 von der Verbindung der Griechen mit dem Westen *vor Pytheas*. Der wesentliche Inhalt aber von demjenigen, was hier in unerfreulicher Breite mitgetheilt wird und was entweder gar nicht oder nur in grossen Umrissen hierher gehörte und mindestens eben so gut in *Ukert's* geographischem Handbuche zu lesen war, ist folgender. Unter den in Asien angesiedelten Griechen zeichneten sich die Ioner und unter diesen die Milesier, Samier und Phokäer durch Schifffahrt und Handel aus. In früherer Zeit war den Griechen Sikelien und Libyen nicht bekannt und das Meer in dieser Gegend durch die etruskische Seeräuberei verschlossen. Nachdem sich aber der Grieche *Theokles* in Sikelien angesiedelt hatte 780 v. Chr., nachdem *Korobios* bei der Gründung von *Kyrene* in Libyen Hodeget geworden war 639 v. Chr., und nachdem *Koläos* nach *Tartessos* in Iberien gekommen war, drangen die Samier und überhaupt die Ioner auf ihren Seefahrten weiter vor, kamen mit dem Könige von Tartessos *Aeganthonios* 629—549 v. Chr. in die freundlichste Berührung und legten mehrere Colonien an. Unter diesen ward die ausgezeich-

netste die von den im Seefahren geschicktesten (sie richteten sich, nicht wie die übrigen Griechen nach der Helike, sondern nach dem Sternbild des kleinen Bären) Ionern, den Phokäern, im Gebiet der salyschen Ligurer um's Jahr 600 v. Chr., genauer 598 v. Chr. vgl. den von Hrn. H. in einer Anmerkung angezogenen *A. Dederich* Rhein. Mus. 1835, p. 99—125., gegründete *Massilia*. Eine zweite Colonie der Phokäer wurde auf Kyrnos angelegt, *Alalia*, als Krösos die Mutterstadt bedrängte, und eine dritte Auswanderung ward durch das Eindringen des Königs Kyros veranlasst. Alle diese Phokäer waren fortwährend zur See thätig, hielten sich bei ihren Fahrten nicht blos an den Küsten und kamen mit den Carthagern und Etruriern öfters in feindliche Berührung. Erstere wurden von ihnen zwar besiegt, aber dieser Sieg brachte ihnen eine solche Einbusse, dass sich die Alalier genöthigt sahen, ihre Stadt zu verlassen und sich theils nach Massilia begaben, theils aber auch nach Unteritalien gingen und dort *Elea* gründeten. Trotz der immer mehr zunehmenden Macht der Carthager, welche sogar jetzt schon zwei grosse Entdeckungsreisen unter *Hanno* und *Himilko* veranstalteten, gelang es den Massiliern sich zur See, wenn auch in engeren Grenzen, zu behaupten und sich zu Herren der ihnen verwandten Städte in Iberien, Keltika und Ligurien zu machen. Im Einzelnen ist uns in diesem Abschnitte aufgefallen, dass S. 4 Not. die ungewöhnliche Form *Τϱιναxία*, falls hier nicht ein Druckfehler statthat, für *Τϱιναxϱία* gegeben wird, dass bald *Koleos*, bald *Koläos* zu lesen steht, dass S. 5 θείῃ πομπῇ χρεώμενοι aus Herodot IV, 149 sqq. übersetzt wird: mit göttlichem *Glanz*, dass S 9. Not. 20., was freilich Hr. H. nachholt, Horaz Epod. 16. vs. 17 sqq. übersehen wurde und dass S. 16. Not. 44. der Name *Oestrymnis* auf eine merkwürdige *Art* (dass er aus dem Semitischen *stammt*, ist wohl nicht zu bezweifeln) aus dem Hebräischen, vgl. auch Entdeckungen S. 16., abgeleitet wird. In dem zweiten Capitel, worin *Pytheas als Seefahrer* besprochen wird, S. 18—20, behauptet Hr. L. mit Recht, dass die Alten hauptsächlich aus Unkunde an den Reisen und Reisenachrichten des Pytheas gezweifelt hätten, dass seine Armuth (oder vielmehr [πένης wird er genannt] Unbemitteltheit — ein Umstand, den Polybios besonders hervorhebt) ihm *dem kenntnissreichen Astronomen* kein Hinderniss des Reisens habe geben können und dass man mit dem Verhör der alten Zeugen über Pytheas etwas kühn verfahren müsse. Letzteres jedoch unserer Ansicht nach nicht so, dass man, wie Hr. L. thut, den *Timäos*, weil er *einmal* eine Nachricht des Pytheas mittheilt, als einen Schriftsteller betrachtet, der in seinen Mittheilungen über den Norden nur und gänzlich vom Pytheas abhange, oder gar im Diodoros Sikelos, selbst da wo er den Timäos nicht nennt, Berichte des Pytheas auffinden will! Woher ferner Hr. L. wisse oder schliesse, dass *Euthymenes gleichzeitig* mit Pytheas gelebt

19 *

und gereist sei, ist uns gänzlich unbekannt. Unter den Schriften des Pytheas haben wir den περίπλους, worin er doch wahrscheinlich seine Reisebeschreibung niederlegte, nicht erwähnt gefunden und in der Argumentation des Hrn. L. ist uns folgender Circulus aufgefallen S. 19.: „Thatsache ist es, dass eine Reise stattfand, eben weil sie Gegenstand einer Beschreibung wurde und weil sie dazu Nachrichten geboten hat; gewiss also auch, dass dieselbe ein Reisender unternahm.“ Der folgende Abschnitt, *Iberien und Keltika von Pytheas umschifft*, giebt zuerst eine gar nicht hier in Betracht kommende Beschreibung der zu Pytheas Zeit bekannten Oertlichkeiten dieser Länder und enthält sodann einige recht gute Vermuthungen über die von Pytheas an diesen Ländern hin genommene Seereise, wie dass er bis Uxisama einen und denselben Weg mit Himilko gefahren sei, dass er auf seiner Rückfahrt von Thule in die Nähe der Mündungen des Rheins gekommen und dass die einzelnen Umstände seiner Fahrt von späteren Schriftstellern absichtlich nicht mitgetheilt worden seien. Ungenau dagegen ist die Behauptung, Pytheas habe Ebbe und Fluth aus der Ab- und Zunahme des Mondes hergeleitet, und die Bemerkung, Pytheas habe jene Erscheinung am heiligen Vorgebirg *aufhören* lassen, beruht auf einem gänzlichen Missverständniss der betreffenden strabonischen Stelle. Eben so liegt einigen in weiterer Erörterung über *das von Pytheas entdeckte Bretannike und Thule* von Hrn. L. vorgetragenen Ansichten und Conjecturen eine grundfalsche Interpretation der betreffenden Quellen unter, so von Strabo II. p 104., worüber übrigens Hr. L. einige kritische oder vielmehr dyskritische Worte spricht und sich namentlich über die vielbestrittenen Worte καὶ διότι ἐπανελθὼν ἐνθένδε κ. τ. λ. nur ganz negativ vernehmen lässt. Tadeln müssen wir in diesem Abschnitt ferner, dass für Hrn. L. gegen oder mindestens ohne alle Auctorität Pytheas von einem Vorgebirg *Belerion* handeln und dessen Entfernung von Kantion angeben muss, dass die Maassangaben Britanniens allzu oberflächlich behandelt werden, dass Timäos den Pytheas *sehr sorgfältig* benutzt haben soll, dass Diod. Sicul. V, 22. über den Zinnhandel mit dem Pytheas zusammen gebracht, ebenso aus demselben über die Sitten der Brettonen angezogen, dass Thule als eine der Shetlandsinseln betrachtet und dass endlich die Reise des Pytheas ganz ins Blaue hin auf eine Dauer von 121 Tagen angeschlagen wird, wobei wir sogar im Einzelnen *anmuthige* Conjecturen über seine Abfahrt von Massilia im Monat Januar und seine Ankunft in Thule im April zu lesen bekommen. Die Angaben über Thule sind gleichfalls fast sämmtlich falsch aufgefasst, die Erzählung von der achtzig Ellen hohen Fluth über Britannien wird mit wenig Umsicht als von einem späteren Schriftsteller Pytheas aufgebürdet angesehen, eine Reisecharte desselben ohne genügenden Grund angenommen und der Bericht von der Meerlunge, was man am

wenigsten erwartet hätte, als ein Argument *für* die Wahrhaftigkeit des Pytheas betrachtet. Hier scheint er sich doch jedenfalls undeutlich ausgedrückt zu haben. Einiges Andere dagegen, wie über die Länge des Tages in Britannien und wie dass Pytheas die Lage von Byzantion *nicht* bestimmt habe, erkennen wir lobend an. In dem jetzt folgenden Capitel, in dem Hr. L. *Pytheas auf der Rückfahrt von Thule über die Rheinmündung hinaus bis zum Tanais* begleitet, erwähnen wir als beifallswürdig die Hinweisung, wie Pytheas sich über den Norden alles Mythischen, welches sich selbst bei dem späteren Hekatäos aus Abdera wieder finde, enthalten und die Geographie mit den Namen Ostionen, Guttonen, Teutonen und vielleicht auch Germanen bereichert zu haben scheine. Mit Recht wird wohl ferner der Tanais als Grenze zwischen den Kelten und Skythen betrachtet, *Raunonia*, was wir jedoch nicht mit *rheinisch* zusammenstellen möchten, als Beiname von Skythien oder einem Theile davon aufgefasst und bei Abalcia, Baltia u. s. w. aus dem lettischen *balts weiss* verglichen. Ein Irrthum aber ist es, wie es uns scheint, wenn Hr. L. *Flotten* den Bernstein an Abalcia ausladen lässt (dies jedoch vielleicht durch Ignoranz des *flots* mit *flottes* verwechselnden Uebersetzers), wenn er *Abalcia* oder *Basilia* in *Baltrum* wieder findet, von einem für Pytheas wahrscheinlich anzunehmenden *doppelten* Tanais spricht und den ehemaligen Stapelplatz des Bernsteinhandels von den Fluthen in den Abgrund spülen lässt. *Merkwürdig* ist endlich diese Emendation von Plinius histor. nat. IV, 27. zu nennen: Xenophon Lampsacenus insulam esse immensae magnitudinis (Abalciam tradit eandem Pytheas) Basiliam nominat. Im weiteren Fortgang des Buches versucht Hr. L., *die Vorstellungen der Griechen vom Westen nach Pytheas* darzulegen. Hier ist Einiges selbst mit Auszeichnung anzuerkennen. So die Angabe der Gründe, warum man gegen Pytheas Reisen Unglauben hegte, als dass seine Reise unter allen bis dahin bekannten die *ausgedehnteste* war (ausgedehnter, als die des Himilko. Auch Nearch durchfuhr nach Hrn. L. nur 25000 Stadien, während Pytheas nach demselben im Hin- und Herweg ungefähr 186000 Stadien zurücklegte), dass die Aristoteliker sich damals noch für keine bestimmte Ansicht hätten entscheiden können, dass Polybios u. A. nicht frei von Eifersucht auf Pytheas gewesen wären u. s. w. Gleichermaassen billigen wir es, dass Hr. L. Strabos Urtheile über Pytheas und beziehungsweise Angriffe auf denselben sich aus dessen beschränkten Ansichten überhaupt erklärt. Unsicherer ist es schon mit der Charte des Dikäarchos, welche er dem Theophrastos gewidmet habe, mit der Benutzung des Pytheas von Seiten des Abderiten Hekatäos, mit dem von *Timosthenes* nach Alexandria mitgebrachten pytheanischen Reise- und Geographiewerke, und Anderem bewandt. Dass aber Artemidoros Britannien als Phantasiegebilde angesehen habe, scheint uns rein aus der Luft ge-

griffen. Aehnlichen Ausspruch wagen wir denn auch über die Resultate der folgenden Abschnitte zu fällen: denn neben den daselbst von Hrn. L. versuchten Combinationen liessen sich mit gleichem Rechte gar manche andere durchführen. Auch sehen wir nicht ein, was aus Speculationen dieser Art, zumal wo so wenig Fingerzeige und sichere Facta vorliegen wie hier, der Wissenschaft für ein Gewinn erwachsen solle. Wir übergehen daher die in den Capiteln, *Pytheas als astronomischer Geograph*, *Zustand der Geographie vor Pytheas*, *die geographische Charte des Pytheas*, *die Entwickelung und die Fortschritte der Geographie seit Pytheas*, *Werth der von Pytheas gebrauchten Maasse*, welcher letzte Abschnitt übrigens recht gute, aber nicht *zuerst* von Hrn. L. gemachte Bemerkungen über die Stadien enthält, angestellten, *in sich* vielleicht recht schön zusammenhängenden *Berechnungen* von Breitegraden verschiedener Städte, von Umfang der Erde, einzelnen Entfernungen u. s. w. Zuletzt noch folgende Bemerkung. Die aphoristische Fassung dieser Recension erklärt sich aus unserer Absicht, in der Kürze die Sache in ihrem ganzen Zusammenhang zur Sprache zu bringen, sowie aus dem Umstande, dass wir schon anderswo uns über manche Punkte verbreitet haben, die also bereits dort ihre Erledigung gefunden. Zudem haben wir von dem Werthe dieses Buches eine allzu üble Ueberzeugung gewonnen, als dass wir es einer umfassenden Recension würdig gehalten hätten. Uns binden bei Beurtheilungen keine *Namen* und *blinden* Nachbetern von ihrer Ansicht nach eminenten Forschern im Gebiet der Geschichte und Geographie wollen wir nicht beigezählt werden.

M. Fuhr.

Ueber Leben, Geschichte und Sprache von Dr. *L. Diefenbach*, Pfarrer und Bibliothekar zu Solms-Laubach. Verlag der J. Ricker'schen Buchhandlung in Giessen. 1835. 121 S. 8.

Diese in drei Abschnitte zerfällte Schrift, welche wir in unserer leider etwas verspäteten Relation weiter unten einzeln verfolgen wollen, enthält Herrn *Diefenbach's*, desselben, der sich früher über die *romanischen* Sprachen und neuerdings über die *keltische* Volks- und Sprachenreihe zu verbreiten angefangen hat, philosophische, beziehungsweise religiöse Grundansichten, seine damit im Zusammenhang stehende Betrachtungsweise der Geschichte der Menschen sowohl als der Erde und *vor allen der Sprache*. Letztere bildet so zu sagen den Endpunct, auf den der Verf. dieser anfänglich zur Einleitung einer Reihe von Abhandlungen über die iapetischen Völker und Sprachen bestimmt gewesenen Schrift hinsteuert, und auf dem er angelangt sich über das *Verhältniss der Sprache zur Geschichte*, über *Geschichte*

der *Sprache*, über *Umtauschung und Mischung der Sprachen*, über das niedere, mehr empirisch einseitige und über das höhere, umfassendere, für die Geschichte des geistigen Lebens der Völker unentbehrliche Sprachstudium mit Wärme, Einsicht und selbst Geist ausspricht. Zuletzt wird von den *Wurzeln*, der Entstehung und Fortbildung der Deutewörter, Zahlwörter und Partikeln aus Pronominalwurzeln, im Fortgange sodann von Suffixen und Praefixen in Declination und Conjugation, wie sich alles solches im *arischen* oder bei Hrn. D. im iapetischen Sprachstamme zeige, zum Theil mit ausführlicher Erörterung, zum Theil aber auch, zu unserem Bedauern z. B. S. 104. über die Bildung der zwei ersten Zahlwörter aus Pronominalwurzeln, nur andeutungsweise behandelt. Aus diesem Umstand, mehr aber noch aus der oben mitgetheilten anfänglichen Absicht des Verfassers selbst und der durchaus unsystematischen Fassung des Buches kam uns denn auch die Vermuthung, Hr. D. habe zwar über sprachwissenschaftliche Gegenstände selbstthätig und mit Zuziehung der Werke *Grimm's*, *Bopp's*, *Becker's*, *Schmitthenner's*, des damals nur im ersten Theil der etymologischen Forschungen bekannt gewordenen *Pott's*, *Lassen's*, *Stern's* u. A. nachgeforscht, sei aber mit keinem einzelnen grösseren Gegenstande zu einem *wahren Abschluss* gekommen und habe seine, allerdings zum grossen Theile guten Gedanken über verschiedenes Sprachwissenschaftliche durch schriftliche Niederlegung sich selbst klar und Andern zugänglich machen wollen. In wie weit dadurch der Gründlichkeit in Betrachtung einzelner Spracherscheinungen Abbruch geschehen sei, wollen wir um so weniger entscheiden, je grösser ohnehin schon unsere Besorgniss ist, Hr. D. möge uns, wenn wir, wir in jene grossen Werke wenig Eingeweihte und mit der Sanskrita, dem Zend, der littauischen (so schreiben wir nach Pott's etymol. Forschungen Th. I. S. VI., während Hr. D. immer mit *h* hat), lettischen und anderen Sprachen ganz und gar nicht Vertraute, uns hier zu Gericht über sein Buch setzen wollen, als einseitigen Kenner der alten Sprachen, als einen Sanskritohorrens verhorresciren. In Erwägung jedoch, dass wir uns da, wo unsere Kenntnisse nicht ausreichen, jedes Urtheils zu enthalten versprechen und dass wir überhaupt in universallinguistischen Büchern der Art gern dem daraus für Betrachtung der uns bekannten Sprachen erwachsenden Gewinne nachgehen und solchen durch öffentliche Mittheilung gemeinnütziger zu machen suchen, gestattet uns Hr. D. vielleicht willig eine einfache Relation, zumal da wir auf Schriften, welche wie vorliegende, in schöner Sprache von Gedankenreichthum und vielseitiger Belesenheit ihrer Verfasser zeugen, auch die Aufmerksamkeit Anderer hinzulenken wünschen. Ehe wir nun zu Einzelnem übergehen, müssen wir, was die Polymathie des Hrn. D. anlangt, ganz seltene, uns falls wir nicht durch Aufsuchen und Nachschlagen in den verschiedensten Bü-

chern einen charlatanischen Anflug davon nehmen wollen, möchten wir sagen, unzugängliche Kenntnisse in Sprachen und Literaturen rühmen, vgl. S. 4. vom Tode der fluchenden Cornischen Sprache im Munde der Fischerin Dolly Penteranth, S. 41. sein Verständniss der littauischen und kymerischen Sprache, desgleichen S. 43. von *Bohuss's* liebenswürdigen Amazonen, S, 45. von dem postpositiven Artikel der walachischen Sprache und der Art mehr. Schön aber in der That sind viele Stellen des Buches, so namentlich der ganze erste Abschnitt über Leben, vgl. S. 7. „Wir erheben uns u. s. w.", S. 8. die in einer Anmerkung mitgetheilte Klage eines gebrochenen Herzens über das finstere Walten eines Weltdämons, S. 18. f. die sinnige von Hrn. D. selbst gebildete Sage von dem Auftreten des ersten Monarchen u. s. w. Die Sprache ist bis auf wenige Unebenheiten, wie in der Vorbemerkung „Studien schoben *meine* Ausführung des Planes hinaus", correct und Druck und Papier gut zu nennen.

I. *Ueber Leben im höheren Sinne des Wortes* S. 1 — 12. Das Wesentliche der hier mehr in dichterischer, als streng logischer Weise entwickelten und keineswegs zur Ueberzeugung hin vorgetragenen geläuterten pantheistischen Ansichten des Verfassers, die wir mit Entgegnung von Dogmen über Persönlichkeit Gottes, über dessen Objectivirung in Christus, über die Wahrheit persönlicher Fortdauer hier zu bestreiten weder Raum noch vielleicht auch Geschicklichkeit haben, ist Folgendes. Ein allgemeines Leben erzeuge alle Einzelleben und nehme diese nach ihrem für das Ganze nothwendigen Untergange, welchen wir Tod nennen, wieder in sich auf. Diesem Gesetz seien Erde und Sonnen sowohl unterworfen, als Menschen, welche von ihrem kindlichen Sehnen nach individueller Fortdauer, einem Glauben, den sich der erste Mensch in der Trennungsstunde von verwandten Wesen gebildet habe, weder mit dem Trotze eines Prometheus, noch mit brutaler Resignation sich lossagen, sondern in ihrem Aufgehen in das Allgemeine nur den aus seiner Asche sich verjüngenden Phönix sehen sollen. Glauben an persönliche Unsterblichkeit oder, wie Hr. D. sagt, individuale Unendlichkeit, was eine contradictio in adiecto sei, gehöre der niedern Stufe des nur seiner selbst klaren Bewusstseins an, in einer höheren erblicke der Mensch das allgemeine Leben als Object vor sich und in der höchsten habe er das Selbstbewusstsein im allgemeinen Leben. Auch könne gar keine Vereinigung mit Gott ohne Aufgeben der Individualität gedacht, noch auch ohne ein solches und ohne eine mit unserer Entäusserung verbundene höhere Erhebung des Herzens die wohlthätigen Folgen der grossen und grausen Zerstörungen in der Welt und deren Geschichte wahrhaft gewürdigt werden. Die Welt sei in sich selbst bedingt, bestehe durch von Ewigkeit her mit Nothwendigkeit nach ewig festen *Gesetzen* wirkende *Kräfte;* diese Kräfte seien das Reale der Welt, ihre

in der Zeit erzeugten Kinder, die *Individuen im weitesten Sinne*, seien in ihrem Wirken in die Kreise jener Gesetze eingeschränkt, und die jenen Kräften zu Grunde liegende Idee sei das *Absolute*, das in sich selbst Bedingte, die Quintessenz und Seele der Welt, *Gott*. Mit diesen Ueberzeugungen, welche zugleich die vollkommenste Theodicee in sich enthielten, sei die *Geschichte* im Grossen sowol mit ihren deutlich vorgelegten riesenhaften Massen, mit ihren furchtbaren Ruinen, als auch mit dem mehr von ihr angedeuteten allmäligen grossartigen Aufblühen der Völker und Staaten zu betrachten.

II. *Ueber Geschichte* S. 13—28. In diesem Abschnitte, der im Einzelnen manche hier nicht weiter zu erörternde Bedenklichkeiten in uns erzeugte, geht der Verfasser zur Betrachtung der *Verwandtschaft* der Völker über. Zuvor wird jedoch nachgewiesen, wie die Geschichte der Menschheit im Zusammenhange mit der tellurischen Geschichte der Erde stehe, wie bei letzterer, mit Grundlegung der Ansichten *Cuvier's* und *Ritter's*, früher mehr das *Massenhafte*, später daraus entwickelt das *Organische* vorgeherrscht habe und wie jetzt das geistige Leben in der Erde immer mehr zunehme. Nach einigen Worten über das Urleben der Ichthyosaurier in einem gestaltlosen Elemente spricht sich Hr. D. gegen die von Vielen angenommene Bildungsunfähigkeit der Thiere, mit Anführung des aus dem Jakal entwickelten Hundes, des aus dem Argali veredelten Schafes und des in den Esel durch Misshandlung übergegangenen edlen Onagers, entschieden aus und nennt das frühere Leben der Menschheit, deren Ausbildung in Zusammenhang mit der Ausbildung der sie umgebenden Natur stehe, voller, ungetheilter, wiewohl der rechte Werth des Lebensgenusses erst durch das zweigestaltige Bewusstsein in Subjectivität und Objectivität, in Natur und Gott herbeigeführt worden sei. Die Entstehung des Menschengeschlechts, in dem schon ganz frühe der Sinn für das Schöne und Wahre gelegen habe, sei ein Räthsel, das Wahrscheinlichste sei aber schon wegen der ungleichzeitigen Reife der einzelnen Erdtheile, verschiedene Urmenschen zu verschiedenen Zeiten entstehen zu lassen, so dass aus ähnlichen Factoren ähnliche Producte hervorgegangen seien und eine *dynamische Urverwandtschaft* angenommen werden müsse. Im Verlauf dieser Erörterungen ist die Rede von den als ersten Weisen betrachteten alten Sängern, von Zoroaster, Zamolxis (jenes Namen in seiner Muttersprache, dem Zend ist, wie wir hier von Hrn. D. lernen, Zaratustrô; dieses im Lettischen Ziamoluk's), Sokrates, Platon und Christus als Priester des Ewigen, von den Vorstellungen eines goldenen Zeitalters, eines Paradieses, eines Zeitalters mit geschlechtslosen Wesen (bei den Mongolen) u. s. w. Die erste Sünde sei aus der Erkenntniss hervorgegangen und nur eine Kraftäusserung gewesen, deren Unterdrückung erscheine als ein Kampf der Menschheit gegen sich selbst bei den

unter Indern und Christen aufgetretenen Asketen. Aus dem Patriarchate sei die Monarchie entstanden, gelegentlich welcher Behauptung eine selbsterfundene Sage mitgetheilt wird, der zufolge der erste Monarch von weltbeglückenden Ideen ausging. Doch zurück zu der Verwandtschaft der Völker, dem Hauptprobleme, wie es scheint, aller Studien Hrn. D.'s. Die oben mitgetheilte Hypothese von einer dynamischen Urverwandtschaft derselben scheint Hrn. D. bei weitem sicherer, als die Lehre von dem Ursprunge aus *einem* Paar, und von später erfolgten Aus- und Einwanderungen, wobei man klimatischen Einflüssen zu viel Gewicht gegeben habe. Jene stellt er zwar keineswegs in Abrede, betrachtet aber die ganze Sage von der grossen gleichzeitigen Fluth, die ins Jahr 3076 vor Chr. gesetzt wird, aus einem andern Standpunkte, weist sodann Joh. v. Müller's Ausspruch über die wohlverdiente Dunkelheit der Urzeit zurück und bringt mit R. v. L. jene Urgeschichte in Vergleichung mit dem uns später nicht mehr klaren Zustande der Kindheit, welche jedoch gleichermaassen unendlich wichtig sei. Für die Verwandtschaft der Völker seien nun besonders zu betrachten die Geschichte alter in andere übergegangener Stämme, die Sagen, wo z. B. die trojanische eine Auswanderung aus Asien bezeuge, die physische Beschaffenheit der Menschen, welche sich oft auch bei ganz anderem Klima unverändert erhalten habe, wie bei den Incas und Häuptern der Australier, ferner, aber dies in zweiter Reihe, Religion, Rechte, Gewohnheiten, Sitten und Künste. Oben an aber ständen die *Sprachen.* Indem wir nur noch gegen die S. 22. 23. Note 1. vorgetragenen etymologischen Erörterungen von collis aus colo, von ἄκρα u. a., welcher Art Wörter als Reminiscenzen einer zweiten Fluth und Wanderung auf Höhen betrachtet werden, nachdrücklich protestiren, und zu den S. 28. angezogenen Thiernamen noch *vulpes* bei uns für *Wolf* zufügen (אלף, elephas, olpant; λύκος Luchs bei Schmitthenner Wörterbuch S. XXX. lassen wir absichtlich bei Seite liegen), gehen wir zu diesen über.

III. *Ueber Sprachen* S. 29. bis Ende. Dass die Sprachwissenschaft in ihrer höheren oder vielmehr eigentlichen Bedeutung die Sprache an und für sich als Selbstzweck ihrer Betrachtung zu setzen habe, dass sie in den Sprachen das Wesentliche, das geistig Bedeutende vorzugsweise zu behandeln und darin einen bestimmten Charakter zu erkennen und aus diesem Schlüsse auf das geistige Leben der betreffenden Völker zu ziehen sich in verständiger Weise vorsetzen müsse, ist auch unsere volle Ueberzeugung. Dass aber ein solches Verfahren in der Prüfung einer *einzelnen* Sprache auch ohne jedwede *Vergleichung anderer Sprachen* angestellt werden könne und sogar zum Vortheil der Gründlichkeit zuerst also angestellt werden müsse, ist *unsere* von Hrn. D. freilich ganz und gar *abweichende* Ansicht. In letzterer Beziehung sehen wir denn auch Männer, welche z. B. die griechische Sprache

der Art eines Hermann's, Bernhardy's, Buttmann's, Passow's, ger's u. a. oder die lateinische wie Schneider, Struve, Grote-d, Billroth u. a. oder die französische wie Mozin, Orell, Du-nil, Duvivier u. a. grammatisch und lexicalisch erläutert und fördert haben, *nicht*, wie es Hr. D. zu thun scheint, als Phi-ogen an, welche die Sprache nur als Mittel in den Kreis ihrer tersuchung gezogen und nur temporär einen höheren Gesichts-nkt für sich hätten gelten lassen. Viele dii minorum gentium fft, wie wir nicht verhehlen können, allerdings diese einen ge-ssen Tadel involvirende Behauptung. Jedoch ist Hr. D. insofern eder ziemlich unparteiisch, als er die unendlich zahlreichen rirrungen aus dem Kreise jener universellen Sprachforscher, m er seiner ganzen Richtung nach auch zugezählt werden muss, ht ganz mit Stillschweigen übergangen und als Belege *Prasche's* rsuch, das Deutsche aus dem Hebräischen, den *Jäckel's*, das teinische aus dem Deutschen herzuleiten, und vor allen *Parrot's* ı uns schon anderswo ins Licht gestellte Missgriffe und *Klap-k's* falsche Auffassung der Sanskritwörter in der Asia Polyglotta führt. Abgesehen aber von der hier gar nicht in Betracht kom-nden Frage, ob es sich hinsichtlich der darin niedergelegten teraturen der Mühe lohne, Sprachen wie Zend, Littauisch, ttisch u. s. w. zu studiren, wie auch abgesehen von den gleich chher näher anzuführenden besonnenen und lobenswerthen An-hten des Hrn. D. über Sprache und Sprachwissenschaft scheint uns mit fast allen Sprachforschern, den *Grimm's*, *Bopp's*, *tt's*, *Schmitthenner's* u. a., einen grundfalschen und höchst fährlichen Weg seiner linguistischen Studien eingeschlagen zu ben. Ohne unsere Ansicht an diesem Orte ins Einzelne verfol-n zu können, bemerken wir für jetzt nur so viel, *dass die Zeit r umfassende und ins Grosse gehende Sprachvergleichungen ser Art, wie wir sie schon jetzt zu Dutzenden haben, nicht er da ist, bis die einzelnen zu einem Stamme gehörigen rachen in durchaus abgesonderter Betrachtung für sich histo-ch und rationell behandelt sind.* Ist ein solches Problem ei-m Einzelnen zu lösen möglich, um so besser. Aber, wie ein hmetterling, wir sagen nicht eine Biene, von einer Blume zur dern fliegt, ein paar Wochen Sanskrit zu betreiben, dann etwas nd, etwas Lettisch und Littauisch zu kosten, dann wieder alachisch, Albanesisch, Armenisch, Spanisch, Hebräisch, Fran-sisch sich einzupfropfen und hinterher gewissermaassen als Pur-nz Italienisch, Englisch, Altdeutsch u. s. w. einzunehmen, und fort, ähnlich wie die Gelehrten in den Swift'schen Reisen Gu-ver's aus den Excrementen die Grundstoffe wieder aufzufinden müht sind, mit unendlichem Aufwand von Scharfsinn gemeinsame urzeln, gemeinsame Suffixe und Präfixe auszumisten, das heisst ine *comparative Sprachenkunde*. Weit entfernt übrigens, Je-nd der Genannten zu nahe treten zu wollen, werden wir uns

nur freuen, falls unsre Brille trüb ist, und für unsre eigene Person sind wir bescheiden genug, auf den Titel eines Sprachforschers, zumeist eines vergleichenden, zu verzichten. Dieses Wenige voraus, um bei unsern folgenden Ausstellungen in Lob und Tadel nicht missverstanden zu werden.

Mit Recht verwirft Hr. D. eine apriorische Begründung der Sprachwissenschaft und empfiehlt dagegen vorerst einen historisch besonnenen Weg, den auch wir *mit der vorhin bemerkten Modification* als den einzig wahren betrachten, einzuschlagen. Gut sind Hrn. Diefenbach's Bemerkungen, dass man das *logische Princip* in Sprachen nicht mit *der* Genauigkeit waltend zu sehen erwarten müsse, als anderswo; dass in Sprachen mitunter eine ganz eigenthümliche Ideenassociation statthabe; dass in *gemischten* Sprachen die nächste Erklärung von dem einheimischen Bildungstriebe hergeholt werden müsse u. s. f. Der in den Verlauf dieser Expositionen eingeschaltete Aufsatz jedoch über Sprachstudien besonders in Gymnasien, der schon früher in der Schulzeitung 1833 abgedruckt worden war, dürfte bei denkenden und allseitig erwägenden Schulmännern manche Zweifel erwecken, und gewiss wird deren Mehrzahl eine allgemeine, sprachphilosophische oder sprachvergleichende Lection höchstens für die oberste Stufe zulassen. Dass der Unterricht aber in neueren Sprachen, wie in eben diesem Aufsatze verlangt wird, parallel *neben* dem in alten herlaufen solle, wird eine noch grössere Mehrzahl *schlechterdings verneinen*. Nach dieser uns mindestens durchaus nicht mundenden Episode gelangt der Verfasser durch lichtvolle Aeusserungen über die Sprache als geistiges Abbild der Menschheit und resp. des einzelnen Volkes, über das Zurückbleiben mancher Sprache hinter dem Gedankenreichthum der sie redenden Nation, über die historische Wichtigkeit der Sprache bei siegenden und besiegten Völkern, über die letzteren aufgedrungenen fremden Idiome, über die angeborene Liebe zur Muttersprache und dabei gelegentlich über die Wörter *Heimath* und *Glück, alilenti*, *Elend;* über *Wienbarg's* lieblosen Vorschlag, das Plattdeutsche auszurotten, über die tragische Erscheinung der mit dem letzten Mohikaner untergehenden Sprache (letzteres eine ausgezeichnete Stelle S. 42.) — bei den *Umtauschungen* und *Mischungen* von Sprachen an. Nach der Anführung Pott's über *stammverwandte* und *stammverschiedene* Sprachen, einer auch uns vorzüglich gelungen scheinenden Distinction und Definition, betrachtet Herr D. als *gemischte* Sprachen solche, wo immer *eine* Sprache, entweder die der Eindringenden oder die der Eingesessenen, für die *Stämme*, zumeist aber für die *Grammatik* und *Betonung*, selbst mitunter gewaltsam procedirend, vorherrschend bleibt; als *umgetauschte* aber solche, wo auf dem Wege der friedlichen Gewöhnung eine Masse Ausdrücke zuerst von den Vornehmeren, dann aber auch vom Volke statt bereits gangbarer aufgenommen worden sind,

wie bei den Etruriern und Galliern. Aehnlich seien die Urwohner Indiens, die Juden, die Walachen mit einem wirklichen Romanzo, die Normänner in Frankreich zu betrachten; ganz verschieden davon aber sei die Annahme einer Sprache als Hofsprache, wie des Französischen und Neupersischen, oder einer im Handel, wie der italienischen und der lingua franҫa, oder als Schriftsprache, wie des Griechischen neben dem Albanesischen. Die *Stammeswürde* einer Sprache zeigt sich nach Hrn. D. im organischen Leben ihrer Wörter, und der Engländer z. B., dessen Sprache ohnedies von fremden Präfixen und Suffixen voll ist, hat, wie schon v. Stolberg sagte, nicht *die* Empfinduug beim Gebrauche seines Wortes celestial, als der Deutsche bei dem von *himmlisch*. Was die Grammatik anlangt, wird mit Fug behauptet, Vollständigkeit in Formation zeuge für Alter und Selbstständigkeit einer Sprache. Nach einigen Bemerkungen über die Wichtigkeit der Vergleichung von Wörtern fremder Sprachen, wobei wir übrigens Pott's Ableitung des Wortes ἄνθρωπος von ἀνθηρός und ὤψ nicht billigen, über die dabei nöthige Zuziehung der reinsten und verderbtesten Mundarten, sagt Hr. D. ganz richtig, vor Allem müsse man die Namen von Verwandtschaften, von Gliedern, den hauptsächlichsten Lebensbedürfnissen, die häufigsten Zeitwörter, Zahlwörter, Fürwörter, Vorwörter berücksichtigen, weniger die Benennungen für Erzeugnisse der Cultur. Bei dem, was über die für geläufige Begriffe wechselnden Benennungen gesagt wird und was von uns weiter nicht bestritten werden soll noch kann, richten wir nur die Frage an Hrn. D., woher er denn wisse oder schliesse, dass μήνη älter sei als σελήνη, vgl. σέλας und das verwandte ἥλιος. Eben so wenig glauben wir, dass φράτωρ, was übrigens wohl mehr auf eine berathende (φράζω) als auf eine blutsverwandtschaftliche Vereinigung ging, älter gewesen sei als ἀδελφός. Mit der Lautverschiebung aber, welche nach Hrn. D. selbst für die Bestimmung von Zeit und Ort der Berührungen einzelner Völker wichtig ist, so wie mit dem ganzen spätern für die meisten Leser wenig anziehenden und gewinnreichen Abschnitt über Umlaut, Ablaut, Guna, Wriddhi, Rhinismus u. s. f. wollen wir uns jetzt gar nicht und überhaupt niemals in der Ausdehnung und Weise unserer grossen *Sprachphysiologen* befassen. Wie die ganze Natur eine Sprache habe, fährt Hr. D. an einer etwas entfernten Stelle fort, so auch der Mensch, aber nur dieser eine articulirte, organisch belebte. Wenn daselbst weiter behauptet wird, dass die Etymologie die Wörter selbst nicht blos bis zu ihrer Geburt zu verfolgen, sondern auch die grammatischen *Formen* und *Bildungslaute*, *welche alle* ursprünglich *belebte Worte* gewesen wären, zu betrachten habe: so müssen wir letzteres, wie wir uns bei anderer Gelegenheit ausführlicher ausgesprochen haben, für *nicht wenige* Flexionsendungen ganz und gar leugnen.

Willig aber geben wir zu, dass eine innere Geschichte der Menschheit ohne die Sprachwissenschaft nicht zu erfassen sei.

Mit Berührung *der Annahme*, dass eine Ursprache nur in der Idee existire und nur durch Abstraction aus den vorhandenen Sprachen zu repräsentiren sei, behauptet Hr. D. *reale in der Zeit dagewesene Ursprachen* und betrachtet die ersten Aeusserungen *eines* Sprachstammes nur als *eine* Ursprache mit ziemlich durchgeführter Correlation der Ideen und Laute. Gegen die Entstehung der Sprache aber durch eine *nothwendig klingende*, *durch die Aussenwelt und die wahrnehmenden Menschen bedingte Onomatopoesie* haben wir begründete Zweifel schon an verschiedenen Orten ausgesprochen und schlagen die frühere ursprüngliche Wirksamkeit des phonetischen Princips nicht *so hoch* an, als *Herr D.* Im Uebrigen werden manche beachtungswerthe Andeutungen gegeben, bis denn Hr. D. nach dem Vorgange von A. W. v. Schlegel auf die drei Hauptentwickelungsperioden der iapetischen Sprachen, *die der Zusammenstellung* (*Verschmelzung*) *und Zusammensetzung*, *die zweite die der Flexion im weitesten Sinne des Worts* (*die synthetische*) *und die durch das Vorwalten des logischen Princips zerrüttete und Vorwörter zur Bezeichnung der Verhältnisse anwendende dritte* (*analytische*), zu sprechen kömmt. Wir wollen weder hierüber mit Hrn. D. rechten, noch weit weniger über die gewiss wahre Behauptung, dass die Sprache der ersten Menschen allzu häufig mit grossem Unrecht der *Sprache der Kinder* verglichen worden sei und dass jene sicherlich etwas ganz anderes gewesen sei, als eine blosse *Interjectionensprache*. Ob aber die *Wurzeln*, die Herr D. mit *Schmitthenner*, dem er überhaupt ganz besonderes Vertrauen schenkt, die Zeichen der ersten, aoristen Ideen nennt, wirklich je *real*, *körperlich* existirten, wie Hr. D. will, ziehen wir, die allererste Periode der Menschheit und hier nur einige wenige Begriffe abgerechnet, in Zweifel. Dass alle Abstracten aus Concreten hervorgingen, bleibt eben so unbestritten, als die Beobachtung, dass man *jene* mitunter durch Anhängung von Suffixen, wie *heit*, was so viel als Person bedeutet habe, zu bilden versuchte, wie auch noch jetzt in der neuhochdeutschen Volkssprache: Jugendheit, Treuheit. Ob dagegen die reinste Gestalt des Verbalstammes sich *immer* in den Perfecten zeige, beanstanden wir mit anderen Sprachkennern.

Bei dem nun noch übrigen Theile des Buchs S. 97—121. haben wir unter andern folgende Bedenken. 1) Ist unsrer Ansicht nach die Passivendung im Lateinischen weder, wie auch *Heffter* annimmt, aus dem Pronomen der dritten Person, noch sonst woher, sondern der Bedeutung nach gar nicht zu erklären; sie ist nur, wie bei beider Vergleichung einleuchtet, eine Verstärkung der activischen Endungsform. 2) Aus dem so häufig abnormen Volksgebrauche würden wir nur ganz *Weniges*, am wenigsten aber

Verbindungen, wie: *wir haben sich*, zum Belege anführen. 3) ἑαυτοῦ wird wohl nur dichterisch hier und da für ἐμαυτοῦ gebraucht, und es ist letzteres nur aus ἐμοῦ αὐτοῦ, keineswegs aber, wie Hr. D. meint, aus ἐμοῦ ἑαυτοῦ entstanden. Gleiches gilt dann auch natürlich von σεαυτοῦ. 4) Die Nominalausprägungen in us, ος, um, ον, a, α, η, ης, is u. s. w. und die Casusendungen haben mit den Pronominalstämmen wahrscheinlich *nichts zu thun*. Rec. ist es zwar wohl bekannt, wie viel Schein eine solche Erklärung namentlich bei der Endung *us* wegen des allerdings zu statuirenden lateinischen alten Pronomens *us*, vgl. ubi, unquam, ullus u. s. w., haben würde; allein er sieht in den Nominalbildungen, resp. Nominativbildungen nichts als euphonische Abrundungen der Stämme, und in den Casusendungen nichts als willkürliche, anfänglich sehr promiscue gebrauchte Unterscheidungszeichen für die verschiedenen Beziehungen der Nomina. 5) Sehr begierig sind wir auf eine leider ausgebliebene Ableitung der zwei ersten Cardinalzahlwörter aus Pronominalwurzeln gewesen. 6) Warum soll der Wal. unbestimmte Artikel *quel* aus hic ille, und nicht vielmehr aus einem unbestimmten *qualis*, vgl. das indefinite ποιός, πηλίκος, entstanden sein? 7) Betrachten wir uns über die Doppelsuffixion im Plural und Dual keineswegs als durch Hrn. D. aufgeklärt. 8) Hat Herr D., wie es scheint, die *unrichtigen* Begriffe vom ν ἐφελκυστικόν mit Hrn. Pott, vgl. jetzt etymolog. Forschch. II, 302 ff., gemein. 9) Der *Accent* von μεγάλος kann über das Alter dieser Form nicht im Mindesten entscheiden. — *Im Ganzen* endlich haben wir diesen Theil, in dem man auf weit festerem Boden als in den übrigen steht, mit regem Interesse gelesen und stimmen mit Vielem darin *vorläufig* überein. So, um nur Einiges aufzuführen, dass die einfachsten und ältesten Wurzeln nach *Sinn* (ursprünglich räumlich, und erst später auf Zeit und andere Verhältnisse angewendet) und *Form* die Pronominalwurzeln gewesen seien, woraus sich die Deutewörter (einige Zahlwörter?) und einige Partikeln gebildet hätten. Was aber dabei über ihren Gebrauch als Suffixen weitläuftig erörtert wird, hat im Obigen seine Erledigung. Billigend endlich, dass Hr. D. an der von *Graff*, vgl. Theorie der schwachen Declination 1836, dem Namen nach bestrittenen *schwachen* Declination festhält, halten wir es für eine andere Frage, ob davon die *schwachen* Casus zu unterscheiden seien.

M. Fuhr.

---

1) *Erster Unterricht in der Mathematik* für Bürgerschulen von *Gerhard Ulrich Anton Vieth*, Herzoglich Anhalt-Dessauischem Schulrathe und Professor der Mathematik. Sechste durchaus verbesserte und vermehrte Auflage von Dr. *Julius Michaelis*. Mit

zweiundzwanzig Kupfertafeln. Leipzig 1838. Verlag von Johann Ambrosius Barth. 255 Seiten gr. 8.

2) *Grundriss der Physik* für Schulen von *Gerhard Ulrich Anton Vieth*. Zweite Auflage. Mit einer Kupfertafel. Zerbst 1837 bei G. A. Kummer. 156 Seiten kl. 8.

3) *Lehrbuch der Mathematik* für Gymnasien von *Karl Gustav Wunder*, Professor und Lehrer der Mathematik und Physik an der Königl. Landesschule St. Afra in Meissen. Dritter Theil. Die Elemente der ebenen Geometrie. Mit neun Figurentafeln. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1840. gr. 8.

Ueber den Werth der Vieth'schen Lehrbücher herrscht unter den Mathematikern nur *Eine Stimme* und Viele meiner Herren Collegen werden, gleich mir, noch mit Freuden an den Unterricht zurückdenken, welcher ihnen nach den Vieth'schen Werken zu Theil geworden ist. Bei der grössten Klarheit ist überall eine hinreichende Gründlichheit zu finden, und die Kürze der Darstellung erscheint wahrhaft überraschend. — Hr. Vieth hat sich aber aus diesem Grunde einen Namen gestiftet, der in der mathematischen Welt noch lange mit hoher Achtung genannt werden wird. Die Abänderungen der Vieth'schen Lehrbücher haben aber dieserhalb sehr grosse Schwierigkeiten; und der Herausgeber der Anfangsgründe hat meiner Meinung nach nicht wohl daran gethan, den Text zu verändern und eigne Sätze einzuschalten. Er hätte seine Abänderungen in einem Anhange oder in Noten anbringen sollen, indem ich z. B. die Vieth'schen Darstellungsweisen der Decimalbrüche und Proportionen (dem Zwecke des Werkes gemäss) für vollkommen genügend und die Zusätze des Hrn. Michaelis für überflüssig erachte. Doch will ich keineswegs die Form und den Inhalt dieser Zusätze tadeln, sondern nur meine Missbilligung darüber ausdrücken, dass der Text dadurch so sehr verändert worden ist. Im Uebrigen habe ich mich beim Durchlesen der sechsten Auflage aufs Neue überzeugt, dass das Werk in höhern Bürgerschulen, Gewerbschulen u. s. f. noch immer mit dem grössten Nutzen gebraucht werden kann. Der von mir im J. 1837 herausgegebene *Vieth'sche Grundriss der Physik* ist für den ersten Unterricht in dieser Wissenschaft bestimmt und enthält die physikalischen Lehren in möglichster Kürze, jedoch ohne alle mathematische Begründung. — Es hätte hier Manches gründlicher und vollständiger abgehandelt werden müssen, wenn das Buch für ein tieferes Studium der Physik dienlich sein sollte, doch so ist es nur für die Anfänger in dieser Wissenschaft bestimmt und deshalb in den mittlern Schulen recht wohl zu gebrauchen. — *Das Wunder'sche Lehrbuch der ebenen Geometrie* ist mit äusserster Gründlichkeit bearbeitet und den besten geometrischen Werken an die Seite zu setzen. Die Beweisart des Hrn. Wunder ist klar und bündig, doch hätten auch in diesem Bande mehrere §§,

der Gründlichkeit unbeschadet, weggelassen und hierdurch der Preis des Buches etwas ermässigt werden können. — Für Gymnasien und alle höhere Lehranstalten, in denen die Mathematik als Wissenschaft getrieben wird, ist dieser Band (sowie die beiden früheren) sehr empfehlenswerth; auch ist das Wunder'sche Werk zum Selbstunterricht sehr geeignet. Möge daher der Hr. Verf. die übrigen Theile seines Werkes recht bald herausgeben und unserm Wunsche gemäss alle überflüssigen Sätze dabei vermeiden.

Um aber unser hier im Allgemeinen gegebenes Urtheil mit Gründen zu belegen, gehen wir jedes einzelne Werk folgendermaassen durch:

No. I. Herr Vieth hat in seinem Werke abgehandelt:

a) *Arithmetik.*

1. Die Arithmetik überhaupt.
2. Die Rechnungsarten mit ganzen Zahlen.
3. Die gemeinen Brüche.
4. Die Decimalbrüche.
5. Die Rechnungsarten mit benannten Zahlen.
6. Die Regel detri.
7. Die Theilungsregel oder Gesellschaftsrechnung.
8. Die Kettenregel.
9. Die Reesische Regel.
10. Uebungsaufgaben.
11. Tafeln über Münzen, Maasse und Gewichte.

b) *Geometrie.*

1. Die geradlinigen Figuren.
2. Der Kreis.
3. Tafeln der Sehnen, der zusammengehörigen Katheten des rechtwinklichen Dreiecks und der Segmente.

c) *Stereometrie.*

1. Die ebenflächigen Körper.
2. Die krummflächigen Körper.

d) *Praktische Geometrie.*

1. Das Feldmessen.
2. Das Fassvisiren.

e) *Mechanik.*

1. Vom Hebel.
2. Vom Schwerpunkte.
3. Von Zusammensetzung und Zerlegung der Kräfte.
4. Von der schiefen Ebene.
5. Von den Maschinen überhaupt.
6. Von den Waagen.

7. Von den Hebemaschinen für feste Körper.
8. Von den Hebemaschinen für Wasser.
9. Von den Landfahrzeugen.
10. Von den Wasserfahrzeugen.
11. Von den Mühlen.
12. Von den Uhren.

f) *Baukunst.*

1. Von den Gebäuden überhaupt.
2. Von den Baumaterialien.
3. Von Verbindung der Materialien überhaupt.
4. Vom Grundbau.
5. Von den Wänden.
6. Von den Decken.
7. Von den Dächern.
8. Von der Anordnung des Wohngebäudes.
9. Von den Säulenordnungen.
10. Vom Bauriss.
11. Vom Brückenbau.

In der *Einleitung* ist der Begriff der Mathematik gegeben; auch sind darin die Eintheilung, der Nutzen und die Geschichte der Mathematik in möglichster Kürze abgehandelt. —

Im *ersten Abschnitte* (S. 10—18.) sind die Rechnungsarten mit ganzen Zahlen auf eine kurze und bündige Weise dargestellt. Um aber die Darstellungsweise des Hrn. Verf. etwas genauer kennen zu lernen, stellt Rec. § 7. und 8. wörtlich folgendermaassen hin:

Rechnungsarten mit ganzen Zahlen.

§ 7. *Zahlen zu einander zu addiren.*

Addiren heisst, zu einer Zahl eine oder mehrere andere hinzuthun. Was heraus kommt, heisst die *Summe;* die zu addirenden Zahlen heissen *Summanden.* Soll es mit Ziffern geschehen, so müssen die, welche gleich hohe Stellen haben, unter einander gesetzt werden. Die Summe wird unter einen Querstrich gesetzt. Man addirt alle senkrecht unter einander stehende Zahlen und macht mit der ersten Reihe rechts den Anfang. Wenn die Summe einer senkrechten Reihe mehr wie eine Ziffer hat, so schreibt man nur die Einer hin und rechnet die Zehner zu der folgenden Reihe.

Beispiele.

1. 1725	2. 30748	3. 379845
3495	45926	463900
Summe 5220	30089	302010
	106763	1145755

4. 7943074
928039
8954361
17825474

Auf die Reihenfolge, in welcher die Zahlen addirt werden, kommt nichts an. Grosse Additionen werden am besten theilweise gemacht.

§ 8. *Zahlen von einander zu subtrahiren.*

Subtrahiren heisst, eine Zahl von einer andern abziehen. Die Zahl, von welcher man abzieht, heisst der *Minuendus*, die Zahl aber, welche abgezogen wird, der *Subtrahendus*. Was übrig bleibt, heisst der *Rest*, auch der Unterschied oder die Differenz, und giebt an, um wie viel der Minuendus grösser als der Subtrahendus ist. Man pflegt den Subtrahendus unter den Minuendus zu setzen. Auch hier müssen gleich hohe Ziffern unter einander stehen. Man zieht jede Ziffer von der darüber stehenden ab, indem man rechter Hand anfängt.

Beispiele.

1.	7845	2.	875439
	2504		2135
	Rest 5341		873304

Wenn eine grössere Ziffer von einer kleineren abgezogen werden soll, so muss man Eins von der nächst höheren Stelle borgen, wodurch die kleinere Ziffer um 10 vergrössert wird. Wenn in der nächst höheren Stelle eine Null steht, so geht man nach der linken Hand zu weiter bis zu der nächsten Stelle, welche keine Null ist; bei dieser borgt man, aber die Null oder, wenn es mehrere sind, alle Nullen, die man dergestalt übergangen hat, sind bei der fernern Rechnung als 9 anzusehen. Um dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, können Anfänger die durch Borgen um 1 verminderten Ziffern, sowie die Nullen, die in Neunen verwandelt sind, durch Punkte bezeichnen.

Beispiele.

3.	5789	4.	79001
	3891		3987
	1898		75014

Um sich von der Richtigkeit der Rechnung zu überzeugen (die Probe zu machen), addirt man den Rest zum Subtrahendus; wenn die Summe dem Minuendus gleich ist, so ist die Rechnung richtig.

Die im *zweiten Abschnitte* (S. 18—23.) enthaltenen 4 Rechnungsarten mit gemeinen Brüchen sind dem Zwecke des Werkes

gemäss sehr gut bearbeitet; auch hätten wir es lieber gesehen, wenn Hr. M. die Lehre der Decimalbrüche (S. 23—26.) nicht abgeändert hätte.

Die im *dritten Abschnitte* (S. 26—28.) enthaltenen einfachsten Rechnungsarten in benannten Zahlen sind in möglichster Kürze gelöst; auch war es unserer Meinung nach ebenfalls nicht nöthig, die im *vierten Abschnitte* (S. 28—33.) enthaltene Darstellung der Regel detri zu verändern.

Im *fünften Abschnitte* (S. 33—35.) ist die Theilungsregel; im *sechsten* (S. 35—37.) die Kettenregel, und im *siebenten* (S. 37—43.) die Gesellschaftsrechnung zur Genüge auseinandergesetzt; und endlich kommen noch in einem Anhange (S. 43—52.) sehr zweckmässige Münz-, Maass- und Gewichtstabellen vor.

Auf *Seite* 56—58. werden die einfachsten Erklärungen der ebenen Geometrie gegeben; und im *ersten Abschnitte* (S. 58—102.) die wichtigsten Lehren der geradlinigen Figuren abgehandelt.

Die *Stereometrie* handelt im *ersten Abschnitte* (S. 106—118.) von den ebenflächigen, und im *zweiten* (S. 118—132.) von den krummflächigen Körpern. Rec. hat diese beiden Abschnitte mit dem ungetheiltesten Beifall durchlesen.

Das in der *praktischen Geometrie* (S. 135—145.) vorkommende Feldmessen ist befriedigend dargestellt; auch ist das auf S. 145—152. enthaltene Fassvisiren in praktischer Beziehung sehr beachtenswerth. — Rec. glaubt daher dem Hrn. Dr. M. erklären zu müssen, dass er durch Weglassung dieses Kapitels dem Werthe des Buches geschadet haben würde, und dass in vielen Bürger- und Gewerbschulen die darin vorkommenden praktischen Regeln nicht entbehrt werden können. Der in der Mechanik vorkommende erste Abschnitt (S. 155—157.) hätte unserer Meinung nach in einem Anhange etwas weiter ausgeführt werden können, da derselbe doch etwas zu kurz abgefertigt worden ist. Dasselbe gilt von dem Schwerpunkte. So steht z. B., um unser Urtheil zu rechtfertigen, im Vieth'schen Lehrbuche S. 157. nur Folgendes:

Vom Schwerpunkte.

§ 10. Der Punkt A, wo die Stange unterstützt werden muss, wenn sie im Gleichgewichte bleiben soll, heisst der Schwerpunkt der Stange. In jedem Körper ist ein Schwerpunkt, um welchen die Masse des Körpers nach entgegengesetzten Seiten gleich vertheilt ist. Wenn der Schwerpunkt unterstützt ist, so ist der Körper vor dem Falle gesichert. Man kann sich das ganze Gewicht des Körpers im Schwerpunkt vereinigt vorstellen. Der Körper ist nicht eher in Ruhe, als bis der Schwerpunkt so tief gesunken ist, als er kann.

§ 11. Um den Schwerpunkt eines Körpers zu finden, verschiebe man ihn so lange auf einer Spitze oder scharfen Kante, bis er im Gleichgewichte ist, so hat man die Gegend, wo der Schwerpunkt befindlich ist. Bei vielen Körpern lässt sich indessen dieses Mittel nicht wohl anwenden. Wenn man einen Körper frei an einem Faden aufhängt, so ist immer der Schwerpunkt in der verlängerten Richtung des Fadens. Bei einer Kugel (falls sie aus einerlei Materie besteht) ist der Schwerpunkt im Mittelpunkte der Kugel. Bei einem hohlen Gefässe, bei einem Ringe u. dgl. fällt der Schwerpunkt ausserhalb der Masse des Körpers selbst.

Bei dem menschlichen Körper ist der Schwerpunkt in dem Becken, gerade in der Gegend, wo die Köpfe der Schenkelknochen den Körper unterstützen. Steht nun der Mensch so, dass die lothrechte Linie von diesem Punkte noch innerhalb der Grundfläche trifft, die er mit seinen beiden Füssen einnimmt, so ist er vor dem Falle sicher.

§ 12. Auf der Geschicklichkeit, seinen eigenen Körper so zu halten und zu bewegen, dass der Schwerpunkt desselben immer über einer schmalen Grundfläche bleibe, beruht die Kunst der Seil- und Drahttänzer und auf einer geschickten Unterstützung des Schwerpunktes anderer Körper beruht die Kunst der Aequilibristen. Körper, bei denen der Schwerpunkt weit nach oben fällt, sind leichter zu balanciren, als solche, wo er weit nach unten fällt, weil der Schwerpunkt beim Fallen einen grössern Bogen beschreibt. Ein Degen ist leichter auf der Spitze zu balanciren als auf dem Kopfe. —

Die übrigen Abschnitte der Mechanik (S. 158—217.) sind für den ersten Anfänger ebenso zweckmässig als belehrend bearbeitet, und die in der Baukunst (S. 221—251.) enthaltenen 7 Abschnitte befriedigend ausgeführt. Der von Hrn. Dr. M. verfasste Anhang (S. 251—255.), welcher den Brückenbau zu seinem Gegenstande hat, ist gut bearbeitet, und Rec. würde sich sehr gefreut haben, wenn Hr. Dr. M. auf diese Weise noch mehr Erweiterungen zu einzelnen Abschnitten in einem Anhange ausgearbeitet hätte. —

Der Abschnitt von den Bauanschlägen konnte füglich weggelassen werden. Doch würde ich ihn ebenfalls hingestellt haben, um das Werk des ehrwürdigen Vieth in seiner Reinheit der mathematischen Welt zu übergeben. Auch würde gewiss Hr. Vieth diesen Abschnitt schon früher weggelassen haben, wenn er denselben für völlig überflüssig gehalten hätte.

Wir haben wenige Druckfehler im Buche bemerkt; und es verdient deshalb Hr. Dr. M. in dieser Beziehung unsern aufrichtigen Dank.

No. II. *In dem Vieth'schen Grundrisse der Physik kommen vor:*

1. Grundbegriffe. 2. Inhalt und Ordnung. 3. Methode. 4. Nutzen der Naturwissenschaft. 5. Geschichte der Naturwissenschaft. 6. Allgemeine Eigenschaften der Körper. 7. Bewegung ohne Rücksicht auf Kraft. 8. Wirkung der Kräfte auf einen Punkt. 9. Wirkung der Kräfte auf eine Linie. 10. Wirkung der Kräfte auf eine Fläche. 11. Wirkung der Kräfte auf Körper. 12. Cohäsion. 13. Adhäsion. 14. Schwere. 15. Gleichgewicht schwerer fester Körper. 16. Fall der schweren Körper. 17. Wurfbewegung. 18. Centralbewegung. 19. Gleichgewicht schwerer tropfbarer Flüssigkeiten. 20. Bewegung schwerer tropfbarer Flüssigkeiten. 21. Gleichgewicht schwerer expansiver Flüssigkeiten. 22. Bewegung schwerer expansiver Flüssigkeiten. 23. Elasticität. 24. Schall. 25. Töne. 26. Licht. 27. Zurückwerfung des Lichts. 28. Brechung des Lichts. 29. Wärme. 30. Elasticität. 31. Magnetismus. 32. Verwandtschaft der wägbaren Stoffe. 33. Sauerstoff, Chlorine, Jodine. 34. Brennbare Körper. 35. Zusammengesetzte Körper. 36. Gas-Arten. 37. Dünste und Dämpfe.

In No. 1. sind die Grundbegriffe, in No. 2. der Inhalt und die Anordnung, in No. 3. die Methode, in No. 4. der Nutzen und in No. 5. die Geschichte der Naturwissenschaft in möglichster Kürze dargestellt. So sagt z. B. der Hr. Verf. in No. 5.:

§ 29—35.

29. Die rohen Erfahrungen, als erste Anfänge der Naturkenntniss, verlieren sich in das höchste Alterthum. Wie könnte auch ein Mensch leben, der nicht durch den sinnlichen Eindruck und durch körperliches Bedürfniss angeregt würde, Naturerscheinungen und Naturkörper mit einiger Aufmerksamkeit zu beobachten.

30. Die Kenntniss der scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper, zur Eintheilung der Zeit unentbehrlich, wurde am frühesten einigermaassen ausgebildet, und zwar vermuthlich zuerst im südlichen Asien und in Aegypten. Dann aber weit genauer, vollständiger und systematischer bei den Griechen.

31. In den mittleren Zeiten waren die Araber vorzüglich in Besitz dieser astronomischen und einiger optischen Kenntnisse. Ueberhaupt aber waren Naturkenntnisse sehr unvollkommen und weit unter dem, was sie jetzt sind.

32. Erst seit dem sechzehnten Jahrhunderte, seit Copernicus, Gallilä, Kepler, fängt die Periode an, wo man nicht, wie vordem, erklären will, ohne hinlänglich beobachtet zu haben; sondern beobachtet, um erklären zu können. Seit dieser merkwürdigen Epoche folgen die Entdeckungen schnell auf einander,

33. Die Lehre von der wahren Weltordnung, von der Schwere, von der Bahn der Planeten, vom Hebel, vom Pendel, vom Luftdruck, vom Wasserdruck, vom Schall, von Fortpflanzung und Brechung des Lichts, von Farben, von Electricität, vom Verbrennen u. s. w. — alle diese Lehren sind Früchte neuerer Zeit.

34. Astronomische Uhren, Fernröhre, Mikroskope, Luftpumpen, Taucherglocken, Barometer, Thermometer, Hygrometer, Sprachröhre, Hörröhre, Electrisirmaschinen, Electrophore, Blitzableiter, Dampfmaschinen, Luftbälle u. s. w. — alle diese Erfindungen sind Werke neuerer Zeit.

35. So reich wir aber auch in Vergleichung mit den Alten sind, so ist doch auch unser Wissen nur noch Stückwerk. Wir haben ziemlich gründliche Einsichten von den Gesetzen der Bewegung, von den Gesetzen des Schalles und Lichts, überhaupt wo es auf Raumgrösse ankommt und die Geometrie aushilft. Weniger helle sehen wir in dem, was die Bestandtheile der Körper angeht, und die Naturerscheinungen im Grossen: Erdbeben, Nordlicht, Feuerkugeln, selbst die gewöhnlichen, Gewitter, Regen und Wind sind noch nicht befriedigend erklärt. —

In *No.* 6. ist von den allgemeinen Eigenschaften der Körper die Rede; auch kommen darin einige in Worten ausgedrückte Proportionen über Volumen, Dichtigkeit, Masse u. s. w. vor.

No. 7. handelt von der Bewegung ohne Rücksicht auf Kraft, und es wird in dieser Nummer (nachdem die Geschwindigkeit erklärt worden ist) angegeben: *dass die Geschwindigkeiten zweier bewegten Punkte sich bei gleichen Zeiten wie die Räume; bei gleichen Räumen umgekehrt wie die Zeiten und überhaupt wie die Räume durch die Zeiten dividirt verhalten*, u. s. w.

In *No.* 8. kommen hauptsächlich die durch zwei oder mehrere Kräfte hervorgebrachten Bewegungen vor; und es werden darin einige Erscheinungen durch das Parallelogramm der Kräfte erklärt. Die Darstellungsweise des Hrn. Verf. ist in dieser Nummer wie überall kurz und bündig.

No. 9. *und* 10. sind etwas zu kurz ausgefallen, aber No. 11. (der Anordnung des Lehrbuchs gemäss) recht vollständig bearbeitet und von dem Herausgeber um einige Formeln (natürlich nur in Anmerkungen) vermehrt worden.

No. 12. 13. *und* 14. sind zwar kurz, aber recht klar dargestellt, dasselbe findet auch bei 15. und 16. statt.

In No. 17. *sagt der Herr Verfasser:*

Wenn ein Körper mit einer gewissen Geschwindigkeit, zum Beispiel von 90 Fuss in einer Sekunde, senkrecht in die Höhe geworfen wird, so würde er mit dieser Geschwindigkeit ins Unendliche fortgehen. Die Schwere wirkt aber seiner Bewegung immer entgegen, verzögert sie im Steigen, vernichtet sie gänz-

lich und verwandelt sie endlich in die entgegengesetzte, d. h. der Körper fällt, wenn er die grösste Höhe erreicht hat, und zwar mit beschleunigter Bewegung, wieder herab.

Wie hoch er steigt und wann er wieder zur Erde kommt, lässt sich so übersehen:

Zeit der Bewegung: 0, 1, 2, 3, 4, 5, 6 Sekunden.
Höhen, die er ohne die Schwere erreichte: 0, 90, 180, 270, 360, 450, 540 .... Fuss.
Verminderungen durch die Schwere: 0, 15, 60, 135, 240, 375, 540 .... Fuss.
Höhen, die er wirklich erreicht: 0, 75, 120, 135, 120, 75, 0 .... Fuss.

Der Körper hat am Ende der dritten Sekunde seine grösste Höhe von 135 Fuss erreicht, und fällt nun wieder. Am Ende der sechsten Sekunde kommt er zur Erde.

Wenn ein Körper schief in die Höhe geworfen wird, wie das Werfen mit der Hand, mit der Schleuder, beim Schiessen aus Mörsern, Kanonen und kleinem Gewehr gewöhnlich geschieht, so beschreibt er eine krumme Linie, die man eine Parabel nennt.

Die Bahn des Körpers lässt sich folgendermaassen zeichnen. Es sei A die Mündung eines Gewehrs, welches in der Richtung AB, beiläufig unter einem Winkel von 36 Grad 53 Minuten mit der Horizontallinie AU, gehalten wird, und AB sei die Weite, durch welche die Kugel in einer Sekunde durch die Kraft des Pulvers getrieben wird, z. B. 150 Fuss.

Um nun die Bahn zu zeichnen, trage man AB = 150 einigemal auf die Linie AG und ziehe von den Punkten B, C, D, E, F, G senkrechte Linien auf AU herab. Bei dem angenommenen Erhöhungswinkel von 36° 53′ wird BO = 90 Fuss; CP = 180 Fuss; DQ = 270; ER = 360; ES = 450 Fuss sein. Die horizontalen Abschnitte AO, OP, PQ, QR, RS, SN, aber werden jeder 120 Fuss sein.

Von B, C, D u. s. w. trage man nun die Fallhöhen in 1, 2, 3 u. s. w. Sekunden, nämlich BH = 15′; CJ = 60′; DK = 135′; EL = 240′; FM = 375′; GN = 540′; und ziehe durch A, H, J, K, L, M, N die krummlinichte Bahn; die Kugel schlägt in N in die Erde ein, und die ganze horizontale Schussweite AN ist in diesem Beispiele 6mal 120 = 720 Fuss.

So würde nämlich die Bahn und die Schussweite sein, wenn die Kugel durch keinen Widerstand der Luft aufgehalten würde; dieser ist aber bei einer so schnellen Bewegung sehr beträchtlich, und verursacht eine grosse Abweichung von dem parabolischen Wege.

No. 18. enthält das Wichtigste von der Centralbewegung, zeigt im letzten §, dass der Radius Vector in gleichen Zeiten gleiche Flächenräume beschreibt.

In *No.* 19. *und* 20. wird von dem Gleichgewichte und der Bewegung der tropfbaren Flüssigkeiten mit hinreichender Ausführlichkeit gesprochen; dasselbe findet auch in No. 21. und 22. beim Gleichgewichte und der Bewegung expansiver Flüssigkeiten statt.

No. 23. enthält in möglichster Kürze die Elasticität; und No. 24. und 25. eine recht gute Bearbeitung des Schalles.

In *No.* 26 — 28. kommen ziemlich vollständig die Phänomene des Lichtes und in No. 29. etwas zu kurz die Erscheinungen der Wärme vor.

Die Electricität No. 30. *und der Magnetismus No.* 31. sind nicht mit gehöriger Vollständigkeit abgehandelt, dagegen ist die Bearbeitung der übrigen Nummern manchmal ausführlicher ausgefallen, als dies in diesem kurzen Abrisse nöthig gewesen wäre. Druck und Papier sind gut.

No. III. *Herr Wunder hat sein Buch in zwei Curse getheilt und darin abgehandelt:*

1. Grundbegriffe; 2 die geraden Linien und Winkel; 3. die Figuren; 4. das Dreieck; 5. die Parallellinien, Parallelogramme und Dreiecke hauptsächlich in Beziehung auf ihre Grösse; 6. Einiges vom Kreise; 7. die Erweiterung und Anwendung des Pythagoräischen Lehrsatzes; 8. die Ergänzung der Lehre vom Kreise; 9. die allgemeine Proportionslehre; 10. die Lehre von den ähnlichen Figuren; 11. die Ausmessung der Figuren; 12. einige merkwürdige geometrische Lehrsätze und 13. die Auflösung einiger Aufgaben zur Anwendung des Vorausgehenden, auch zur Uebung in algebraischer Behandlung geometrischer Aufgaben. —

Erster Cursus.

In § 10. *der Einleitung* kommen 27 Grundsätze vor, welche der Hr. Verf. besser als blosse Anwendungen der ihnen entsprechenden arithmetischen Lehrsätze hätte hinstellen können, wenn die Grössengleichungen zuvörderst erklärt und alsdann die Zahlengleichungen auf erstere angewendet worden wären. Auch hätte der in § 18. enthaltene Grundsatz eine grössere Verständlichkeit erlangt, wenn die specielle Erklärung: „zweier gleichen geraden Linien", vor demselben aufgestellt worden wäre. Der in § 22. gegebene Lehrsatz ist für den Anfänger zu schwierig; auch findet dasselbe mit § 37. 38. 39. 40. 41. 46. 49. und 51. statt. Die übrigen Sätze der Einleitung sind sehr gut bewiesen, und Rec. stellt, um die Beweisart des Hrn. Verf. an Beispielen zu versinnlichen, den 30. Lehrsatz wörtlich folgendermaassen hin.

§ 30. *Lehrsatz.*

Die Summe je zweier Nebenwinkel ist allezeit gleich der Summe zweier rechten Winkel. —

Beweis. Nach der Erklärung § 28. mit Rücksicht auf § 29. ist die Summe zweier Nebenwinkel immer gleich einem gestreckten Winkel; ein rechter Winkel aber ist die Hälfte eines gestreckten, also ein gestreckter soviel als die Summe zweier Rechten, woraus das zu Beweisende folgt. Oder: Man habe die Nebenwinkel ACB und BCD, ACB sei ein spitzer, BCD ein stumpfer Winkel; überdies sei CF die Lage, in welcher der aus CA nach und nach durch CB bis in die Lage CD sich drehende Schenkel genau den vierten Theil einer Umdrehung vollendet hat; so erhellt sogleich, dass ACF und FCD rechte Winkel sind, und CF zwischen CB und CD liegt. Demnach ist BCD = BCF + FCD, folglich ACB + BCD = ACB + BCF + FCD, aber ACB + BCF = ACF; also ACB + BCD = ACF + FCD = 2R.

Die *erste Abtheilung* (S. 31—60.) ist mit grosser Gründlichkeit bearbeitet und enthält hauptsächlich die Congruenz der Dreiecke, die hieraus sich ergebenden Lehrsätze vom gleichschenklichen Dreiecke, äussere Winkel, vom Perpendikel u. s. w. — So sagt z. B. der Verf. in § 68.:

Lehrsatz.

In jedem Dreiecke steht I. der grössern Seite ein grösserer Winkel, und II. umgekehrt dem grössern Winkel eine grössere Seite gegenüber.

Beweis I. Sei das Dreieck ABC betrachtet; wenn darin BC > AC ist, so soll auch < BAC > < ABC sein. Man nehme auf der grössern Seite BC von C aus das Stück CD = CA, und ziehe AD. Da nun AD nothwendig zwischen AC und AB liegt; so ist gewiss < BAC > < CAD; aber < CAD = < ADC, daher auch < BAC > < ADC. Weil nun aber < ADC > < ABC ist, so ist noch mehr < BAC > < ABC.

II. Im Dreiecke DEF sei < EDF > < DEF; so muss auch EF > DF sein. Vergleicht man zwei Linien, wie DF und DE mit einander, so sind überhaupt drei Fälle möglich, von denen, in Beziehung auf je zwei bestimmte Linien immer einer stattfinden muss und zugleich die beiden andern Fälle ausschliesst: 1) es ist EF < DF; 2) es ist EF = DF; 3) es ist EF > DF. Wenn nun hier EF < DF wäre, so müsste nach No. 1. dieses § EDF < DEF sein; wäre aber EF = DF, so wäre EDF = DEF. Da nun aber hier EDF > DEF angenommen worden ist, so kann weder EDF < DEF, noch EDF = DEF, also weder EF < DF, noch EF = DF sein, man muss also EF > DF haben. —

Die in § 87. vorkommende Bemerkung hätte weggelassen oder mit einem Sternchen bezeichnet werden müssen, auch sind die in § 88—94. mit Sternchen bezeichneten Sätze erst mit den geübteren Schülern durchzunehmen.

Die *zweite Abtheilung* (S. 61—102.) zerfällt in 4 Kapitel, wovon das erste die Lehre von den Parallelen und gewisse daraus

zunächst folgende Eigenschaften der Parallellinien und anderer Figuren recht gut dargestellt enthält. Der Hauptlehrsatz der Parallellinien ist in § 99. auf folgende Weise bewiesen:

§ 99. *Lehrsatz.*

I. *Wenn zwei gerade Linien von einer dritten so geschnitten werden, dass die Gegenwinkel gleich sind; so müssen die Linien parallel sein; und umgekehrt* II. *wenn zwei parallele gerade Linien von einer dritten geschnitten werden; so müssen die Gegenwinkel einander gleich sein.*

Beweis. Zwei gerade Linien, welche ursprünglich gleiche Richtung hatten, und beide nach derselben Seite hin und um gleich viel ihre Richtung ändern, müssen auch nachher gleiche Richtung haben; und zwei gerade Linien, welche ursprünglich gleiche Richtung hatten, und nachdem sie dieselbe verändert, doch wieder gleiche Richtung haben, müssen von ihrer ursprünglichen Richtung beide nach derselben Seite hin um gleich viel abweichen, werden also aus ihrer ersten in die neue Richtung wirklich gelangen, wenn beide nach derselben Seite hin und um gleich viel ihre Richtung ändern. Linien, welche gleiche Richtung haben, fallen entweder in eine Linie zusammen oder sind parallel; der Unterschied der Richtung zweier von einem Punkte ausgehenden Geraden wird durch den Winkel ausgedrückt, den diese Gerade bilden. Wird nun AB und CD von FG geschnitten, so kann man sich denken, dass beide ursprünglich in FG gelegen, aber die eine um K, die andere um M beide nach derselben Seite hin so weit sich gedreht haben, dass dadurch KA den < FKA und MC den < FMC erzeugt hat. Ist nun < FKA = FMC (die Gegenwinkel); so haben beide Linien ihre Richtung um gleich viel geändert, sind also wieder gleich gerichtet, KA und MC, folglich auch ihre Verlängerungen nach der entgegengesetzten Seite KB und MD haben gleiche Richtung, AB und CD sind parallel. Weiss man dagegen, dass die beiden Linien, welche man ursprünglich in FG liegend und durch Aenderung der Richtung nach einerlei Seite hin in die Lage AB und CD gekommen denken kann, hier wieder gleiche Richtung haben, d. h. weiss man, dass AB und CD parallel sind; so müssen sie von der Lage in FG ausgehend, wo sie auch gleiche Richtung hatten, ihre Richtung nach derselben Seite hin und um gleich viel geändert haben; diese Aenderung der Richtung wird aber für den obern Theil der ersten Linie durch < FKA, für den der zweiten durch < FMC ausgedrückt; also: wenn AB = CD ist, so muss < FKA = < FMC sein. — Auch zeichnen sich die übrigen Sätze dieses Kapitels durch Kürze und Einfachheit aus, wenn die mit Sternchen bezeichneten Sätze nicht in Betrachtung kommen.

Das *zweite Kapitel* spricht von Parallelogrammen und Dreiecken von gleicher Grösse und vom Pythagoräischen Lehrsatze;

und das dritte von einigen Eigenschaften des Kreises mit genügender Strenge. Im vierten Kapitel hätten jedoch in § 157. 159. und 162. die Sternchen weggelassen werden müssen, weil diese Sätze zu wichtig sind, um übergangen zu werden.

Zweiter Cursus.

In der ersten Abtheilung (S. 105—146.) stellt Hr. W. die Ergänzung des Pythagoräischen Lehrsatzes und die Lehre vom Kreise hin. Dieser ganze Abschnitt ist mit vorzüglicher Sorgfalt bearbeitet, und Rec. stellt einen hierher gehörigen Lehrsatz folgendermaassen hin:

§ 234. *Lehrsatz.*

Jeder Kreis ist gleich einem Dreiecke, dessen Grundseite gleich dem Umfange, dessen Höhe aber gleich dem Halbmesser des Kreises ist. —

Beweis. Bezeichne P den Umfang, r den Halbmesser des Kreises, J_n den Umfang des eingeschriebenen, U_n den Umfang des umschriebenen regelmässigen Vielecks von n Seiten; so ist $U_n > J_n$. Konstruirt man nun wiederholt sowohl in als um den Kreis ein regelmässiges Vieleck von doppelter Seitenzahl, und bezeichnet den Umfang derselben beziehungsweise durch U_{2n}, U_{4n}, U_{8n} .... ; J_{2n}, J_{4n}, J_{8n} ... u. s. w., so ist

$$U_{1n} > U_{2n},\ J_{1n} < J_{2n},\ U_{2n} > J_{2n}$$
$$U_{2n} > U_{4n},\ J_{2n} < J_{4n},\ U_{4n} > J_{4n}$$
$$U_{4n} > U_{8n},\ J_{4n} < J_{8n},\ U_{8n} > J_{8n} \text{ u. s. w.};$$

d. h. je weiter man die Verdoppelung der Seitenzahl fortsetzt, desto mehr wächst der Umfang des eingeschriebenen, und nimmt ab der Umfang des umschriebenen Vielecks, doch so, dass, so lange die Seitenzahl endlich ist, der Umfang des umschriebenen immer noch etwas grösser bleibt, als der des eingeschriebenen von gleich vielen Seiten. Hieraus ist offenbar, dass beide Umfange desto weniger von einander verschieden sind, je mehr Seiten beide Vielecke haben, und dass, wenn man die Verdoppelung der Seitenzahl ohne Ende fortgesetzt denkt, zuletzt beide Umfange sich gleich werden, mit einander selbst, sowie mit dem Umfange des Kreises, welcher bei jeder endlichen Seitenzahl zwischen beiden liegt, zusammenfallen. Der Kreis kann also angesehen werden, als ein regelmässiges Vieleck von unendlich vielen Seiten. Je öfter man die Seitenzahl eines eingeschriebenen Vieleckes verdoppelt, desto kleiner wird jede Seite, desto grösser aber der Perpendikel vom Mittelpunkte auf eine Seite, dessen Grösse der des Halbmessers immer näher kommt, und dieselbe geradezu erreicht, wenn die Seitenzahl unendlich gross geworden, die gebrochene Linie, welche den Umfang des Vielecks bildet, in die stetig gekrümmte Kreislinie übergegangen ist. Eben da-

durch, geht man also von dem Vielecke zum Kreise über, dass man den erwähnten Perpendikel gleich einem Halbmesser annimmt, womit zugleich der Umfang des Vielecks dem Kreisumfange gleich wird. Hierdurch nun ergiebt sich die Richtung des zu beweisenden Satzes aus § 227. III.

Die *zweite Abtheilung* (S. 146—206.) enthält in 4 Kapiteln die allgemeine Proportionenlehre, die ähnlichen Figuren und die Ausmessung der Figuren.

Die allgemeine Proportionenlehre ist unserer Meinung nach für den Anfänger zu schwierig und muss bedeutend abgekürzt werden, wenn sie in einem Gymnasium durchgemacht werden soll. Sie wäre um ein Bedeutendes leichter und übersichtlicher geworden, wenn die Grössenproportionen als blosse Anwendungen der Zahlenproportionen betrachtet worden wären. Die Proportionalität und Aehnlichkeit von Dreiecken, Parallelogrammen und vom Kreise ist vorzüglich gut abgehandelt, und das von der Ausmessung der Figuren Gesagte sehr befriedigend.

Im Anhange A (S. 207—218.) kommen einige merkwürdige geometrische Lehrsätze vor, von denen § 361. und 363. die Sternchen verlieren müssen.

Der Anhang B (S. 218—260.) enthält die Auflösung einiger Aufgaben zur Anwendung des Vorausgehenden, auch zur Uebung in algebraischen Behandlungen mit grosser Gründlichkeit. — Rec. wünschte aber hier, dass der Hr. Verf. noch mehrere Sätze mit Sternchen bezeichnet hätte.

Der Anhang C (S. 260—268.) ist endlich recht praktisch und gut gearbeitet, und jede Figur mit hinreichender Sauberkeit gezeichnet. —

Möge der sehr verehrte Verf. dieses Lehrbuches aus gegenwärtiger Beurtheilung auf's Neue sich überzeugen, wie aufmerksam Rec. seine gründlichen Werke studirt, und möge das Buch die Anerkennung finden, welche es auf jede Weise verdient. —

Prof. Dr. *Götz.*

Todesfälle.

Den 5. Januar starb zu Paris das Mitglied des Instituts *André François Miot* Comte *de Melito*, früher Minister bei dem König Joseph in Spanien, bekannt durch französische Uebersetzungen des Herodot und Diodor, geboren zu Versailles am 9. Februar 1761.

Den 5. Januar in Paris der als Historiker bekannte Akademiker und Pair von Frankreich *Bignon* im 70. Jahre.

Den 9. Januar starb in Paris der durch seine Forschungen über die hindustanische Sprache bekannte gelehrte Arzt Dr. *John Borthwick Gilchrist*, geboren in Edinburg am 19. Juni 1759. Er lebte bis 1804 als Arzt und als Professor der hindustanischen und persischen Sprache in Calcutta und hat dort ein Lexicon und eine Grammatik des Hindustani nebst andern Schriften herausgegeben.

Den 11. Februar in Zürich der ordentl. Professor der medicinischen Facultät *von Pommer*, früher praktischer Arzt in Heilbronn, und als medicinischer Schriftsteller ehrenvoll bekannt.

Den 13. Februar zu Giessen der ordentl. Professor der Theologie Dr. *F. K. Meier*, geboren 1808, seit 1837 von Jena nach Giessen berufen, durch mehrere kirchenhistorische Arbeiten bekannt.

Den 14. Februar in Berlin der Professor am Grauen Kloster Dr. *Gottfr. Emil Fischer*, im 49. Jahre, durch eine Abhandlung über das akustische Verhältniss der Accorde bekannt.

Den 15. Februar zu Gross-Görschen der Professor *A. M. Krafft*, emeritirter Rector der Klosterschule in Donndorf, nach 50jähr. Wirken.

Den 22. Februar in Paris der Director der Museen *L. N. Phil. Aug.* Graf *von Forbin*, durch seine Voyage dans le Levant (1819) und einige andere Schriften bekannt.

Den 28. Februar in Bayreuth der als Pädagog rühmlichst bekannte Regierungsrath *Graser*, 75 Jahr alt.

Den 4. März in Cöln der königl. preuss. Consistorial- und Regierungsschulrath und Director des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums Dr. *Karl Friedr. August Grashof*, im 71. Lebensjahre.

Den 5. März in Leipzig der Professor und Lector der französischen Sprache an der Universität *Joh. Wilhelm Beck*, früher Lehrer des Französischen in Schulpforta, im 80. Lebensjahre.

Den 8. März in Dresden der gefeierte deutsche Dichter *Christoph August Tiedge*.

Im März zu Wien der bekannte Orientalist und kais. kön. Rath *Thomas* Ritter *von Chabert Ostland*, geboren in Constantinopel 1766 und 1779 in die k. k. oriental. Akademie aufgenommen, wo er 1785 die Professur der oriental. Sprachen erhielt und bis 1817 bekleidete.

Im März zu Breslau der Lehrer an der königl. Bauschule Dr. *E. M. Hahn*, durch eine Reihe mathematischer Schriften bekannt.

Den 4. April in Stuttgart der Hofrath *Linckh*, in der philologischen Welt durch die Auffindung des Frieses von Phigaleia (jetzt im britischen Museum) und der Statuen von Aegina (jetzt in München) bekannt.

Den 5. April in Leipzig der ausserordentliche Professor in der philosophischen Facultät M. *Eduard Friedrich Ferdinand Beer*, geboren in Bauzen am 15. Juni 1805, seit 1833 an der Universität habilitirt und seit 1838 zum Professor ernannt. Er war ein ausgezeichneter Kenner der orientalischen Sprachen und hat sich besonders durch die Entzifferung der Inschriften vom Berge Sinai bekannt gemacht.

Den 11. April in Meissen der Professor M. *Gustav Adolph Schumann*, fünfter Lehrer an der königl. Landesschule, 38 Jahr alt. Er ist

durch eine Bearbeitung des Pentateuchs und einige andere Aufsätze und Schriften über hebräische Sprache und alttestamentliche Exegese bekannt.

Den 13. April in Zürich der Professor der Theologie bei der Universität, Dr. *Ludwig Hirzel*, im 40. Lebensjahre, im Felde der orientalischen Sprachforschung rühmlich bekannt.

Schul- und Universitätsnachrichten, Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Altenburg. Das dasige Gymnasium Fridericianum war zu Ostern 1840 von 206 Schülern besucht, während deren Zahl das Jahr vorher nur 186 betragen hatte. Das Programm zur Feier des Jahresfestes am 1. November 1839 enthält eine *Dissertatio de locis aliquot Ciceronis, Horatii, Sophoclis* [49 S. 4.], worin eine sorgfältigere Erklärung und neue kritische Behandlung der Stellen Cic. pro Sulla 7, 21. 19, 55. 22, 63. und 28 extr., pro Mil. 19, 50., Horat. Epist. I, 7, 50. und ad Pison. 42., Sophol. Ajac. 244. 352. 400. 622. etc. mitgetheilt wird.

Baden. In einer Mittheilung über den Schulgottesdienst der katholischen Gelehrtenschulen in Baden in diesen Jahrbüchern [1840. 11. Hft. S. 339.] wird getadelt, dass bei demselben lateinische Kirchengesänge vorkommen und Gebetbücher gebraucht werden, welche lateinische liturgische Gebete enthalten. Der Einsender dieser Mittheilung muss, der angeführten Aeusserung nach zu schliessen, kein Katholik sein und den katholischen Cultus nicht kennen. Er müsste sonst wissen, dass die Sprache des Cultus in der katholischen Kirche die lateinische ist, und dass es daher nicht auffallend sein kann, Gebetbücher zu gebrauchen, welche die lateinischen Messgebete und andere liturgische Gebete, nebst Stellen aus der heil. Schrift und den Kirchenvätern in lateinischer Sprache mit der deutschen Uebersetzung zur Seite enthalten. Dass die alten lateinischen Kirchenhymnen auch sonst ausser den katholischen Gebetbüchern in vielen Sammlungen poetischen und musikalischen Inhalts von katholischen und protestantischen Herausgebern vielfach aufgenommen und verbreitet worden sind, ist eine bekannte Sache. Es wird daher keiner weitern Ausführung bedürfen, um diejenigen Leser, welche das wahre Sachverhältniss nicht kennen, über den Werth des in jener Mittheilung ausgesprochenen Urtheiles, mag dieses auf Unkenntniss oder andern Motiven beruhen, hinreichend aufzuklären. [Egsdt.]

Baden. Der grossherzogliche Oberstudienrath hat folgendes beachtungswerthe und zeitgemässe Circular an sämmtliche Gelehrtenschulen ergehen lassen. „Um so viel als möglich zu verhüten, dass nicht junge Männer dem Lehrfache an Gelehrten- und höheren Bürgerschulen sich widmen, welchen die Bedingungen zu diesem Berufe fehlen, und um Vorsorge zu treffen, dass eine solche verfehlte Wahl des Standes nicht

zu spät und daher sowohl zum Nachtheil der Betheiligten als des öffentlichen Dienstes erkannt werde, sieht man sich veranlasst, den Directoren der Lyceen und Gymnasien eine besondere Aufmerksamkeit auf diejenigen Zöglinge anzuempfehlen, welche sich diesem Berufe zu widmen gedenken. Die Directoren werden bei ihrer in der Regel mehrjährigen Kenntniss der betreffenden Individuen leicht erkennen, ob und in wie weit ihnen die erforderlichen Bedingungen zu diesem Berufe ganz fehlen oder mangelhaft vorhanden sind, sowie sie nicht minder selbst ein nahe liegendes Interesse daran nehmen werden, dass dazu ungeeignete Individuen von dem Lehrstande möglichst fern gehalten werden. Sie werden daher in solchen Fällen diese Zöglinge über die Erfordernisse, über die inneren und äusseren Verhältnisse des Lehrstandes belehren und ihnen von der Wahl dieses Berufes mit Nachdruck abrathen. Besonders ist dieses in den hierher gehörigen Fällen nie zu unterlassen bei dem Uebertritt der Schüler aus dem Lyceum zu dem academischen Fachstudium. Als Hindernisse einer künftigen gedeihlichen Wirksamkeit in dem Berufe als Lehrer werden dabei nicht blos tadelhaftes Betragen und Schwäche der geistigen Fähigkeit gelten, da diese Mängel überall entfernt sein sollten, sondern nicht minder auch schwächliche Leibesbeschaffenheit und üble Gesundheitsumstände, körperliche Gebrechen, unangenehm auffallende und störende Eigenschaften der äussern Persönlichkeit, Fehlerhaftigkeit und Unbehilflichkeit des mündlichen Vortrages, auffallender und voraussichtlich nicht leicht zu beseitigender Mangel an äusserm Anstand, endlich solche Gemüthsstimmungen und Charaktereigenschaften, welche die Behandlung und Erziehung der Jugend von Seiten des Lehrers zu sehr erschweren. Die Directionen der Lyceen werden angewiesen, alle Fälle, in welchen sie eine solche Abmahnung an Abiturienten für nothwendig gehalten haben, jedesmal durch Bericht anher anzuzeigen." — [β.]

Bauzen. In dem vorjährigen Osterprogramm des dasigen Gymnasiums, welches damals von 118 Schülern besucht war und 11 Schüler zur Universität entlassen hatte, hat der siebente College *C. Fr. Jähne* eine *Disputatio continens specimen narrationis de Iuliani Augusti in Asia rebus gestis usque ad bellum Persicum* [35 S. 4.] herausgegeben und der Rector *Siebelis* wegen des dreihundertjährigen Bestehens des jetzigen, 1540 erbauten Gymnasialgebäudes eine kurze Geschichte des Gymnasiums mitgetheilt. Vor Kurzem ist der Rector *Siebelis* mit angemessener Pension in den Ruhestand versetzt und ihm von Sr. Maj. dem Könige das Ritterkreuz des Civil-Verdienst-Ordens verliehen worden.

Cöthen. Das im April 1840 von dem Rector und Professor *G. L. A. Hänisch* herausgegebene Einladungsprogramm *zum Examen des Gymnasiums und der Unter- und Realschule* enthält *Zusätze und Berichtigungen zu A. G. Schmidt's Anhaltischem Schriftsteller-Lexicon* von dem Subrector *W. L. Bosse* [Cöthen 1840. 36 S. gr. 8.]. Das Gymnasium war zu Ostern 1840 von 81, die Realclasse von 22, die Unterschule von 298 Schülern besucht, deren Unterricht von dem Rector Prof. *Hänisch*, dem Conrector Dr. *Cramer*, dem Subrector *Bosse*, dem

aconus *Laue* und von 4 Collaboratoren, 3 Hülfslehrern und 3 Candlaten besorgt wurde.

Deutschland. In dem eben beendigten Winterhalbjahr waren auf r Universität in Berlin 1678 Studenten, ungerechnet 480 nicht imtriculirte Chirurgen, Pharmaceuten und Zöglinge des Friedrich-Wilms-Instituts, der medicinisch-chirurgischen Militärakademie etc., n denen 490 Ausländer waren und 364 theologische, 514 juristische, 8 medicinische und 392 philosophische Studien betrieben [s. NJbb. XX, 419.]; in Bonn 594 Studenten und 34 nicht immatriculirte Hontanten, darunter 120 Ausländer, 87 evangelische und 89 katholische heologen, 198 Juristen, 106 Mediciner und 114 zur philosophischen cultät Gehörige [s. NJbb. XXXI, 215.]; in Breslau 631 Studenten d 67 nicht immatriculirte Hospitanten, von welchen ersteren 7 Ausder waren und 114 zur evangelisch-theologischen, 179 zur katholischeologischen, 106 zur juristischen, 125 zur medicinischen und 100 zur ilosophischen Facultät gehörten; in Erlangen 311 Studenten, nämh 18 Ausländer, 145 Theologen, 86 Juristen, 57 Mediciner, Chirgen und Pharmaceuten und 23 der Philologie und Philosophie Bessene; in Freiburg 301 Studenten, nämlich 87 Ausländer, 95 Theogen, 100 Juristen, 94 Mediciner, 12 Philosophen; in Giessen 407 udenten, worunter 76 Ausländer; in Göttingen 704 Studenten, runter 231 Ausländer, 167 Theologen, 268 Juristen, 195 Mediciner, zur philosophischen Facultät Gehörige; in Halle 682 Studenten, gerechnet 15 Chirurgen und Pharmaceuten, und zwar 144 Ausländer, 0 Theologen, 90 Juristen, 110 Mediciner und 62 zur philosophihen Facultät Gehörige; in Heidelberg 614 Studenten mit Einschluss n 59 Cameralisten und Mineralogen, aber ungerechnet 11 Chirurgen d 29 andere Hospitanten, und von den ersteren 421 Ausländer, 20 r theologischen, 373 zur juristischen, 140 zur medicinischen und 22 r philosophischen Facultät Gehörige; in Jena 460 Studenten, nämh 210 Ausländer, 134 Theologen, 157 Juristen, 78 Mediciner und Philosophen; in Königsberg 390 Studenten, ohne 19 Chirurgen d Pharmaceuten, und zwar 26 Ausländer, 114 Theologen, 81 Juri-n, 78 Mediciner und 117 Philosophen; in Leipzig 935 Studenten t 276 Ausländern, von denen 254 Theologie, 366 Jurisprudenz, 221 edicin und 94 philosophische Wissenschaften studirten; in Marburg 5 Studenten, von denen 49 Ausländer waren, 67 Theologie, 107 Juprudenz, 3 Staatswissenschaften, 41 Medicin, 31 Chirurgie, 5 Pharcie, 15 Philologie, 13 philosophische Wissenschaften studirten und allgemeine Ausbildung erstreben wollten; in München 1371 Studen-t, von denen 190 der Theologie, 392 der Jurisprudenz, 140 der edicin, 462 den philosophischen Studien, 18 den Cameralwissenschafa, 58 der Pharmacie, 79 den Forstwissenschaften, 25 der Archiktur, 5 dem Bergwesen, 2 der Industrie oblagen; in Tübingen 9 Studenten (15 mehr als im Sommer vorher), von denen 52 Ausder waren, 146 evangelische und 62 katholische Theologie, 104 Ju-

risprudenz, 120 Medicin, 182 philosophische Disciplinen, 88 Cameral- und Forstwissenschaften betrieben; in Würzburg 443 Studenten, von denen 81 Ausländer waren. Auf der Universität in Greifswald waren im Sommer 1839 161 Studenten mit 14 Ausländern, im Winter darauf 166 mit 12 Ausländern und im Sommer 1840 189 mit 20 Ausländern. vgl. NJbb. XXX, 91 f.

Deutschland. Vor einiger Zeit wurde bei einer Lehrerconferenz die Frage aufgeworfen, woher es doch komme, dass bei den Schülern die Pietät gegen die Lehrer so sehr abgenommen habe. Nach dem, was in dieser Beziehung erzählt wurde, verdient die Frage gewiss eine reifliche Erwägung von Allen, denen das Gedeihen einer echt christlichen Bildung unserer Jugend am Herzen liegt. In A. sollen Schüler dem Schulrath die Fenster eingeworfen und ihn selbst auf seiner Stube so insultirt haben, dass die Sache dem Gericht übergeben worden ist; in B. und C. sollen den Directoren, in D. und E. 2 Lehrern die Fenster eingeworfen worden sein; in F. soll ein Schüler sich thätlich dem strafenden Lehrer widersetzt haben; in G. soll ein Lehrer ins Wasser geworfen worden sein; in H. soll ein Schüler einen Lehrer durch eine verblümte Anzeige in einem öffentlichen Blatte lächerlich gemacht haben. An einem Orte sollen Gymnasiasten wegen wiederholten Einwerfens von Fenstern an der Wohnung des Directors von dem Gericht zu 4—10 monatlicher Festungsstrafe verurtheilt sein. Dass es bei solchen Erscheinungen nicht an andern Auswüchsen von Rohheit fehlt, versteht sich von selbst. In I. und K. soll die Polizei der bei Gelegenheit einer Abschiedszeche entstandenen Schlägerei haben Einhalt thun müssen; in L. soll zwischen Schülern und Bauern eine Schlägerei stattgefunden haben, in deren Folge eine gerichtliche Untersuchung angeordnet worden; in M. sollen bei einer Schlägerei zwischen Gymnasiasten und Schiffern Messer gebraucht worden sein; von N. aus sollen die Gymnasiasten nach Q. gegangen sein und dem Director des dortigen Gymnasiums die Fenster eingeworfen haben. Was kann und soll die Schule bei so traurigen Erscheinungen thun? [Ein Freund einer strengen Schulzucht.]

Frankreich. Die Einführung des Unterrichts in den neuern Sprachen in die französischen Gelehrtenschulen (Collèges) hat den Minister des öffentlichen Unterrichts *V. Cousin* veranlasst, unter dem 18. September 1840 folgendes Rundschreiben an die Rectoren zu erlassen, welches wir aus dem Journal général de l'instruction publique et des Cours scientifiques et littéraires desselben Jahres Nr. 76 hier in deutscher Uebersetzung mittheilen: „Der neue Lehrplan, den ich Ihnen, Herr Rector, nebst meinem Rundschreiben vom 27. August zuschickte, hat Sie mit der wichtigen Stellung bekannt gemacht, welche von nun an der Unterricht in den neuern Sprachen auf den Gelehrtenschulen einnehmen soll. Derselbe umfasst drei volle Jahre, und bildet einen wöchentlichen Unterrichtsgegenstand, der eben so, wie der Unterricht in der Geschichte und in den alten Sprachen, zweistündig ist. Nunmehr werden die leben-

n Sprachen nicht mehr ausser den gewöhnlichen Lehrstunden und als usse Zugabe vorgetragen, sondern nehmen einen bestimmten Platz auf m gewöhnlichen Stundenplane für Gelehrtenschulen ein. Diese Maassgeln zeigen Ihnen hinlänglich, wie sehr ich geneigt bin, diesem Unrrichte eine ernste Entwickelungsform zu geben. Jedoch dürfte es nicht ohlgethan sein, den Winken der Erfahrung vorzugreifen und sich schon tzt bei einem so schwierigen und neuen Unterrichtsgegenstande für ein stimmtes Verfahren zu entscheiden. Vor allen Dingen aber glaube ich nen eine allgemeine Instruction zukommen lassen zu müssen, welche le gefälligt den Herren Schulvorstehern und Rectoren der Gelehrtenhulen mittheilen mögen. Am Ende des Jahres, sobald aus den gemachn Erfahrungen und den Berichten der Vorsteher der für diesen besonrn Unterrichtsgegenstand einzuschlagende Weg sich ergeben haben ird, will ich dem Collegio einen Entwurf zu einem stehenden Lehrplane rlegen. Vor allen Dingen empfehle ich Ihnen an, eine genaue Stufenfge in den drei zur Erlernung der fremden Sprachen bestimmten Schulhren festzuhalten. Im ersten Jahre muss die Erlernung der Grammak und Aussprache vorherrschend sein; im zweiten Jahre mehr auf die rklärung solcher Dichter und Prosaiker gesehen werden, welche verge der häufigen Vergleichungen mit griechischen, lateinischen und anzösischen Schriftstellern die grammatischen und literarischen Kenntsse der Schüler intensiv und extensiv erweitern. Im dritten Jahre beschäftige man sich mit etwas Literaturgeschichte, deren Grundlage auswählte Stücke aus den berühmtesten Schriftstellern sein mögen. Auch üssen Stylübungen angestellt werden. Die Universität schreibt keine esondere Methode vor, sondern lässt jede gelten, sobald sie auf Vernnft und Erfahrung beruht und zu guten Erfolgen führt. Sie schreibt eder eine bestimmte Sprachlehre oder ein bestimmtes Wörterbuch, noch en oder jenen Schriftsteller vor; der Lehrer soll sich hierüber mit dem chulvorsteher und mit Ihnen verständigen. Die Beschäftigungen jedes ahres können, ohne Ihnen jedoch ein bestimmtes Programm geben zu ellen, etwa folgende sein. Das erste Jahr muss, wie ich bereits angeeben habe, ausschliesslich der Grammatik und der Aussprache gewidet sein. Hinsichtlich der Grammatik mögen die Zöglinge für den jeesmaligen Unterrichtstag den Abschnitt, welcher vom Lehrer in der orhergehenden Stunde gehörig erläutert worden ist, auswendig lernen. Die schriftlichen Uebungen mögen in Uebersetzungen und andern Aufgaen bestehen, wobei die Benutzung der letzten Stunde nicht unberückichtigt bleiben darf. So werden die schriftlichen Uebungen dem mündichen Vortrage Schritt für Schritt nachfolgen und sich dem Gedächtnisse iefer einprägen. Was die Aussprache anlangt, so erkläre man die Regeln derselben und gewöhne durch häufige Extemporalien das Ohr der Zöglinge daran, lasse ferner auch die dictirten Stücke gehörig auswenig lernen und wieder hersagen. In den letzten Monaten des Jahres ndlich erkläre man leichte Prosaiker. Im zweiten Jahre setze man das tudium der Grammatiker fort und mache es sich zur Aufgabe, die

Schwierigkeiten derselben zu lösen, ihre Eigenthümlichkeiten zu erklären und in den Geist der Sprache einzudringen. Auch mache man die Schüler mit dem Mechanismus der Prosodie bekannt. Die schriftlichen Uebersetzungen müssen vornehmlich in Abschnitten aus griechischen und lateinischen Classikern bestehen, welche in das Englische und Deutsche übersetzt werden und umgekehrt. Man erkläre ebensowohl Dichter als Prosaiker und wähle zunächst solche Schriftsteller, welche fortwährende Vergleichungen mit Schriftstellern des Alterthums zulassen. Im Englischen z. B. kann man etwa Drydens Uebersetzung des Virgil und die Iliade von Pope, im Deutschen die Uebersetzung des Homer von Voss und die der Commentare des Cäsar von Wagner nehmen. Natürlich muss man die anziehendsten Stücke auswählen und nicht etwa ein ganzes Buch erschöpfen wollen. Im dritten Jahre muss der Unterricht einen mehr literarischen Charakter annehmen. Am besten wird der Lehrer eine Uebersicht der englischen und deutschen Literatur dadurch geben, dass er aus jedem berühmten Schriftsteller ein oder zwei Stücke erklären lässt. Es muss eine Literaturgeschichte in Beispielen werden. An die Stelle der schriftlichen tritt die mündliche Uebersetzung schwerer Stellen, und statt der gewöhnlichen Aufgaben werden Briefe oder Erzählungen aufgegeben. Auch kann der Lehrer von Zeit zu Zeit seinen Vortrag in der zu erlernenden Sprache halten, welchen dann die Schüler in derselben schriftlich kurz wiederholen und dem Lehrer vorzeigen müssen. Monatlich wird einmal eine ganze Stunde hindurch eine Ausarbeitung gemacht, nach welcher der Lehrer die Plätze bestimmt. Die Preise werden nicht in Folge einer besondern Ausarbeitung, sondern nach dem Gesammtergebniss der Leistungen des ganzen Jahres ertheilt. Dies sind, Herr Rector, die hauptsächlichsten Winke, welche Sie bei der Einrichtung des Unterrichts in lebender Sprache gefälligst beobachten wollen. Ein oder zwei Monate nach dem Beginn des Unterrichts sorgen Sie ja für eine Revision, damit wir erfahren, ob diese Instruction auch pünktlich befolgt werde, und sodann bitte ich, mir einen besondern Bericht über die Ergebnisse dieser Revision zukommen zu lassen. Am Ende des Jahres erwarte ich einen zweiten Bericht nebst einem Entwurfe zu einem bestimmten Stundenplane. Meinerseits habe ich bereits die geheimen Schulräthe auf diesen neuen Zweig des Wissens aufmerksam gemacht. Sie werden, Herr Rector, alles Mögliche thun, damit von diesem Jahre an der Unterricht in den neuern Sprachen den Platz einnehme, auf welchen er mit Recht Anspruch machen darf. Wenn nach Ihrer Ansicht die jetzigen Lehrer ihrem Amte nicht gewachsen sind; so setzen Sie mich nur davon in Kenntniss, und wir werden ihre Stellen geschickteren Lehrern geben. In diesem Falle wäre es wünschenswerth, dass Ihre Wahl auf einen der ordentlichen Gymnasiallehrer fiele, welcher gerade an den Tagen und zu den Stunden, wo diese Sprachstunden gegeben werden, frei ist. Auf diese Weise würden die alten und neueren Sprachen in ein näheres Verhältniss zu einander gebracht, und dies hätte gewiss einen guten Einfluss auf alle Unterrichtszweige.“ [E.]

Freysing. Zum Professor der Philosophie am dasigen Lyceum und zum Rector des Gymnasiums ist der Priester Dr. *L. Nussbaum* ernannt worden.

Gera. An der dasigen hochfürstl. Landesschule ist mit dem Schlusse des Sommerhalbjahres 1840 der bisherige Director derselben, Schulrath Dr. *Aug. Gotthilf Rein*, welcher seit 1803 erst als Professor eloquentiae und seit 1817 als Director an ihr segensreich gewirkt hatte, mit einer anständigen Pension in den Ruhestand versetzt, dagegen der bisherige Professor eloquentiae Dr. *Christian Gottlob Herzog* zum Director und Ordinarius in Prima, der Prorector Dr. *Joh. Phil. Mayer* zum Professor eloquentiae und Ordinarius in Secunda ernannt, dem Lehrer der Mathematik und Physik *C. Fr. Eifel* der Titel Professor beigelegt, der Subconrector *C. Al. Bretschneider* in das Conrectorat und Ordinariat der Tertia aufgerückt, den Adjuncten *E. Jul. Sauppe* und *C. Adolph Beatus*, als Ordinarien der Quarta und der Progymnasialclasse, der Titel Subconrector ertheilt worden. Der Subrector *Adolph Wittig* ist in seiner bisherigen Function der speciellen Aufsicht über die Bürgerschule geblieben und neben ihm unterrichten in den 8 Classen derselben die Schulcollegen *Müller*, M. *Schmidt*, Dr. *Schaarschuch*, die Collaboratoren *Gerbig* und *Mackroth*, der Katechet *Schnieke* und der Candidat *Vetter*. In den Gymnasialclassen unterrichtet ausser den oben genannten Lehrern der Lehrer *Gottlob Jonathan Rhein* in der französischen Sprache, der Cantor *J. Gottlieb Lägel* im Gesang (auch in der Bürgerschule), der Zeichenlehrer *Fischer* (ebenfalls in beiden Schulen) im Zeichnen, und der Katechet *Schnicke* im Schreiben. Die feierliche Einführung der drei obersten in neue und höhere Stellung aufgerückten Lehrer fand am 15. October in einem festlichen Schulactus statt, wo zunächst der Consistorialrath und Superintendent Dr. *Behr* dem zeitherigen Director Dr. *Rein* die nachgesuchte Entlassung ertheilte und in warmer tiefergreifender Rede die Verdienste des scheidenden Ehrenmannes schilderte, hierauf der Emeritus mit einer übersichtlichen Darlegung seiner merkwürdigsten Lebensmomente und mit besonderer Hervorhebung der wichtigsten Ereignisse während seines Wirkens an der Schule von der Anstalt Abschied nahm, sodann der Superintendent Dr. *Behr* den neuen Director und die beiden folgenden Lehrer in ihre neuen Aemter einwies und in neuer Rede das Bild eines Rectors nach den Licht- und Schattenseiten seines Amtes und Berufs mit kräftigen und anschaulichen Zügen zeichnete, endlich der neue Director in seiner Antrittsrede den Satz durchführte, dass die wahre Freude ernster Natur sei, und dies auf seine bisherige und künftige Stellung an der Schule in eben so geistreicher als beredter Weise anwendete. Bald nach Antritt des neuen Amtes hat der Director Dr. *Herzog* in dem Einladungsprogramm zum Schüsslerschen Gedächtnissactus eine *Brevis ad Virum Clarissimum Dr. Augustum Gotthilf Rein, Decessorem, de magistri ac praeceptoris munere atque officio commentatio* [Gera 1840. 15 S. 4.] herausgegeben, worin er seinem Amtsvorgänger noch öffentlich zum erlangten ehrenvollen Ruhestande

glückwünscht und zugleich in beredter und eleganter Weise über die Stellung eines öffentlichen Lehrers sich verbreitet, und denselben in seiner Stellung zum öffentlichen Leben (als Persona publica), im Kampfe gegen allerlei Anfechtungen der Zeit und des Amtes und nach den Erfordernissen der rechten Amtsthätigkeit charakterisirt. In seinem frühern Amte als Professor eloquentiae hat derselbe Gelehrte als Einladungsschrift zur Feier des Jahreswechsels *Observationum partic. XII. in qua nova tentatur interpretatio loci, qui est in Taciti vita Agric. c. 6. Ludos et inania honoris* etc. [Gera 1840. 20 S. 4.] erscheinen lassen, und darin nach einigen allgemeinen Andeutungen über die Verschiedenheit der sprachlichen Darstellungsform des Sallust und Tacitus die angeführte Stelle des letztern einer sehr ausführlichen und gründlichen Erörterung unterworfen. An den vielfachen Deutungen der bisherigen Erklärer nämlich, welche sich alle darin vereinigen, dass *ducere* entweder in der Bedeutung von *existimare* oder in der eigentlichen Bedeutung des *Führens* und *Verrichtens* aufgefasst ist, vermisst der Herr Verf. mit Recht, dass sie zu wenig auf die genaue Erklärung der übrigen Worte des Satzes eingehen, und ersetzt nun diesen Mangel durch eine so scharfsinnige und allseitige Erörterung der einzelnen Wörter und Formeln (in grammatischer und lexicalischer Hinsicht), dass man durch dieselbe, auch wenn man den gewonnenen Resultaten nicht beitritt, doch in hohem Grade befriedigt und belehrt wird. Er verwirft zunächst die Lesart *ludos et inania honoris medio rationis atque abundantiae duxit*, weil die Formel *medio ducere* mit zwei Genitiven nur von räumlichen und sinnlichen Verhältnissen, nicht von abstracten Begriffen gesagt werde, und weil er zwischen *ratio* und *abundantia*, da er sie in der angenommenen Bedeutung von *Sparsamkeit* und *Verschwendung* nicht gelten lassen will, keinen rechten Gegensatz findet, überdem an der Formel *ludos ducere* statt *edere* Anstoss nimmt. Zugleich macht er richtig darauf aufmerksam, dass *inania honoris* keineswegs eine blosse Epexegese von *ludos* und die ganze Formel nur ein Hendiadys sei. Noch treffender wird dann die Conjectur des Lipsius *ludos et i. h. moderationis atque abundantiae duxit* abgewiesen, weil die daraus abgeleitete Erklärung: „ludos et inania honoris pro suo ingenio ac sensu eiusmodi esse existimavit, quae opportunitatem praebeant moderationis atque abundantiae ostentandae; sic ut utraque virtus sive utrumque bonum spatium quasi haberet exemplorum“, an sich zwar passend sei, aber aus der Formel *moderationis atque abundantiae ducere* nicht abgeleitet werden könne, und man vielmehr erwarte, dass Tacitus geschrieben hätte: *moderationis neque abundantiae duxit*, d. i. „ludos aliaque vulgaris ambitionis studia eiusmodi esse censuit, quibus ad moderationem suam in vulgus comprobandam se incitatum putaret, non ad opulentiam ostendandam.“ Dagegen vertheidigt der Verf. die Lesart *modo rationis atque abundantiae duxit*, lässt die Formel *ludos ducere* ebenso wie die Formel *bellum ducere* gesagt sein, und gewinnt so folgende Uebersetzung der Stelle: „Die Spiele und den eiteln Ehrenprunk seines Amtes

dehnte er nicht weiter aus, als nach dem Maasse genauer Berechnung und wirklichen Ueberflusses, d. h. beschränkte er auf das Maass des durch weise Berechnung erkannten entbehrlichen Vermögens.“ Da sich der sehr ausführliche Erörterungsgang, durch welchen diese Erklärung gewonnen ist, hier nicht vollständig mittheilen lässt, weil der Raum es nicht gestattet: so kann auch eine genauere Prüfung der ganzen Untersuchung hier nicht vorgenommen werden, sondern wir müssen die Leser auf die Schrift selbst verweisen. Im Allgemeinen scheint es jedoch, als habe der Verf. die Bedeutung der Wörter *rationis atque abundantiae* in zu enge Grenzen eingezwängt und die Formel *medio ducere* ebenfalls zu beschränkt aufgefasst, überhaupt mit den früheren Erklärern zu viel Schwierigkeiten in der Stelle gesucht. Da er die Formel *medio ducere* selbst für gut anerkennt, und da Tacitus Annal. I, 64. gesagt hat: *medio montium et paludum porrigebatur planities;* so scheint die von der vaticanischen Handschrift gebotene Lesart *medio rationis atque abundantiae duxit* ganz unanstössig zu sein, wenn man übersetzt: „Die öffentlichen Spiele und den übrigen eiteln Tand seines Amtes hielt [führte] er in der Mitte zwischen Berechnung und Ueberfluss, d. i. der Mitte der beiden Grenzpunkte, wo die Berechnung und der Ueberfluss stehen.“ Bekannt ist nämlich, dass Augustus, als er die Besorgung der öffentlichen Spiele den Prätoren übertrug, zugleich auch ein bestimmtes Maass der darauf zu verwendenden Ausgaben feststellte und dadurch gewissermaassen eine feststehende Berechnung (*ratio*) des Aufwandes gab. Und wenn man an diese Bestimmung nicht denken will, so hatte sich jedenfalls im Gebrauch ein gewisses Maass des Aufwandes und eine gewisse Regel festgestellt, nach welcher man den nothwendigen Aufwand zu messen pflegte. *Ratio* würde nun eben dieses Maass oder die herkömmliche Art und Weise (*vulgaris ratio* oder *ratio plerorumque*) bedeuten, und es ist eine ganz gewöhnliche Prägnanz des Tacitus, das in solcher Bedeutung bei *ratio* noch zu denkende Epitheton der Ergänzung des Lesers zu überlassen. Demnach erzählt uns also Tacitus vom Germanicus, derselbe sei in dem für Spiele und anderen ausserordentlichen Amtsprunk gemachten Aufwande zwar nicht gerade bei dem herkömmlichen Maasse stehen geblieben, habe sich aber auch nicht bis zum Ueberflusse verstiegen, sondern sich vielmehr in der Mitte zwischen beiden gehalten. Die folgenden Worte *uti longe a luxuria ita famae propior* bestätigen diese Deutung und verlangen sie sogar: denn weil eben Germanicus zwar von Schwelgerei entfernt war, aber doch auf die öffentliche Nachrede im Volke (auf ein gutes Renommé) etwas hielt, darum überstieg er in diesem Aufwande das gewöhnliche Maass, gerieth aber doch auch nicht in übermässigen Aufwand. Sollte übrigens die hier mitgetheilte Erklärung der Stelle auch richtiger befunden werden, als der von Hrn. Herzog gemachte Deutungsversuch; so wird doch dadurch der Werth seiner Abhandlung durchaus nicht geschmälert, weil deren Wichtigkeit in den scharfsinnigen sprachlichen Erörterungen der einzelnen Wörter und Formeln besteht, und weil abgesehen von dem

gewonnenen Endergebniss die Untersuchungen über die Bedeutung von *abundantia* und *moderatio*, über die Construction des *ducere* mit dem Genitiv und deren unterscheidendes Merkmal von ähnlichen Genitivverbindungen, über die Formeln *ducere cantus*, *dolorem*, *volatus*, *suspiria* etc. einen reichen Schatz von Belehrung enthalten. Eben so verdient die freilich mehr angedeutete als vollständig entwickelte Bemerkung, dass der durchaus römische Tacitus in seinen stilistischen Eigenthümlichkeiten nicht, wie dies bei vielen Stellen des Sallust geschehen müsse, mit Zuziehung griechischer Spracherscheinungen und Schriftsteller erklärt werden dürfe, eine weitere Beachtung, und auch die Rechtfertigung des Lateinschreibens in den Schulen gegen einige neuere Angriffe ist ein Wort zur rechten Zeit. Beiläufig erwähnen wir hier auch noch eine andere Gelegenheitsschrift desselben Verfassers: *Gustav Adolph von Strauch, fürstl. Reuss Pl. Kanzler, Regierungs- und Consistorialpräsident, ein biographischer Versuch, womit zu einer den 20. Decbr. 1839 in dem Gymnasium zu haltenden Gedächtnissfeier .... einladet* M. *Christ. Gottl. Herzog*, Prof. eloq. [Gera. 23 S. 4.], eine sehr würdige Biographie und Charakteristik dieses verdienten Staatsmannes, welche aber freilich mehr ein allgemeines Interesse hat, als in den Kreis unserer Zeitschrift gehört. Dagegen ist hier noch der im Jahr 1839 zum Schüsslerschen Gedächtnissactus von dem Director *Aug. Gotth. Rein* erschienenen Einladungsschrift: *Disputationis de studiis humanitatis nostra etiam aetate magni aestimandis pars. XXXII., qua de Persii Satiris et Horatii Epistolis agitur* [8 S. 4.] zu gedenken, womit der Hr. Verf. wahrscheinlich den Cyclus der unter dem angegebenen Titel herausgegebenen verdienstlichen Schulschriften beschlossen hat, und worin derselbe nach der allen diesen Abhandlungen eigenthümlichen übersichtlichen Erörterungsform die Disposition, Anlage und Ausdrucksweise der Horazischen Briefe und deren Unterschied von den Satiren, sowie die poetische Kunst des Persius und die Ursachen, warum derselbe bei den Römern so viel Beifall fand, besprochen und die sichersten Resultate neuerer Forschung über diese Punkte zusammengestellt hat. [J.]

Gotha. Der Consistorialrath und bisherige Director des hiesigen Gymnasiums Dr. *G. Seebode* ist von Sr. Durchl. dem Herzog von Nassau zum Regierungsrath und ordentl. Mitgliede der Nassauischen Landesregierung und Referenten in Schulsachen berufen worden, und bereits nach seinem neuen Wohnorte Wiesbaden abgegangen.

Hamburg. Die dasigen drei höheren Lehranstalten, das Gymnasium academicum, das Johanneum und die Realschule, haben zu Anfange des Mai 1840 ihr neues Schuljahr mit dem Einzuge in das neue Schulgebäude begonnen, welches für sie und für die öffentliche Bibliothek auf dem ehemaligen Domplatz seit 1836 erbaut worden ist. vgl. NJbb. XXIII, 115. Zum Abschiede aus dem alten Schulgebäude waren besondere Feierlichkeiten und Redeacte veranstaltet worden, nämlich am 30. April im Johanneum, wo erst der Director Prof. Dr. *Kraft* in einer Rede die Geschichte der Schule seit ihrem Beginn in tref-

nden Umrissen erzählte und vornehmlich über das Wirken ihrer Recto- en seit Bugenhagen sich verbreitete, darauf der Prof. Dr. *Müller* n einer zweiten Rede den Zustand des Johanneums unter Gurlitts Rectorat und die Folgen der 1803 vorgenommenen Umgestaltung in lebendigen Zügen schilderte und endlich ein Schüler besondere Abschiedsworte an das alte Schulhaus richtete; am 2. Mai in der Realschule durch Reden des Scholarchen Dr. *Strauch* und des Directors Prof. Dr. *Krämer*; am 4. Mai im Gymnasium academicum, wo ich am Nachmittag gegen drittehalbhundert ehemalige Schüler des Gymnasiums und Johanneums zugleich mit den jetzigen Lehrern versammelten, erst im grossen Auditorium eine lateinische Rede des derzeitigen Rectors Prof. Dr. *Krabbe* über die verschiedenen Beziehungen und Verhältnisse des Schülerlebens der Anwesenden anhörten, dann nach den Zeitaltern ihres Schulbesuchs paarweise geordnet alle Classen des Johanneums durchzogen und zuletzt im Primanerauditorium, dem alten Refectorium der Dominicaner, ein heiteres Abendmahl einnahmen. Die Eröffnung des neuen Schulgebäudes erfolgte am 5. Mai, wo der Protoscholarch und Senator *Pehmüller* durch eine deutsche Rede die Gebäude im Namen des Senats dem Scholarchate übergab, und der Senior des Scholarchats und Pastor Dr. *Rambach* dessen Anrede durch eine lateinische Rede erwiederte, worin er die Einführung der christlichen Religion in Hamburg durch Anscharius und die Hauptepochen der daraus hervorgegangenen geistigen Entwickelung und Cultur kurz schilderte und zuletzt den Lehrern und Bibliothekaren die neuen Gebäude zum Gebrauch anwies. Eine von dem Pastor *Freudentheil* gedichtete und von dem Componisten *Grund* in Musik gesetzte Festcantate wurde als Einleitung und Schluss zu dieser Festlichkeit gesungen. Die feierliche Einweihung der Gebäude fand am 7. Mai statt, und nachdem die drei Schulen festlich in ihre neuen Locale eingezogen waren, so wurde in der für alle drei Anstalten bestimmten Aula ein gemeinschaftlicher Redeactus gehalten, welchen nach Wiederholung der Festcantate der Pastor Dr. *Rambach* mit einer deutschen Rede über die Gefühle und Wünsche der Lehrenden und Lernenden an diesem Tage eröffnete, und hierauf der Professor Dr. *Krabbe*, als Rector des akademischen Gymnasiums, De studiorum ratione hac nostra aetate vel maxime commendanda, der Professor Dr. *Kraft*, als Director des Johanneums, De fundamentis atque firmamentis, quibus publicarum scholarum salus, fama lausque omnis nitatur atque sustentetur, und der Professor Dr. *Krämer*, als Director der Realschule, über die schönen Hoffnungen der Lehrer und Schulfreunde an diesem Tage sprach und die Grundlagen und Bürgschaften dieser Hoffnungen auseinandersetzte. Diese gesammten, an den beiden Einweihungstagen gehaltenen Reden sind später auf Beschluss des Senats von dem Pastor Dr. *Aug. Jac. Rambach* unter dem Titel: *Reden, welche bei der Einweihungsfeier der neu errichteten Gymnasial-, Schul- und Bibliothek-Gebäude in der freien Stadt Hamburg am 5. und 7. Mai 1840 gehalten worden sind* [Ham-

burg gedr. b. Meissner. 96 S. gr. 8.], herausgegeben und somit als bleibendes Denkmal des Festes erhalten worden. Die Stadt hat zum Andenken an diese Einweihung eine besondere Denkmünze prägen und an die Behörden, Lehrer und Schüler vertheilen lassen. Dieselbe giebt auf der einen Seite eine Abbildung des neuen Gebäudes mit der Umschrift: *Litterarum studiis S. P. Q. Hamburgensis. MDCCCXL.*, auf der andern Seite das Symbol der Stadt, die Hammonia mit der Mauerkrone, welche in der einen Hand eine Kugel, in der andern eine Rolle hält, auf einem antiken Schiffe ruht und zur Seite das Hamburger Stadtwappen, unter den Füssen die Fasces hat. Von Seiten der Bibliothek, welche in dem neuen Gebäude ein wahrhaft grossartiges Local erhalten hat, wurde zur Einweihung die Schrift: *Ansichten und Baurisse der neuen Gebäude für Hamburgs öffentliche Bildungsanstalten, kurz beschrieben und in Verbindung mit dem Plane für die künftige Aufstellung der Stadtbibliothek herausgegeben von den Bibliothekaren J. C. Lehmann und C. Petersen* an die Behörden und Lehrer vertheilt, und von den drei Schulen erschienen besondere Festprogramme, nämlich bei dem akademischen Gymnasium: *Ecclesiae Evangelicae Hamburgi instauratae historia* von dem Prof. Dr. *Otto Krabbe*, bei dem Johanneum: *Narratio de Ansgario aquilonarium gentium apostolo* von dem Director Dr. *Friedr. Karl Kraft* [gedr. b. Meissner. 100 (84) S. gr. 4.], und bei der Realschule: *Historische Blicke auf die Realschulen oder höheren Bürgerschulen Deutschlands* von dem Director Dr. *Erich Aug. Friedr. Krämer.* Das Programm des Johanneums dient zugleich als das Jahresprogramm der Anstalt und enthält daher auch die gewöhnlichen Schulnachrichten über das Schuljahr 1839—1840. Die Narratio de Ansgario ist eine sehr umfassende Erzählung von dem Leben und Wirken des bekannten Heidenapostels Ansgar oder Anskar, welcher am 9. Sept. 801 zu Corbey bei Amiens in der Picardie geboren und im dasigen Kloster erzogen, im Jahr 822 als Mönch mit nach der neu gestifteten Abtei Corvey in Westphalen wanderte, 825 aber in das alte Kloster Corvey zurückging, 827 mit dem Dänen-Könige Harald nach Dänemark geschickt wurde, um dort das Christenthum auszubreiten, 831 zu gleichem Zwecke nach Schweden ging, bald nachher in der Eigenschaft eines päpstlichen Legaten das 831 gestiftete und 834 von Papst Gregor bestätigte Erzbisthum Hamburg und die kirchliche Oberaufsicht über die Dänen, Schweden und Slaven erhielt, in Hamburg bei der Kathedrale eine Schule und Bibliothek anlegte und in der ersteren vornehmlich gekaufte Heidenkinder in der christlichen Religion erzog, im J. 845 aber, als Hamburg von den Normannen verbrannt wurde, sein Bisthum und Alles verlor, dafür jedoch im J. 849 die vereinigten Bisthümer Bremen und Hamburg bekam, in Bremen am 3. Febr. 865 starb und bis zu den Zeiten der Reformation als einer der ersten Schutzheiligen des Nordens verehrt wurde. Hr. Kr. hat dessen Leben vornehmlich nach der von Rimbert verfassten Vita Ansgarii in Pertz's Monumentt. German. T. II. p. 766. ff. beschrieben, dabei aber auch andere Quellen und die neueren Forschungen sorgfältig benutzt und

seine Schrift durch mancherlei eingewebte gelehrte Erörterungen und durch acht angehängte Excurse zu einer recht wichtigen Specialuntersuchung für die christliche Kirchengeschichte des Mittelalters gemacht. Von den Excursen verdienen besonders der erste, De Ansgarii nomine ejusque origine, der zweite, De Rimberto Ansgarianae vitae scriptore et de Gualdonis paraphrasi metrica, der dritte, De Corbeia vetere et nova mit eingewebtem Berichte über das streitige Chronicon Corbeiense, der fünfte, De baptismate Haraldi, und der siebente, De Hamburgo per Nordmannos sive Danos capto et devastato, besondere Beachtung. — Das Johanneum oder die eigentliche Gelehrtenschule hat seinen seit 1828 ins Leben gerufenen Lehrplan [vgl. Jbb. von 1828, Bd. XI. S. 249 ff.] ohne wesentliche Abänderungen mit in das neue Schulhaus hinüber genommen, dagegen aber zu den vorhandenen fünf Classen seit Ostern 1840 noch eine sechste eingerichtet, deren Bedürfniss sich herausgestellt hatte, seitdem die im Jahr 1828 errichtete Vorschule wieder eingegangen war. Die Bestimmung dieser neuen Classe ist, dass in ihr Knaben vom achten oder neunten Jahre an, welche Fertigkeit im Lesen der Muttersprache, die nöthigsten Vorkenntnisse in der deutschen Orthographie, eine gute Uebung in der Kalligraphie und Bekanntschaft mit den vier Species im Rechnen mitbringen müssen, in den allgemein nützlichen Kenntnissen und in den Anfängen der lateinischen und französischen Sprache unterrichtet werden. Als Lehrer der neuen Classe ist mit dem Titel eines Collaborators der Dr. *Ernst Wilh. Fischer* angestellt worden, welcher schon seit 1838 als ausserordentlicher Lehrer an der Gelehrten- und an der Realschule gearbeitet hatte. Unter den übrigen Lehrern des Johanneums [s. NJbb. XXV, 334.] ist keine Veränderung vorgegangen, nur hat der Prof. Dr. phil. *Cornelius Müller* von der theologischen Facultät der Universität Rostock im Sommer vorigen Jahres „propter magna merita scholastica et insignem eruditionem theologicam" die theologische Doctorwürde honoris causa erhalten. Die wöchentlichen Lehrstunden der fünf alten Classen, welche bis zum Jahr 1839 in Prima 36, in Secunda 40, in Tertia 39, in Quarta und Quinta je 38 betrugen, sind seitdem um 5 verringert worden, so dass jetzt die Primaner und Quintaner in je 36, die Schüler der übrigen drei Classen in je 38 wöchentlichen Lehrstunden unterrichtet werden. Da diese Vielheit der Lehrstunden getadelt worden ist, so hat sie Hr. Dir. *Kraft* in den Programmen von 1838 und 1839 zu entschuldigen gesucht, und den Vorwurf übergrosser Anstrengung der Jugend im Allgemeinen richtig abgewehrt, aber freilich nicht nachgewiesen, wie es die Schule möglich macht, dass die geistige Regsamkeit ihrer Schüler nach 6 bis 7 täglichen Lehrstunden und den dazu nöthigen häuslichen Arbeiten auch noch für die Privatstudien freier Wahl, welche wenigstens von den Schülern der oberen Classen gefordert werden, hinreichend lebendig bleibt. Die Schülerzahl, welche im Schuljahr 1837 noch 149 in den fünf Classen betrug, ist 1838 auf 131 und 1839 auf 120 herabgesunken. Während nun diese Verminderung für die abnehmende Studirsucht in Hamburg Zeugniss giebt, so

beklagt Hr. Dr. Kr. doch auf der andern Seite, dass die oberen Schüler zu frühzeitig und ohne die wünschenswerthe Reife zu den akademischen Studien übergehen. Von 15 Primanern, welche zu Ostern 1840 die Schule verliessen, bestanden nur 6 die gesetzliche Maturitätsprüfung; die übrigen 9 gingen nach einjährigem Aufenthalt in Prima auf das akademische Gymnasium über. Glücklicher Weise beschränkt sich dieses letztere immer mehr darauf, nur eine allgemeine Vorbereitungsanstalt für die Universität zu sein [vgl. NJbb. XXIII, 115 ff.], und dem Vernehmen nach ist man eben jetzt darauf bedacht, die durch den Weggang des Professors Dr. *Krabbe* [s. NJbb. XXX, 347.] erledigte Professur der Theologie in eine allgemeinere Lehrstelle der christlichen Religion und biblischen Theologie, sowie der philosophischen Vorbereitungswissenschaften umzuwandeln, — was sie genau genommen factisch auch schon bis jetzt gewesen ist. Der *Index scholarum in Gymnasio Hamburgensium academico a paschate* 1839 *usque ad pascha* 1840 *habendarum editus a Chr. Petersen* [1839. 55 (51) S. gr. 4.] enthält eine ausgezeichnete und sehr wichtige Abhandlung dieses Gelehrten: *Hippocratis nomine quae circumferuntur scripta ad temporum rationes disposita, pars prior.* Hippokrates hat wie die meisten alten Aerzte das Schicksal gehabt, dass für die Kritik und Erklärung seiner Schriften seit langer Zeit nichts gethan worden ist. Was nämlich zunächst die Kritik des Textes anlangt, so steht sie im Wesentlichen noch auf dem Standpunkte, den ihr Foesius angewiesen hat, da die beiden späteren Bearbeiter, welche eine durchgreifende neue Textesrecension desselben liefern wollten, Triller und Dietz, vor der Ausführung ihrer Arbeit verstorben sind. Von *Dietz* ist allerdings eine neue Ausgabe einer einzelnen Hippokratischen Schrift, *Hippocrates de morbo sacro liber, recensuit novamque interpretationem latinam notasque addidit Fr. Dietz* [Leipz. 1827. 8.], erschienen, allein er hatte sie gearbeitet, bevor er seine gelehrte Reise zur Sammlung von Materialien für eine neue Ausgabe der griechischen Aerzte antrat, und sie lieferte daher nur den Beweis, dass Dietz für eine solche Arbeit wissenschaftlich sehr tüchtig befähigt sei, ohne bereits grosse Resultate zu bringen. Nach seiner Reise hat er kurz vor seinem Tode nur noch das erste Heft der *Analecta medica ex libris mss. primum edita* [Leipzig, Cnobloch. 1833. 8.] erscheinen lassen und darin in dem zweiten Abschnitte, über die medicinischen Kenntnisse der Inder und über die im ostindischen Hause zu London vorhandenen Sanskritmanuscripte indischer Aerzte, nur beiläufig nachgewiesen, dass Hippokrates und die übrigen älteren griechischen Aerzte für ihre medicinischen Kenntnisse nichts von den Indern gelernt haben, überhaupt die indische Medicin erst durch die Araber zur Kenntniss des Auslandes gekommen ist und ausserdem zu tief steht, als dass sie eine Quelle für griechische Aerzte sein konnte. Die in *Kühns* Sammlung der *Medici Graeci* enthaltene Ausgabe des Hippokrates leistet bekanntlich für die Texteskritik wenig oder nichts, und auch die von dem Chevalier *de Mercy* gelieferte französische Uebersetzung der *Oeuvres d'Hippocrate,*

r le texte grec en regard, conféré sur les manuscrits de la bi-thèque royale, dans lesquels Hippocrate se venge lui même de positions d'ignorance des auteurs moderne [Paris 1831. 12.] hat Benutzung der Pariser Handschriften zwar auf dem Titel, zeigt aber Innern nur wenige unsichere Resultate davon. In dem eben genann- Jahre kündigte zwar auch *Karl Wilh. Fickel* in seiner Doctordispu-: *Hippocratis de aëre, aquis et locis libri novae editionis spe-* [Leipzig 1831. XX u. 26 S. 8.], eine neue Bearbeitung an und rte in dem ersten Bande der *Bibliotheca Graeca medica* oder *Hip-ratis Magni Coi opera novo ordine digesta, ad fidem codd. et t. veterum recensita* etc. [Leipzig, Voss. 1833. XX u. 61 S. 8.] h den Anfang davon, gab aber nur einen Conspectus medicinae ris, eine Biographie des Hippokrates und eine Nachweisung dessen, er für die Kritik des Textes thun wolle, und bewies selbst in die- Einleitung nicht eine solche Kenntniss des Hippokrates, welche be-tende Resultate hoffen liess. vgl. Petersen in Hall. Ltz. 1834. Nr. 67 f. Professor *Petersen* selbst gab dann *Hippocratis de aëre, aquis et s liber denuo recensitus et varietate lectionis Foësiana et Coraiana ructus* [Hamburg, Perthes und Besser. 1833. 8.] heraus, konnte aber keine neuen Hülfsmittel benutzen und mit den vorhandenen die tkritik nur wenig fördern. Erst im vorigen Jahre (1840) hat der nzose *Littré* eine neue Ausgabe des Hippokrates nach den Pariser dschriften begonnen, welche nach öffentlichen Berichten sehr Vor-liches leistet, auch in dem ersten Bande eine Untersuchung über Echtheit der Hippokratischen Schriften enthält, aber dem Ref. noch t genauer bekannt ist. Was nun aber die Untersuchung über die htheit und Reihenfolge dieser Hippokratischen Schriften anlangt, so dieselbe bis auf die neueste Zeit herab im Wesentlichen da stehen lieben, wohin sie *Gruner* in seiner *Censura librorum Hippocratico-s* [Breslau 1772] gebracht hatte: denn Sprengel, Hecker und Fried-der haben sich eben nur mit der Wiederholung der dort gewonnenen gebnisse begnügt. Eine weitere Untersuchung über Quellen und Rei-folge dieser Schriften ist zwar in der Abhandlung: *De Hippocratis trina a prognostice oriunda, specimen historico-medicum inaugu-e*, quod ... examini submittit *Franc. Zach. Ermerius*, Mediobur-sis [Leyden, van der Hoeck. 1832. 160 S. 4.], versucht worden; in sie kommt nicht eben sehr über die bekannten Resultate hinaus l beschäftigt sich überhaupt nur mit einer Vorfrage, nämlich mit der weisführung, dass das unter Hippokrates Namen vorhandene erste ch der *Προῤῥητικὰ* vorhippokratische Medicin und koische Tempel-sheit enthalte und in den *Κωακαὶ προγνώσεις* als eine zweite Bear-tung erscheine, und dass die *Προγνωστικὰ* die älteste echte Schrift Hippokrates sind und einen Commentar zu den *Κωακαῖς προγνώσεσι* den. Aus diesen Prognosticis und noch mehr aus den Aphorismen lt der Verf. die Hauptzüge des Hippokratischen Systems nur zu dem recke zusammen, um die Unterschiede der knidischen und koischen

Medicin aufzusuchen, lässt aber die weitere Prüfung der Sache bei Seite liegen. Eine andere, von *Fr. Sim. Meixner* herausgegebene Schrift, die *Neue Prüfung der Echtheit und Reihenfolge sämmtlicher Schriften Hippokrates des Grossen* [München. 1836 u. 1837. 8.], ist bis jetzt nur im ersten Theile erschienen und beschränkt sich darin im Wesentlichen auf die Prüfung und Erörterung der auf Hippokrates bezüglichen Stelle des Plato Phaedr. p. 270. C. und auf die Aufsuchung der daraus zu gewinnenden Resultate; die eigentliche Besprechung der hippokratischen Schriften soll noch nachfolgen. Eine tief eingreifende und wesentliche Vorarbeit zur Sichtung dieser hippokratischen Bücher hat bis jetzt nur *H. F. Link* in der Abhandlung *Ueber die Theorien der hippokratischen Schriften, nebst Bemerkungen über die Echtheit dieser Schriften*, in den *Abhandlungen der Berliner Akademie* 1814—1815, *Physikal. Classe* S. 223 ff. geliefert, und darin den eigenthümlichen Forschungsweg eingeschlagen, dass er die sämmtlichen unter Hippokrates Namen vorhandenen Schriften nach den in ihnen hervortretenden wissenschaftlichen Ansichten und Theorien, d. h. nach den philosophisch-psychologischen Grundsätzen, welche den einzelnen Schriften als leitende Ideen zu Grunde liegen, in sechs Classen zertheilt, und dadurch sowie durch die Beachtung der stilistischen Verschiedenheiten zu einer Sichtung der echten und unechten Schriften zu gelangen sucht. Die Erörterung ist überaus scharfsinnig und verspricht eine sehr sichere Grundlage für die kritische Scheidung der verschiedenartigen Schriften; allein sie hat bis jetzt noch sehr geringe Beachtung gefunden, weil der Verf. die Untersuchung nicht bis zum völligen Abschluss fortgeführt, ja sogar die Sache in gewisser Hinsicht noch erschwert hat, indem er nachweist, dass mehrere Schriften, welche nach den wissenschaftlichen Grundsätzen in Eine Classe gehören, stilistisch bedeutend von einander abweichen und nicht gut Einem Verfasser beigelegt werden können. Ja er scheint sogar selbst daran zu verzweifeln, dass man durch die Scheidung und Sichtung der wissenschaftlichen Principien und die daraus hervorgehende Auffindung der wahren hippokratischen Lehre zu einem sichern Kriterium über die echten Schriften gelangen könne, indem er die Behauptung ausspricht, dass sich bei keinem einzigen hippokratischen Buche die sichere Abstammung von Hippokrates beweisen lasse. Es ist leicht möglich, dass diese Behauptung andere Gelehrte abgeschreckt hat, den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen, und jedenfalls hat *Littré* neuerdings seine Untersuchung über die echten und unechten Schriften vorherrsehend auf die Prüfung der Zeugnisse alter Schriftsteller über Hippokrates und seine Bücher begründet. Er hat sich dabei mit Recht vornehmlich an die Zeugnisse des Plato, Aristoteles und Diocles Carystius gehalten, scheint aber dabei auch den spätern Zeugnissen des Galenus und Anderer ein grosses Gewicht beizulegen, und ist darum zu schnell zu dem Resultat gelangt, dass die jetzt vorhandene Sammlung hippokratischer Schriften schon zu Anfange des alexandrinischen Zeitalters in ihrer gegenwärtigen Gestalt vorhanden gewesen sei. Die Wichtigkeit des

ak eingeschlagenen Forschungsweges aber hat zuerst Hr. *Petersen* t, und denselben durch sorgfältigere Begründung und durch ge- e Verbindung mit den übrigen Entscheidungsmomenten zur Grund- ner neuen Untersuchung umgebildet, welche zu einer weit siche- ntscheidung geführt hat, als sie durch die vorhergenannten Unter- gen erzielt worden ist. Die umsichtige Behutsamkeit, mit welcher seine Erörterung angestellt hat, zeigt sich am besten darin, dass mit einer kritischen Prüfung der Entscheidungsmomente selbst be- and deren Anwendbarkeit und Beweiskraft feststellt. Die meiste amkeit empfiehlt er bei den Zeugnissen der alten Schriftsteller lippokrates und seine Schriften und bemerkt mit Recht, dass, da uptverfälschung der Hippokratischen Schriften im alexandrinischen ar stattgefunden habe, auf Zeugnisse des Galenus und anderer und Schriftsteller nach der alexandrinischen Periode wenig zu sei, sondern dass nur Zeugnisse von den Alexandrinern und aus r Zeit beweisende Kraft haben. Da er nun die von den Alexan- i über Hippokrates angefertigten Schriftenverzeichnisse (πίνακες) loren hält und das bei Erotian stehende dem Aristophanes aus : zuschreibt; so bleiben ihm nur die Zeugnisse des Plato, Aristo- Diocles Carystius und weniger Anderer übrig, denen er eine hö- verlässigkeit beilegt. Desto mehr empfiehlt er aber die Beach- er inneren, vornehmlich der aus Sprache und Lehre der hippokra- Sammlung entnommenen Beweisgründe, und weil ihm auch hier tersuchung über Redeweise, Dialekt und Wortbegriffe des Hippo- wegen des verdorbenen Zustandes, in welchem das Glossarium ii auf uns gekommen ist, als eine erschwerte erscheint, so hat er inks Vorgange die Classificirung der sämmtlichen unter Hippokra- nen vorhandenen Schriften nach der Grundlage der in ihnen herr- en wissenschaftlichen Ideen und leitenden Principien zur Haupt- gemacht. Allein er bleibt nicht bei dem von Link gewonnenen at stehen, weil dasselbe in der Bestimmung der Classen weder ich noch consequent genug sei; sondern er weist vielmehr nach, immtliche dem Hippokrates beigelegte Schriften nach den in ihnen tenden philosophisch-psychologischen Grundsätzen in 5 Ordnungen 1 Classen zerfallen, deren Scheidung und Reihenfolge sammt der lung der in jede Classe gehörenden Schriften in der Abhandlung (S. 10—14.) nachgelesen werden muss. Wie gründlich und scharf- diese Vertheilung gemacht sei, das ist von Rosenbaum in der Ltz. 1840. Nr. 195. nachgewiesen worden. Die auf diesem Wege nene Grundlage beschreibt der Verf. selbst in folgender Weise: constituam partes, quarum prior dispositionem omnium operum bit, quae Hippocratis nomen gerunt, accommodatam ad aetates, compositae videantur, posterior illud, quod priore magis declara- it quam demonstrari potuerit, singulis operibus contemplandis affir- et argumentis probabit. Posterioris partis tres erunt sectiones, a prima libros Hippocrate antiquiores, secunda genuinos et aequa-

les, tertia iuniores et spurios tractabit. In priore parte ab Hippocratis aetate proficiscendum erat, utpote si non omnino certa, tamen certiore quam ullius libri origines." In der vorliegenden Abhandlung ist nun blos der erste Theil der Untersuchung mitgetheilt, worin die sämmtlichen vorhandenen Schriften im Allgemeinen nach ihren wissenschaftlichen Grundansichten classificirt und nach der Zeitfolge, in welcher diese philosophisch-psychologischen Principien sich ausgebildet zu haben scheinen, geordnet, überhaupt nach ihrer Abfassungszeit betrachtet sind. Zur Unterstützung dieser aus den Lehrsätzen gewonnenen Resultate hat der Verf. sehr scharfsinnig die Zeugnisse und Andeutungen, welche bei Plato, Aristoteles, Diokles, Euripides, Aristophanes und andern gleichzeitigen Schriftstellern über diese Schriften sich vorfinden, benutzt und dadurch sowohl, wie durch eine neue Erörterung der Lebensverhältnisse des Hippokrates, eine Reihenfolge und Abstufung dieser Schriften gewonnen, welche schon gegenwärtig eine ziemlich klare und bestimmte Einsicht in die Echtheit oder Unechtheit derselben gewährt, und die ausgezeichnete Combinationsgabe des Verf. bestätigt. Da übrigens die specielle Begründung und die strengere Sichtung der einzelnen Bücher erst im zweiten Theile der Abhandlung nachfolgen soll, so muss die Prüfung des Ganzen bis dahin ausgesetzt bleiben, und Ref. kann für jetzt nur auf die Wichtigkeit der Schrift aufmerksam machen und sie den gelehrten Forschern auf diesem Felde zur besondern Beachtung empfehlen. [J.]

Hessen. Für die Prüfung der Schulamtscandidaten, welche sich um Lehrstellen an kurhessischen Realschulen bewerben wollen, ist seit einem Jahre eine besondere Commission niedergesetzt, welche aus den Lehrern Dr. *Hehl*, Dr. *Burhenne*, Dr. *Philippi* und Dr. *Winkelbleck* von der höheren Gewerbschule in Cassel und aus den Gymnasiallehrern Dr. *Theobald* und Dr. *Müller* besteht.

Italien. [*Zusätze zu den in den NJbb.* XXIX. *S.* 335 *ff. mitgetheilten Nachrichten über das Schulwesen in Italien.*] *J. Baumann*, Prof. der Naturgeschichte in Luzern, giebt in seiner *Fussreise durch Italien und Sicilien* [Luzern 1839. 2 Bde. 338 u. 313 S. 8.] Nachrichten über Bildung und Schulen in Italien, die das von dem Verf. der Briefe eines Florentiners und Fr. v. Raumer Gesagte durchaus bestätigen und theilweise ergänzen.

Lombardei. Die Universität in Pavia soll gegen 1400 Studirende zählen. Das ansehnliche Universitätsgebäude mit seinen schönen Galerien enthält herrliche Sammlungen, worunter das berühmte, in 4 Sälen aufgestellte anatomische Cabinet. Der botanische Garten nährt viele vorzügliche Gewächsgattungen. Das Spital zeichnet sich durch musterhafte Einrichtung aus. Die Universität in Padua wird kaum von 500 Studirenden besucht. Die Sammlungen für Anatomie, Physik und Naturgeschichte sind ziemlich bedeutend. Ebenso ist auch die Sternwarte mit guten Instrumenten versehen. Der botanische Garten, der älteste in Europa, wurde schon 1545 auf Kosten der Republik Venedig gegründet. Lage und Einrichtung desselben sind schön und zweckmässig. Die Einwohner

von Padua zeigen Sinn für Wissenschaft und Kunst. Venedig hat ein Lyceum, 2 Gymnasien, eine höhere Normalschule für Knaben und eine solche für Töchter. Mehrere Armenschulen, und zwar von Geistlichen gegründet, geben ungefähr 500 Kindern den nöthigen Unterricht. Die Marineschule bildet tüchtige Seeleute. Die armenischen Mönche im Kloster San Lazaro haben eine Schule, in der viele armenische Jünglinge unterrichtet werden; die Bibliothek enthält über 10000 Bände und an 400 orientalische Manuscripte; aus der Druckerei gehen armenische Uebersetzungen von guten Schriften hervor.

Sardinien. In Genua ist den Wissenschaften das ehemalige Jesuitencollegium eingeräumt. Die Zahl der Studirenden beläuft sich auf ungefähr 400. Die Anstalt hat schöne Sammlungen, sowie auch einen botanischen Garten, welcher durch den Prof. *Viviani* vortrefflich besorgt wird.

Toscana. Die Universität Pisa zählt gegenwärtig nur sehr wenige Studenten, obgleich ihre Hülfsquellen immer noch sehr bedeutend sind; sie hat einen botanischen Garten und eine zwar kleine, aber wohlgeordnete naturhistorische Sammlung, in welcher besonders die Versteinerungen aus dem Arnothale dem Naturforscher grosses Interesse gewähren. Ein gebildeter Toskaner äusserte: dem Umstande, dass die Priester in unserm Lande nicht mehr den Einfluss auf das Volk und sonderlich auf die Jugendbildung ausüben, wie im meisten übrigen Italien, verdanken wir einen grossen Theil unsers Glücks. Mit dem Hospital Santa Maria in Florenz steht eine medicinisch-chirurgische Schule in Verbindung, in welcher tüchtige Aerzte gebildet werden sollen. Mit dem Palast Pitti steht das naturhistorische Museum in Verbindung, welches eine in 40 Sälen aufgestellte herrliche Sammlung enthält, worunter die berühmten Wachspräparate von Fontana. Der botanische Garten ernährt eine Menge schöner und seltener Gewächse. Man sieht da zahlreiche Pflanzen aus heissen Ländern, die auch unter diesem milden Himmel im Freien gedeihen. Ein weitläufiger Garten, in welchem öffentliche Vorlesungen über Ackerbau gehalten werden, ist für Versuche im Fache der Landwirthschaft, die im Toscanischen auf einer so hohen Stufe steht, bestimmt. — Die Universität Siena soll wenige Schüler zählen, und andere wissenschaftliche Anstalten und gelehrte Gesellschaften, die einst hier blühten, sind grösstentheils eingegangen.

Sicilien. In Messina findet sich keine grosse öffentliche naturhistorische Sammlung, obgleich die Anlegung einer solchen daselbst so leicht ist, auch höhere wissenschaftliche Bildung daselbst betrieben wird. Der botanische Garten ist zwar nicht sehr reichhaltig, wird aber sehr wohl besorgt. Catania hat ein prachtvolles Universitätsgebäude; die Wissenschaften werden daselbst mit Eifer betrieben. Die akademische Gesellschaft, die sich vorzüglich mit Untersuchungen des Aetna beschäftigt, das prächtige Museum des Prinzen *Biscari*, sowie andere verdienstvolle Sammlungen aus dem Gebiete der Kunst und Natur sind sprechende Beweise dafür. Syracus ist ein Erdwinkel, der zur tiefsten Barbarei herabgesunken, wo man Bücher und Bibliotheken vergebens sucht. Die

Universität in PALERMO wird stark besucht. Der Abbate *Ferrara*, nach der öffentlichen Meinung der gelehrteste Mann in Sicilien, und wie die Sicilianer behaupten, in der ganzen Welt, hält Vorlesungen über Mineralogie und Chemie, in einem Hörsaale, wo unmittelbar vorher Theologie vorgetragen wird. Auf dem Lehrstuhle der Gottesgelahrtheit, unter einem grossen dunkelgrünen Baldachin sitzend, spricht der Prof. über Säuren und Basen, über Reagentien und Niederschläge, ohne das Mindeste von all diesen Dingen, ja ohne nur irgend Etwas von einem chemischen Apparate um sich zu haben. Die Zuhörer sind gewaltig erstaunt darüber, dass ein Chemiker aus Schwarz Weiss zu machen verstehe, und auf jedem Angesichte liest man den Wunsch, die Teufelskunst doch auch mit Augen ansehen zu können. So ungefähr sah es auch in andern Fächern, welche ich anhörte, aus. Ich hatte von einem deutschen Naturforscher den Auftrag, alles Naturhistorische, was seit 30 Jahren in Sicilien im Drucke erschienen, zu kaufen, und wandte mich deshalb an Abbate *Ferrara*, mit der Bitte, mir mit einem Verzeichniss wenigstens des Wichtigsten an die Hand zu gehen. Er dictirte mir, in Gegenwart seiner Schüler, 13 Werke, die er selbst geschrieben, meistens, wie ich später in Neapel zu erfahren Gelegenheit hatte, kleine, 2 — 3 Bogen starke Broschüren, worüber seine Zuhörer so aufgebläht waren, dass, wie bereits No. 10. erschien, Einer derselben mit der Frage an mich sich wandte, ob Deutschland wohl je einen Mann besessen, der so viel geschrieben? Trotz der Mühe aber, die ich mir gab, konnte ich doch bei allen Buchhändlern Palermos von den genannten 13 Werken nur 3 auftreiben, worunter der „Führer für Reisende in Sicilien“ sich befand. Und so bestand denn das Beste, was ich an naturhistorischen Schriften aus Sicilien brachte, nebst den Abhandlungen der beiden *Gemmellaro* über den Aetna, in einem Hefte eines Journals, in welchem der junge, rüstige und talentvolle Dr. *Cocco* in Messina 16 neue Arten von Fischen beschrieben. Dagegen dürfte es jedem palermitanischen Buchhändler ein Leichtes sein, mit Gebetbüchern und allerlei geistlichen Tractätlein ein grosses Schiff zu befrachten. Palermo besitzt auch eine ansehnliche Sternwarte, die durch den heitern Himmel und ihre südliche Lage sehr begünstigt wird. Schuld an der Armuth und dem Elende, in dem der grösste Theil der Einwohner trotz des ungeheuren Reichthums der Natur schmachtet, sind: der gänzliche Mangel an Manufacturen und Fabriken; die unverhältnissmässige Menge der Geistlichen, deren Zahl auf wenigstens 60000 ansteigt; der ausserordentlich zahlreiche Adel, der fast alles Grundeigenthum besitzt und den Ertrag grösstentheils in Palermo und Neapel verzehrt; endlich die heillose Vernachlässigung oder besser gesagt die absichtliche Unterdrückung alles geistigen Lebens und Strebens. Armuth ist überall die Begleiterin der Unwissenheit, und die letztere ist in Sicilien so gross, dass sie nicht grösser sein könnte. Künste und Wissenschaften liegen darnieder, die Volksbildung ist auf's Höchste vernachlässigt oder unterdrückt, und die Einwohner leben in der gröbsten Unwissenheit und im finstersten Aberglauben. Muss man sich also verwundern, dass ein Land, welches bei gehöriger physischer und geistiger Cultur 18

Millionen Menschen ernähren könnte, jetzt nur etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen ernährt? Der Sicilianer besitzt Geist und Witz in hohem Grade, und könnte bei gehöriger Ausbildung seiner Anlagen ein vortrefflicher Mensch sein. Ich bin oft erstaunt, wie richtig er bei aller Vernachlässigung seines Verstandes urtheilt, und wie tief sein Scharfblick nicht selten in die Verhältnisse eindringt. Die Sprache ist äusserst schwer zu verstehen. Sie weicht vom Calabresischen in vielen Punkten ab und hat, besonders im Innern der Insel, mancherlei Eigenthümlichkeiten, an die man sich nur mit Mühe gewöhnt. Es bestehen Liedersammlungen, sowie Gebote und eine Masse von geistlichen Sprüchen und Tractätlein im Volksdialekt. Die Gebildeten sprechen mit dem Fremden rein italienisch, unter sich aber meist in der Landessprache. Der gemeine Mann versteht keine andere als diese.

Neapel. Den Wissenschaften ist in der Hauptstadt Neapel das ehemalige Jesuitencollegium eingeräumt. Die Universität hat zahlreiche Lehrstühle für alle Fächer, soll aber dennoch blutwenig leisten. Unter den Professoren, die ich kennen gelernt, zeichnen *Monticelli* und *delle Chiaje* sowohl durch Kenntnisse, wie durch Liebenswürdigkeit im Umgange sich aus. Der Letztere hat durch die Fortsetzung von *Poli's* Werken, sowie durch verschiedene andere Schriften den Ruhm eines gründlichen Naturforschers sich erworben. Ich vernahm manche bittere Klage, wie die Regierung für die Wissenschaften nicht nur nichts thue, sondern, um ja alle Förderung derselben zu unterdrücken, auf fremde Bücher einen so grossen Eingangszoll gelegt habe, dass man sich unmöglich etwas anschaffen könne. Auch die Besoldungen der Lehrer sind so gering, dass keiner dadurch ermuntert werden kann, etwas Rechtes zu leisten. Es scheint also, man suche durch alle Mittel dem verhassten Lichte der Kenntniss den Eingang zu verhindern. Die Bibliothek der Universität ist ziemlich gross, liegt aber im Staube da. Das Naturaliencabinet enthält, ausser den verschiedenen Lavaarten des Vesuvs, wenig Ausgezeichnetes. Die zoologische Sammlung besteht grösstentheils aus elender Waare. Die wenigen Säugethiere und Vögel sind fast ekelhaft anzusehen, die Fische mit Bändern von allerlei Farben an ihre Gestelle geheftet und mit bunten Maschen geziert, die Conchylien meistens zu einer Mosaik auf Tafeln geleimt, alles nach echt neapolitanischem Geschmack. Schön ist dagegen der botanische Garten, der, 1818 gegründet, schon über 10000 verschiedene Pflanzenarten enthält. Salerno, ehemals durch seine medicinische Schule weltbekannt, hat jetzt nur ein Lyceum, Cosenza hat ein Collegium. Der Adel besitzt nebst der Geistlichkeit fast alle liegenden Güter und bekleidet auch alle höheren Beamtenstellen, obwohl seine Kenntnisse im Allgemeinen äusserst dürftig sein sollen. Die Söhne erhalten in geistlichen Collegien, die Töchter in Frauenklöstern ihre Erziehung. Die Geistlichkeit, ungefähr der vierzigste Theil der Bevölkerung und sehr reich, übt dadurch, dass die Erziehung völlig in ihren Händen ist, den grössten Einfluss auf das Volk aus. Ueber Calabrien äusserte ein Calabrese: „Was kann man von einem Volke erwarten, das unter der Last der Abgaben seufzt und bei welchem Geist und Herz der gänzlichen Verwahrlosung Preis gegeben sind? Calabrien ist ein herrliches Land, und

der Calabrese ein geistreicher Mensch, aber man drückt uns gewaltsam nieder und unser Loos ist, zu darben mitten unter allem Segen der Natur.“ Hinsichtlich der Bildung steht der Calabrese sehr tief. Seine Unwissenheit und seine Befangenheit in allen Ansichten übersteigen oft jeden Begriff. Die Schuld liegt aber lediglich an der Regierung. Es fehlt den Calabresen nicht an Geist und auch nicht an Willen, etwas zu lernen, wenn man ihm nur Gelegenheit verschaffen würde. Die Schulen, wo noch solche sind, befinden sich in einem schrecklichen Zustande. Ein grosser Theil des Volkes, worunter besonders die Weiber, und unter diesen selbst Frauen aus den höheren Ständen, können weder lesen noch schreiben.“ So lange alle und jede Volksbildung absichtlich unterdrückt wird, werden Galeeren und Kopfaufspiessen die Strassenräuberei nicht beseitigen, und das schönste Land der Erde wird noch lange die Heimath der Räuber und Mörder bleiben. Wie gross ist die Verantwortung, die solche Regenten, Päpste wie Könige, auf ihre Häupter sich laden! Der Verf., wegen des Passes 9 Tage unfreiwillig in Fondi (5000 E.) verweilend, bemerkt: Hätte ich zur Abwechselung nur auch Etwas zu lesen gehabt, aber der Canonicus, „einer der gelehrtesten Männer“, an den ich mich deshalb wandte, sagte mir: „Hier nicht, aber in Mola hat man Bücher“.

Kirchenstaat. An der Universität in Rom werden Theologie, Rechtswissenschaft, Medicin, Philosophie und Sprachkunde durch zahlreiche und zum Theil tüchtige Professoren gelehrt. Mich ziehen begreiflich vor allem die medicinischen und naturwissenschaftlichen Fächer an, heute aber habe ich einmal eine theologische Vorlesung angehört. Der Prof., ein Mann in seinen besten Jahren, trat herein und setzte sich auf eine kaum fusshohe Bank vor das Katheder, indem er einem der Schüler seine Hefte überreichte. Dieser setzte sich neben den Lehrer und dictirte aus dessen Papieren seinen Mitcollegen ungefähr ½ Stunde lang, während welcher Zeit der Prof. sich ganz ruhig verhielt. Dann aber bestieg er den Lehrstuhl, um über das Dictirte die nöthigen Erklärungen zu geben. So wenig ich mich in dieser Stunde erbaute, so viel Genuss haben mir dagegen sehr oft die geistreichen Vorträge über vergleichende Anatomie und Naturgeschichte des Prof. *Metaxa*, eines Griechen, verschafft. Seine Kenntnisse, verbunden mit einem liebenswürdigen Betragen, müssen ihm von Jedermann Hochachtung und Liebe gewinnen. Die naturhistorische Sammlung, welche unter seiner Aufsicht steht, ist in raschem Fortschreiten begriffen. — In dem collegio romano liegen rings um einen weiten, mit einer doppelten Säulenhalle umschlossenen Hofe zahlreiche Lehrzimmer, wo die Jesuiten, welche, trotz dass sie hier mitten in Rom sind, doch Mühe haben, sich zu halten, im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, sowie in der Rhetorik und einigen philosophischen Fächern Unterricht ertheilen. Ich habe verschiedenen Unterrichtsstunden beigewohnt und wenn auch nicht den Geist des Unterrichts, doch wenigstens die gefällige Manier, in welcher derselbe ertheilt worden, bewundert. Ausser den Wohnungen der Jesuiten besitzt die Anstalt eine reiche Bibliothek, eine Sternwarte, einen botanischen Garten und das ehemals so berühmte

Museum des Pater Kircher. In dem *collegium* der Propaganda werden nebst den theologischen Wissenschaften vorzüglich die orientalischen Sprachen gelehrt für die Missionen. Für den gewöhnlichen Unterricht sorgen 60 sogenannte Quartierschulen, 7 Pfarrschulen und 7 von Regulargeistlichen geleitete Schulen, alle werden ungefähr von 4500 Kindern besucht. Im Ganzen geniessen ungefähr drei Viertheile der Kinder den Unterricht. Die gegenseitige Unterrichtsmethode ist streng verboten. Die Regierung mit allen ihren untergeordneten Verwaltungszweigen liegt in den Händen der Geistlichen. Ein erbärmlicherer Zustand, einige wenige Gegenden und Städte ausgenommen, als er in den Kirchenstaaten herrscht, dürfte kaum anderwärts zu finden sein!

Camerino hat eine wenig besuchte Universität, Macerata eine Universität, ein Collegium, 2 Akademien nebst noch verschiedenen anderen nützlichen Anstalten, Pesaro eine wohlbestellte Buchdruckerei, verbunden mit einem nicht unbedeutenden Buchhandel (in einer kleinen Büchersammlung fand der Verf. nebst andern trefflichen naturwissenschaftlichen Werken auch Blumenbachs Naturgeschichte), einen kleinen auf dem Festungswalle angelegten botanischen Garten mit einem Treibhause, welches mancherlei schöne Pflanzen enthält. Faenza hat ein wohlbestelltes Lyceum. Die Universität in Bologna erfreut sich, vorzüglich im medicinischen Fache, eines regen geistigen Lebens und Strebens. Die verschiedenen Fächer werden durch 40 Professoren vorgetragen. Die Cabinete für Anatomie und Physiologie, Naturgeschichte und Physik enthalten werthvolle und lehrreiche Sammlungen, besonders aber zeichnet sich das anatomisch-pathologische Cabinet aus. Die Sternwarte besitzt mehrere vortreffliche Instrumente. Die Bibliothek zählt gegen 80000 Manuscripte. Der botanische Garten nährt über 5000 verschiedene, zum Theil schöne und seltene Pflanzenarten und wird sehr gut unterhalten. Ebenso befindet sich der Garten der Ackerbaugesellschaft in trefflichem Zustande und zeugt von dem Streben, auch in der Landescultur Fortschritte zu machen. Die Universität in Ferrara zählt kaum über 100 Studirende; im Lesezimmer der Bibliothek, welche Mss. von Tasso, Guarini und Ariost besitzt, befindet sich das Grabmal des Letzteren. [Bdg.]

Kiel. Bei der dasigen Universität hat der Professor *G. W. Nitzsch* in dem Programm zum Krönungsfeste des Königs Christian VIII. eine *Dissertatio de apotheosis apud Graecos vulgatae causis* und in dem *Index scholarum* für das Sommerhalbjahr 1840 eine *Disputatio de hermeneutice ad locc. ex Aeschyli Eumenidibus* herausgegeben, in welcher letzteren er aus den Eumeniden die Verse 162—165. 330. 341. 704 f. und 721 f. behandelt und überhaupt folgenden Grundsatz für die Behandlung alter Schriftsteller aufstellt; „Divinationis est existimare, quid scriptor in quoque loco aut dicere potuerit aut voluisse credi debeat. Est autem quadruplex. Primo loco ponimus eam, quae ex communi mentis humanae lege apta semper aliquid requirit, quod sanum sit et consentaneum. Altera ex historiis ducta admonet notitiarum, consuetudinum, opinionum, sive populi sive aetatis sive propriarum, quibus innutritus et imbutus scriptor loquatur. Tertia artis est, quae ex totius operis consideratione profecta

expectare iubet interpretem, quod universi operis sententiae aut personarum moribus ac partibus congruum sit. Denique accedit quarta, quam dialecticam dicas quodammodo licet, quia progressum sermonis sequitur et ex proxime antegressis primi cuiusque enunciati sententiam aliquatenus anticipat." Die Stellen des Aeschylus sind nun eben nach diesen vier Gesichtspunkten behandelt. [E.]

Oldenburg. Am dasigen Gymnasium hat der Rector und Professor *J. P. E. Greverus* als Programm zur Ankündigung der Schulfeierlichkeit um Michaelis 1840 eine *Würdigung der Tragödie Philoktet des Sophokles in ästhetischer Hinsicht nebst einigen Bemerkungen über den griechischen Text* [Oldenburg gedr. b. Stalling, in Commission b. Schulze. 20 (16) S. gr. 4. 6 Gr.] herausgegeben, worin er nach kurzer Erzählung der der Tragödie zu Grunde liegenden Fabel eine Würdigung der Grundidee des Stücks, der Anlage und Ausführung im Einzelnen, der Charaktere, des Dialogs und der Diction mittheilt und darauf kritische und erklärende Anmerkungen zu 9 einzelnen Stellen folgen lässt. Man erhält also in der Abhandlung eine sehr vielseitige und mit lebendigem Eifer durchgeführte Charakteristik des Stückes, welche allerlei Betrachtungen anregt, aber in ihren Resultaten mit grosser Behutsamkeit benutzt sein will, weil der Hr. Verf. die aristotelische Definition der Tragödie missverstanden und in seiner eigenen Auffassungsweise die wesentlichen Elemente der Tragödie darin gefunden hat, dass sie einen Menschen im Conflict mit dem Schicksal um die Realisirung eines grosses Gutes, einer grossen Idee, darzustellen habe, dessen heldenmüthiges Benehmen, abgesehen von dem Ausgange des Kampfes, an und für sich warme Theilnahme, Mitleid und Bewunderung erwecke, die Differenz zwischen göttlicher und menschlicher Grösse im Gefühl ausgleiche und so das Gemüth mit dem Leben aussöhne. Diese Annahme aber hat ihn dahin geführt, dass er an dem Philoktet Vieles zu tadeln findet, in der Idee des Stücks kein echt tragisches Moment erkennt, den Philoktet nur einen passiven Helden sein lässt, welchen nicht ein geheimnissvoll gegen ihn waltendes Schicksal, sondern sein eigener Eigensinn unglücklich mache, überhaupt eine interessante Handlung im Stück vermisst, und zugleich die Charakterschilderung und Diction blos im Dialog für befriedigend, in den Chören aber für mehrfach verfehlt erklärt. Die Gründe, womit er diesen Tadel zu begründen sucht, dürften den Leser nur in wenig Fällen befriedigen; wohl aber weist die Abhandlung darauf hin, wie viel noch in den alten griechischen Tragödien einer bessern und gründlichern Erörterung bedarf, wenn sie nicht immer neuen Missverständnissen unterliegen sollen. Das Lehrercollegium des Gymnasiums hat in dem vorigen Schuljahre mehrere Veränderungen erlitten, indem der Collaborator Dr. *Ferd. Sophus Christian König* um Pfingsten 1839 als Conrector an das Gymnasium in Jever versetzt wurde und den Hülfslehrer *Joh. Ed. Busse* zum Nachfolger hatte, im Januar 1840 aber der Collaborator *Heinr. Bernh. Folkers* im 34. Lebensjahre starb, dagegen die lang erledigte Lehrstelle der franz. Sprache im Mai 1839 durch den Dr. *Karl Aug.*

Meyer von der Realschule in Aachen wieder besetzt wurde, und auch der Lehrer *Osterland* nach einem jährigen Urlaub für wissenschaftliche Studien in Berlin um Ostern 1840 in sein Lehramt zurückkehrte. vgl. NJbb. XXVIII, 351.

Preussen. Zu Mitgliedern der wissenschaftlichen Prüfungscommissionen für das Jahr 1841 sind ernannt in Berlin der Regierungs-Schulrath Dr. *Lange*, der Director *Meineke* und die Professoren *Trendelenburg*, *Lejeune-Dirichlet*, *Gustav Rose* und *Twesten*; in Bonn die Professoren Consistorialrath *Augusti*, *van Calker*, *Ritschl*, *Loebell*, *Plücker*, *Braun* und *Goldfuss*; in Breslau der Gymnasialdirector *Schönborn*, der Domherr und Professor *Ritter*, der Consistorialrath Professor *Böhmer* und die Professoren *Kutzen*, *Brettner*, *Haase* und *Göppert*; in Greifswald die Professoren *Grunert*, *Schömann*, *Barthold*, *Matthies*, *Stiedenroth* und *Hornschuch*; in Halle die Professoren *Leo*, *Bernhardy*, *Sohncke*, *Niemeyer*, *Burmeister* und *Erdmann*; in Königsberg die Professoren *Lobeck*, *Schubert*, *Rosenkranz*, *Lehnerdt*, *Richelot* und *Meyer*; in Münster der Consistorial- und Schulrath *Wagner*, die Professoren *Gudermann*, *Winiewski*, *Grauert* und *Becks* und der Consistorial- und Schulrath *Krabbe*. Bei dem diesjährigen Krönungs- und Ordensfeste haben unter Anderen der Bischof Dr. *Ritschl* den Stern zum rothen Adlerorden zweiter Classe mit Eichenlaub, der Geh. Medicinalrath und Professor Dr. *Mitscherlich* in Berlin die Schleife zum rothen Adlerorden dritter Classe, der Professor und Director des anatomischen Museums Dr. *Müller* und der Geh. Oberregierungsrath Dr. *Kortüm* in Berlin den rothen Adlerorden dritter Classe mit der Schleife, der Regierungsrath und Professor *von Raumer* und der Professor *von der Hagen* in Berlin den rothen Adlerorden vierter Classe erhalten. Die Geheimen Medicinalräthe und Professoren Dr. *Barez* und Dr. *Schönlein* in Berlin sind zu vortragenden Räthen über Medicinalangelegenheiten im Ministerium der geistlichen, Schul- und Medicinalangelegenheiten mit dem Range von Räthen dritter Classe ernannt worden, und der Geh. Oberregierungsrath und Professor *Böckh* hat vom Kaiser von Russland den St. Wladimirorden vierter Classe erhalten.

Rastatt. Durch höchste Entschliessung des grossherzoglichen Staatsministeriums vom 13. October 1840 wurde Professor *Scharpff*, bisher Director des Gymnasiums zu Offenburg, zum Director des Lyceums zu Rastatt befördert an die Stelle des bisherigen Directors dieser Anstalt, des Geheimen Rathes Dr. *Loreye*, der nach einem 51jährigen segensvollen Wirken in den Pensionsstand trat. Die Verdienste, die *Scharpff* als Director des Gymnasiums zu Offenburg sich erwarb, bestimmten unsere Regierung, ihn zum Director jener wichtigsten kathol. Gelehrtenschule Badens zu erheben. [β.]

Rendsburg. Das zu Ostern 1840 an der dasigen Gelehrtenschule erschienene Programm enthält eine Abhandlung *Ueber den tragischen Chor bei Sophokles* von Dr. *Schreiter* [38 S. gr. 4.]. Die in den vier

Classen vorhandenen 50 Schüler wurden von dem Rector Prof. *Nic. Kramer*, dem Conrector Dr. *Detl. Andr. Fr. Nissen*, dem Subrector Dr. *Theod. Hilm. Schreiter* und dem Collaborator Dr. *Aldenhoven* unterrichtet.

Rheinpreussen. Die 18 Gymnasien der Rheinprovinz waren im Schuljahr 1838—39 von 3014, im Schuljahr 1839—40 von 3169 Schülern besucht, von denen 2036 auf die 9 katholischen, 1048 auf die 8 evangelischen und 85 auf das gemischte Gymnasium kamen. Einzeln gerechnet, zählte das Gymnasium

	im Schulj. 1839,				im Schulj. 1840.			
in Aachen	267	Sch.	19	Abit.,	282	Sch.	20	Abit.
in Bonn	181	—	9	—	175	—	10	—
in Cleve	115	—	2	—	124	—	1	—
in Coblenz	279	—	11	—	306	—	18	—
in Duisburg	106	—	8	—	124	—	3	—
in Düren	113	—	3	—	144	—	4	—
in Düsseldorf	238	—	25	—	213	—	16	—
in Elberfeld	111	—	4	—	106	—	3	—
in Emmerich	90	—	2	—	100	—	2	—
in Essen	91	—	2	—	85	—	4	—
in Köln kath. G.	390	—	34	—	394	—	13	—
Frdr.-Wilh. G.	194	—	11	—	206	—	15	—
in Kreuznach	142	—	7	—	150	—	7	—
in Münstereifel	89	—	5	—	92	—	0	—
in Saarbrücken	120	—	8	—	112	—	3	—
in Trier	309	—		—	330	—	15	—
in Wesel	132	—	7	—	125	—	7	—
in Wetzlar		—		—	101	—	3	—

Von den 145 Abiturienten des letzten Schuljahres wollten 45 katholische Theologie, 11 evangelische Theologie, 2 Philologie, 21 Medicin, 23 Jura, 5 Jura und Cameralia, 7 Cameralia, 1 Mathematik studiren. Die Realschulen der Rheinprovinz waren im Schuljahr 1838—39 von 1158 Schülern besucht und zwar die zu Aachen von 227 Schülern in 6 Classen, ungerechnet die 34 Schüler der dasigen Gewerbschule, die zu Barmen von 137 Sch. in 5 Classen, die zu Crefeld von 80 Sch. in 5 Cl., die zu Düsseldorf von 146 Sch. in 4 Cl., die zu Elberfeld von 248 Sch. in 6 Cl., ungerechnet 28 Schüler der Gewerbschule, die zu Köln von 320 Sch. in 6 Classen. Das einzige Progymnasium der Provinz zu Meurs hatte in demselben Schuljahre 63 Schüler und das Collegium zu Neuss 98 Schüler. Auf die Verminderung der Schüler in den Gymnasien scheint nur in Düsseldorf die Realschule Einfluss geübt zu haben, sowie in Elberfeld die Realschule weit zahlreicher besucht wird als das Gymnasium. Dagegen ist in Aachen und Köln die Zahl der Gymnasiasten im Zunehmen trotz der reichbesuchten Realschulen. Auch pflegt man zu rühmen, dass in pädagogischer Hinsicht die Errichtung von Realschulen in grösseren Städten neben den Gymnasien für die letzteren sehr wohlthätig sei, und dieselben namentlich in den unteren Classen von einer Menge Schüler befreie, welche nur mit Unlust sich mit dem Lateinischen und Griechischen beschäftigen, die Fortschritte ande-

rer Schüler hemmen und den Lehrern ihre Wirksamkeit erschweren. Bei den Gymnasien kleinerer Städte sind für die Schüler, welche nicht studiren wollen, meist parallele Realclassen eingerichtet, und ausserdem hat man in Rücksicht auf sie an mehreren Gymnasien ein früheres Beginnen des französischen Sprachunterrichts eingeführt, wie denn z. B. in Aachen, Emmerich und Essen der französische Sprachunterricht schon in Sexta, in Duisburg, Kreuznach, Elberfeld und Wesel in Quinta, in Bonn, Cleve, Coblenz, Düren, Düsseldorf, Münstereifel und am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Köln in Quarta und an dem Jesuiten-Gymnasium zu Köln, wie an denen zu Trier und Wetzlar in Tertia beginnt. Von den Jahresprogrammen der genannten Realschulen aus dem Jahre 1839 enthält das der Schule in Barmen blos Schulnachrichten; die übrigen aber bringen zugleich folgende wissenschaftliche Abhandlungen: in Aachen: *Die Majores-Domus aus dem Hause Pipins von Landen und ihre Erhebung zur königl. Würde* von dem Lehrer *Haagen* [25 S. 4.]; in Crefeld: *Aufzählung der um Crefeld wildwachsenden und am häufigsten cultivirten phanerogamischen Pflanzen* von dem Lehrer *Mink* und *Lage der Stadt Crefeld und die Bodenverhältnisse ihrer Umgebungen* von dem Rector Dr. *Rein* [18 S. 4.]; in Düsseldorf: *Nachrichten über die Gründung der Realschule und ihre Entwickelung seit Ostern 1838* von dem Director Dr. *Heinen*; in Elberfeld: *Ueber bürgerliche Maasse und Gewichte* von dem Lehrer *Heuser* [42 S. 4.], vgl. NJbb. XXIX, 101. Das Programm des Collegiums in Neuss vom Jahr 1839 enthält eine Abhandlung *über antike Geschichtschreibung* von dem Lehrer *Ditges* [22 S. 4.]. Für sämmtliche Gymnasien der Provinz ist von dem Provinzial-Schulcollegium unter dem 24. Juni 1840 als Ferienordnung festgesetzt worden, dass die Ferien zu Ostern vom Palmsonntag bis zum ersten Sonntag nach Ostern, zu Pfingsten vom Sonnabend vor dem Feste bis zum ersten Sonntag nach demselben, im Herbste fünf volle Wochen, so dass sie am Montag beginnen und am Sonnabend der fünften Woche endigen, und zu Weihnachten vom Tage vor dem Feste bis zum 3. Januar dauern, alle anderen Localfeiertage aber, wie sie auch immer heissen mögen, aufhören sollen. Nur an den katholischen und Simultangymnasien sind noch der Fastnacht-Montag und Dienstag schulfrei. Am Gymnasium in Aachen wurde schon im Schuljahr 1839 dem Candidaten *Körfer* die Lehrstelle des verstorbenen Lehrers *Richarz* übertragen und im Schuljahr 1840 der Oberlehrer Prof. Dr. *Korten* als Regierungs- und Schulrath bei dem Provinzial-Schulcollegium in Coblenz und der Religionslehrer Dr. *Frenken* als kathol. geistlicher und Schulrath bei der Regierung in Aachen angestellt, dafür aber der Caplan *Schorn* zum kathol. Religionslehrer ernannt und den Lehrern *Joseph Müller*, *Christian Müller*, *Bonn* und *Körfer* eine Gratification von je 50 Thlrn. ertheilt. Am Gymnasium in Bonn hat der Director *N. J. Biedermann* in dem Programm von 1840 *Pädagogische Reflexionen* [23 S. 4.] herausgegeben, und der Professor Dr. *Lucas*, welcher im Programm des Jahres 1839 auf 24 S. in lateinischer Sprache *Philologische Bemerkungen über*

die spindeltragenden Göttinnen der Griechen, *über das Homerische αὐτόφι und über einige kurze sprüchwörtlich gefasste Redeweisen bei Homer* herausgegeben und darin die Minerva, Diana, Venus, Luna, Rhea, Nemesis, Lucina, Juno, Latona, Nereiden, Amphitrite, Melia und Parcen als deas coligeras bezeichnet hatte, ist zum Director des Gymnasiums in Emmerich ernannt worden. Der kathol. Religionslehrer Dr. *Elshof* wurde zum Pastor primarius der katholischen Gemeinde in Werden ernannt und statt seiner der Caplan *Reinkens* als kathol. Religionslehrer angestellt. Den evangelischen Religionsunterricht hat statt des Professors Dr. *Sack*, welcher denselben nach *Redepenning's* Weggang ertheilte, der Licentiat *Kinkel* übernommen. Am Gymnasium in Coblenz ist dem Prof. Dr. *Deycks*, welcher im vor. Jahre zum fünften Oberlehrer ernannt worden war, vor Kurzem eine Gratification von 100 Thlrn. bewilligt worden. Der am Gymnasium beschäftigte Candidat *Navot* wurde im vorigen Schuljahr an die höhere Stadtschule in Simmern versetzt. Am Gymnasium in Duisburg ist seit Ostern 1840 für solche auswärtige Schüler, welche die Eltern unter eine beständige Aufsicht auch ausser den Schulstunden gestellt wissen wollten, ein besonderes Alumnat errichtet und dessen Beaufsichtigung dem Schulamtscandidaten *Schwalb* aus Saarbrücken übertragen worden. An den 6 Gymnasial- und den 2 mit Tertia und Secunda parallel laufenden Realclassen unterrichteten zu dieser Zeit der Director Dr. *Landfermann*, die Oberlehrer Prof. *Bahrdt* und Dr. *Kleine*, die Lehrer *Jentsch*, *Spiess*, *Fulda*, *Köhnen*, *Hülsmann* und *Feldmann*, der Caplan *Boes* als kathol. Religionslehrer, zwei Schulamtscandidaten und ein Hültslehrer. Seitdem ist der Oberlehrer Dr. *Kleine* an das Gymnasium in Wetzlar versetzt, und seine Lehrstelle dem Professor *Herbst* vom dortigen Gymnasium übertragen worden. Der erstere hat vor seinem Weggange noch herausgegeben: *Gedächtnissrede zu Ehren Sr. Maj. unsers hochsel. Königs Friedr. Wilhelm* III. *im Hörsaale des Gymn. zu Duisburg am* 3. *Aug.* 1840 *gesprochen von* Dr. *O. F. Kleine*, Oberlehrer. *Zum Druck befördert zum Vortheil einer mit dem Gymnasium und der Realschule daselbst zu verbindenden Turnanstalt.* [Duisburg b. Schmachtenberg. 15 S. 8.] Bei der königl. Regierung in Düsseldorf ist der Pfarrer *Sebastiani* aus Linz zum kathol. geistlichen und Schulrathe ernannt und bei dem Gymnasium statt des zum Director des kathol. Schullehrerseminars in Kempen ernannten Religionslehrers *von den Driesch* der Caplan *Krahe* als kathol. Religionslehrer angestellt und dem Oberlehrer *Grashof* eine Gratification von 50 Thlrn. bewilligt worden. Vom Gymnasium in Elberfeld, welches einen jährlichen Zuschuss von 1000 Thlrn. aus Staatsfonds erhalten hat, ist der Lehrer *Fasbender* [s. NJbb. XXVIII, 444.] als Conrector an die höhere Bürgerschule in Iserlohn befördert und der bisherige Lehrer an der höheren Bürgerschule in Aschersleben *Niedlich* als ordentlicher Lehrer der neuern Sprachen angestellt worden. Am Gymnasium in Emmerich ist der Lehrer *Viehoff* zum Oberlehrer ernannt und dessen jährliche Besoldung auf 700 Thlr., sowie die der Lehrer *Dederich*, *Hotten*-

t und *Niederstein* auf je 550 Thlr., die des Lehrers *Remly* auf 480 lr. und die des Lehrers *Bachoven van Echt* auf 400 Thlr. festgestellt rden. Am Gymnasium in Essen ist der Schulamtscandidat *Mühlhöfer* Lehrer der Mathematik und Physik definitiv angestellt worden [vgl. bb. XXVIII, 344.] und hat gleich dem Oberlehrer *Litzinger* eine Renerstion von 50 Thlrn., sowie die Oberlehrer Prof. *Wilberg*, *Cadenk* und *Buddeberg* und der Lehrer *Röder* jeder eine Remuneration von Thlrn. erhalten. Vom katholischen Gymnasium in Köln wurde der hrer *Haupolder* an das Progymnasium in Linz versetzt und der Reonslehrer *Deckers* zum Pfarrer in Eschweiler ernannt, an der höhern rgerschule der Candidat *Weyland* als Lehrer der Mathematik angellt. vgl. NJbb. XXVII, 332. Am Gymnasium in Kreuznach [vgl. bb. XXIX, 327.] ist statt des versetzten Caplans *Arnoldi* der Caplan der zum kathol. Religionslehrer ernannt. Dem Gymnasium in Münreifel ist ein jährlicher Zuschuss von 460 Thlrn. aus Staatsfonds rilligt und der jährliche Gehalt der einzelnen Lehrer seit dem 16. März den Director auf 600 Thlr., für den ersten und zweiten Lehrer auf 160 Thlr. [jedoch geniessen die beiden Oberlehrer *Rospatt* und *Dilburger* jeder eine persönliche Zulage von 20 Thlrn.], für den dritten hrer [*Wolf*] auf 410 Thlr., für den vierten Lehrer [Oberl. *Freudeng*] auf 450 Thlr., für den fünften und sechsten Lehrer [*Roth* und *ihr*] auf je 400 Thlr. und für den Hülfslehrer *Rüttger* auf 300 Thlr. stellt worden. Ausserdem hat jeder Lehrer eine kleine Dienstwohnung Gymnasialgebäude. vgl. NJbb. XXVIII, 445. Das Programm des mnasiums vom J. 1840 enthält: *De lineis secundi gradus disputatio tia* von dem Director *Jak. Katzfey* [Köln gedr. b. Schmitz. 18 (8) S.], eine in gutem und fliessendem Latein geschriebene mathematische handlung über die Curven des zweiten Grades, welche sich an zwei here Abhandlungen des Verf. von den Jahren 1826 und 1834 anschliesst l auf synthetischem Wege eine Berechnung und Beweisführung für selben aufstellt, wie sie etwa de la Hire gegeben hatte. Bei dem mnasium in Saarbrücken, wo die in sechs Gymnasial- und drei alclassen vertheilten Schüler von dem Director *Ottemann*, 3 Oberlehn (*Schwalb*, *Schröter* und *Messerer*), 7 ordentlichen Lehrern (*Elsermann*, *Nees von Esenbeck*, *Küpper*, Pfarrer *Feilen* als kathol. Religislehrer, *Schraut*, *Goldenberg* und dem seit 1839 für die Realclassen Lehrer des Französischen angestellten *Aug. Simon*) und 2 Hülfslehn unterrichtet werden, ist noch das Programm vom J. 1839 zu erknen, welches eine sehr beachtenswerthe und in unsern Jbb. noch iter zu würdigende Abhandlung *Ueber einige Gesichtspunkte des Unrichts in der christlichen Religion auf Gymnasien* von dem Lehrer *es von Esenbeck* [47 (35) S. gr. 4.] mittheilt, worin ausser einer allneinen Erörterung über Begriff und Wesen der christlichen Religion r umsichtige und beherzigenswerthe Ansichten über das Verhältniss l die Stellung des Religionsunterrichts zu dem übrigen Gymnasialunrichte, über die Ertheilung dieses Unterrichts durch Geistliche, wel-

che aber dem Gymnasium als Lehrer einverleibt sind, und über das Verhältniss desselben zur Kirche enthalten sind. Doch fehlt noch der Schluss der Abhandlung, welcher Mittheilungen über den Gang des Unterrichts auf Gymnasien enthalten soll. Die Ansichten des Verf. sind sehr anregend und aus genauer Beachtung des Wesens der Gymnasien und der Religion und Kirche hervorgegangen, und werden daher, auch wenn sie nicht alle Beistimmung finden sollten, doch zur Erledigung der Frage sehr wesentlich beitragen. In Trier ist der Pfarrer *Scheid* zum Regierungs- und kathol. geistlichen und Schulrath bei der königl. Regierung ernannt, und am Gymnasium ist dem Divisionsprediger *Rockall* der Religionsunterricht der evangelischen Schüler übertragen worden. Am Gymnasium in Wetzlar ist nach der Versetzung des bisherigen Directors Prof. *Herbst* nach Duisburg der Oberlehrer Dr. *Axt* zum Director ernannt worden. Das Programm der Anstalt vom Jahr 1839 enthält als Abhandlung: *Hauptpunkte der röm. Verfassung nach den Ansichten Niebuhrs und Hüllmanns zusammengestellt* von dem Oberlehrer *Graff* [24 S. 4.]. Im Programm des Gymnasiums in Wesel vom Jahre 1838 hat der Oberlehrer *Wisseler* eine Abhandlung *De Dativo cum verbis passivis coniuncto, Latinis scriptoribus cum Graecis communi* [25 (13) S. 4.] herausgegeben. Seit dem Schuljahr 1840 sind an dem Gymnasium drei Parallelclassen für Realschüler eingerichtet. Im Programm des Gymnasiums in Aachen vom Jahr 1839 stehen: *Quaestiones Horatianae fascic. I.*, vom Oberlehrer Dr. *Fr. Oebeke* [34 (20) S. gr. 4.], d. i. sehr gelehrte Erörterungen über Od. I, 3, 17 f. (wo *siccis* vertheidigt und durch *serenis* erklärt wird), I, 4, 19. (*stupebunt* statt *tepebunt*), I, 7, 7. (*Frondes* statt *Fronti*), I, 12, 36—39. (wo der Dichter in *Catonis nobile letum* eine absichtliche Amphibolie gesucht haben soll) und I, 37, 21—24.; im Programm des Gymnasiums zu Cleve: *De Othofr. Mülleri historiae et antiquitatis tractandae ratione disputatio* vom Oberlehrer Dr. *Mor. Fleischer* [1839. 41 (32) S. gr. 4.], eine treffende Nachweisung, dass Müller den dorischen Stämmen zu viel Vorzüge beigelegt, über die Ionier zu viel Tadel ausgesprochen habe; im Programm des Gymn. zu Düren: *Historisch-geographische Uebersicht des römischen Reichs* vom Oberl. *Pütz* [1839. 32 (20) S. 4.], oder eine chronologische Aufzählung der von den Römern eroberten Länder mit Verweisung auf die Quellen; im Programm des Gymn. zu Düsseldorf: *Joan. Lamb. von den Driesch disputatio de natura ac ratione tertiae Jesu Christi tentationis* [1839. 16 (8) S. 4.], eine Deutung des διάβολος bei Matth. 4, 8. und Luc. 4, 5. und seiner dem Heiland gemachten Versprechungen; im Programm des Gymn. in Duisburg: *Diplomata Duisburgensia ex autographis codd. nunc primum accurate edita ab O. J. Kleine* [1839. 40 (25) S. 4.], 19 lateinische Urkunden aus den JJ. 1229—1299; im Programm des Gymn. zu Essen: *Zur sphärischen Trigonometrie* vom Oberl. Dr. *Wilberg* [1839. 30 (20) S. 4.], Nachweisung der Lehrsätze aus Ptolem. Almag. I, 2., durch welche die griechischen Astronomen die zur Astronomie nöthigen Aufgaben der sphärischen Trigonometrie lösten;

im Programm des Friedrich-Wilhelms-Gymn. zu Köln: *Die Grafen von Nassau* vom Lehrer *Hennes* [1839. 26 (18) S. gr. 4.], bespricht nach einleitenden Bemerkungen über die Grafen von Laurenburg und deren Burgmänner, die Herren von Laurenburg, die drei Grafen von Nassau Heinrich, Robert den Streitbaren und Walram, welche im 12. Jahrhundert zuerst von ihrer neuerbauten Burg den Namen Grafen von Nassau annahmen; im Programm des dasigen kathol. Gymnasiums: *Einiges über die Dichtkunst überhaupt* vom Oberlehrer Dr. *Dilschneider* [1839. 28 (16) S. gr. 4.], etwas unklare aphoristische Gedanken über die beim Dichten thätigen geistigen Kräfte und Fähigkeiten, über Darstellungsgegenstände und Darstellungsmittel, über den Gegensatz der Prosa und Poesie und über die Dichtkunst des Gefühls, der Anschauung und des Lehrgedichts; im Programm des Gymn. zu Trier: *Bemerkungen zur Geschichte des Doms zu Trier* vom Oberl. *Steininger* [1839. 30 (17) S. 4.]. Die Programme der übrigen Gymnasien aus demselben Jahre sind schon früher in unsern Jahrbüchern erwähnt worden.

Würtemberg. Zu der Feier des Geburtsfestes S. M. des Königs gab das Gymnasium zu Stuttgart am 27. Septbr. 1840 ein Programm aus, enthaltend eine Abhandlung: *Analytische Theorie der Bewegung des sphärischen Pendels* von *C. G. Reuschle*, prov. Lehrer der Mathematik daselbst, welchem diese Abhandlung [40 S. 4.] zugleich als Dissertation zu Erlangung der Würde eines Doctors der Philosophie diente. — Veranlasst durch eine Bemerkung *J. Herschel's* in seiner populären Astronomie (deutsche Uebersetzung p. 425 ff.), der zur experimentalen Erläuterung des raschen Vorrückens des Mond-Apogeums das sphärische Pendel citirt, stellt sich der Hr. Verf. die Aufgabe, die Bewegung des sphärischen Pendels analytisch näher zu untersuchen und namentlich jenes Apsiden-Vorrücken abzuleiten. Diese Aufgabe zerfällt ihm sogleich wieder in 2 andere: 1) Formeln für den einem Pendelumlauf entsprechenden Betrag des Vorrückens der Apsiden in den beiden Horizontalebenen, zwischen denen die Bewegung vor sich geht, sowie für die Dauer eines Apsidenumlaufs für sich ohne Rücksicht auf die beschriebene Curve abzuleiten, nebst Bestimmung des Falles, in welchem diese in sich zurückkehrt; 2) das Vorrücken der Apsiden als eine Störung der elliptischen Bewegung, d. h. die Gleichung der Trajectorie als die einer gestörten Ellipse darzustellen mit dem analytischen Nachweis der blos periodischen Störung der Axen. Der für das Programm gestattete Raum und die beschränkte Zeit erlaubten es aber dem Hrn. Verf. nur, die Lösung der ersten dieser beiden Aufgaben zu geben. Im Ganzen folgt er hierbei der Methode Lagrange's, dem er aber 2 bedeutende Fehler nachweist, von denen besonders der eine (s. pag. 9. Note) in der That ein interessantes Beispiel giebt, wie die Analysis bei richtiger Interpretation den Umständen einer Aufgabe sich anschmiegt. — Die Auflösung der Aufgabe beruht bekanntlich, mit Ausnahme des konischen Pendels und eines besonderen Falles des ebenen Pendels, welche Ausnahmsfälle § 4. berührt werden, auf der Integration elliptischer Transscendenten.

Nachdem den Differentialgleichungen durch Einführung eines Hülfswinkels die dazu geeignete Form gegeben worden ist, werden nun das Azimut und die Zeit zuerst in elliptischen Functionen und dann in periodischen Reihen ausgedrückt, bei welcher Entwickelung der Hr. Verf. tiefe mathematische Kenntnisse und grosse Gewandtheit in Handhabung der Analysis an den Tag legt. Die Resultate, die § 11. gezogen werden, sind: 1) Die Bewegung der Apsiden ist wirklich eine Präcession; 2) wird die Apsidenpräcession als Function der Zeit dargestellt und untersucht, in welchen Fällen die Apsidenumläufe und Pendelumläufe commensurabel sind; 3) wird die Gleichung der sphärischen Spirale, die der Pendel beschreibt, aufgestellt und der Fall untersucht, in welchem dieselbe in sich zurückkehrt. § 12. endlich werden die gefundenen Formeln noch auf 2 Grenzfälle, nämlich den des konischen Pendels und den der isochronen elliptischen Schwingungen angewandt. — So schätzenswerth nun aber, besonders was die Art der Auflösung und die Ziehung der Resultate betrifft, die vorliegende Schrift ist, so trägt dieselbe doch unverkennbare Spuren einer übereilten Ausarbeitung an sich. Ausser einigem minder Wesentlichen hebe ich nur Folgendes hervor. p. 14. heisst es, der Modulus der elliptischen Functionen $\mu^2 = \frac{\cos\beta - \cos\alpha}{c + \cos\beta}$, wo c positiv und > 1 ist, könne die Einheit übersteigen, wenn $\alpha > 90°$ werde, weil dann $\cos\alpha$ negativ sei und mithin $\cos\beta - \cos\alpha > 1$ werden könne. Allein die Bedingung: $\cos\beta - \cos\alpha < c + \cos\beta$ d. h. $-\cos\alpha < c$ ist immer erfüllt, weil c positiv und > 1 ist, mithin immer $\mu^2 < 1$, so dass die angegebenen elliptischen Functionen nicht blos gelten, wenn α und β spitz sind, sondern überhaupt für alle Werthe von α und β, die sonst den Bedingungen der Aufgabe genügen. Ein ähnlicher Fehler in Bestimmung der Grenzen, innerhalb welcher die gefundenen Resultate giltig seien, findet sich p. 17., wo gesagt wird, der Werth von m'^2 könne ins Unbestimmte abnehmen und *folglich* der von $k' = \frac{\sin^2\alpha - \sin^2\beta}{8m'^2}$ ebenso zunehmen. Allein der Hr. Verf. übersieht, dass mit m'^2 auch der Zähler von k' abnimmt; und dass auch für Werthe von $\alpha > 90°$, $k' < 1$ ist, wenn nur $\sin\alpha > \sin\beta$ ist, wie es die Möglichkeit der Aufgabe verlangt, kann so bewiesen werden: Da, wie man sich leicht überzeugt, m'^2 immer positiv ist, so ist $k' < 1$, wenn $\sin^2\alpha - \sin^2\beta < 8m'^2$ oder $\cos^2\beta - \cos^2\alpha < 2 + 4\cos\alpha.\cos\beta + \cos^2\alpha + \cos^2\beta - 1 - \cos^2\alpha < 2\cos\alpha.\cos\beta$, $\cos\beta > -\frac{1 + \cos^2\alpha}{2\cos\alpha}$ ist. Dies ist aber unter den gemachten Voraussetzungen $\alpha > 90°$ und $\sin\alpha > \sin\beta$ immer der Fall. Denn es sei $\cos\beta < -\frac{1 + \cos^2\alpha}{2\cos\alpha}$, so wäre noch viel mehr $-\cos\alpha < -\frac{1 + \cos^2\alpha}{2\cos\alpha}$, $2\cos^2\alpha > 1 + \cos^2\alpha$, $\cos^2\alpha > 1$. Wäre dagegen $\cos\beta = -\frac{1 + \cos^2\alpha}{2\cos\alpha}$, so setze man

$\cos\alpha = -(1-h)$, wo $h < 1$ ist, so folgte $\cos\beta = -\frac{1+(1-h)^2}{-2(1-h)}$ $= \frac{1+1-2h+h^2}{2-2h} = 1 + \frac{h^2}{2-2h} > 1$. — S. 25. ist der Beweis, dass $P_0 > m$ ist, auf welchem die Folgerung einer Apsiden*präcession* beruht, gänzlich misslungen zu nennen. Man sieht gar nicht ein, zu was alles dort Gesagte dienen soll. Denn von einer Gleichung $P_0 < \ldots\ldots$, wovon der Hr. Verf. ausgeht, kann Ref. wenigstens unmöglich auf eine andere $P_0 > \ldots\ldots$ kommen. Dass P_0 wirklich $> m$ ist, kann zwar nicht geläugnet werden, aber bewiesen ist es nicht. — Ref. schliesst diese Anzeige mit dem Wunsche, dass diese Bemerkungen den Hrn. Dr. R. veranlassen möchten, seine Arbeit von Neuem aufzunehmen und uns bald auch mit der Lösung des zweiten Theils der Aufgabe zu beschenken. — Nach dem angehängten Verzeichnisse betrug die Schülerzahl im obern Gymnasium zu Stuttgart 156, 2 weniger als das Jahr zuvor; in den mittleren Classen 132, in den unteren 182, also in allen Abtheilungen zusammen 470. Auch enthält die Schrift Nachrichten über die während des letzten Schuljahres mit dem Lehrerpersonal vorgegangenen Veränderungen. An die Stelle des verstorbenen Prof. *Hochstetter* am obern Gymnasium kam als Professoratsverweser der bisherige Repetent am evangel. Seminar zu Tübingen, *K. G. Reuschle;* am mittlern Gymnasium wurde statt des nach 24jährigem Schuldienst auf seine Bitte zum Pfarrer von Weilheim bei Tübingen ernannten Lehrers der fünften Classe, Prof. *G. F. Beck*, der bisherige Präceptor zu Schorndorf *H. K. L. F. Mezger* berufen und rückte an die Stelle des schon 1836 zur Ruhe gesetzten Professors *Raiger* Präceptor *Wolbold* mit dem Titel eines Oberpräceptors vor. Dafür wurde am untern Gymnasium der bisherige prov. Lehrer *J. Ph. Leichtlen* definitiv angestellt. — Zu ROTTENBURG am Neckar wurden im J. 1840 mehrere *Ausgrabungen* vorgenommen und dabei wieder Grundmauern römischer Gebäude aufgedeckt, auch mehrere Gegenstände römischen Haushaltes aufgefunden, darunter Geschirre und Fragmente von Glas, Siegelerde und gemeinem Thon, mit Verzierungen und Aufschriften in Stempeln und mit Griffel. Mit Stempeln: Töpfernamen und wiederholt der doppelte Name der Stadt Rottenburg, als Sumlocenne und zweimal als Solicinium; ebenso mit Griffel viermal Sumlocenne und einmal Solicinium, auch sonst noch bedeutende Aufschriften mit Griffel, als mit dem J. 204 und wiederholt 247 (dem Jahre der 1000jährigen Jubelfeier der Erbauung Roms). Endlich 7 silberne Münzen und gegen 40 von Kupfer und Erz. Da ferner das ehemalige Schloss erweitert werden soll, wurden auch mehrere Grabungen in den dazu gehörigen Gärten vorgenommen und Münzen, römische Ziegel und viele behauene Steine gefunden. Der hier von den älteren Chronikenschreibern (besonders Apian) bezeichnete Fundplatz römischer Alterthümer erwies sich als solcher auch wieder durch Ausgrabung von Fragmenten eines sehr grossartigen *Monuments.* Es wurden nämlich in einer Tiefe von 6—8 Fuss mehrere Steine aufgefunden, welche

auf ein solches Monument hinweisen. Ein Stein, 3′ 2″ nach 4 Seiten gleich breit und 1′ 3½″ hoch, enthält in Nischen auf jeder Seite ein Bild bis zur Brust. Auf der ersten Seite eine weibliche Figur mit Köcher und Bogen (Diana?), auf der zweiten eine schön gelockte männliche Figur mit einer Art Krückenstock (Schäferstab, Pedum, — Apollo?), auf der dritten eine Figur mit dem reich verzierten Griffe eines Schwertes (Mars?), auf der vierten eine weibliche Figur mit einer Art Vase oder Granatapfel (Venus?). Ein zweiter Stein, 3′ 9″ breit und 1′ 3½″ hoch, die Hälfte des obigen Vierecks, gehört offenbar zu den gleichen Figuren; er enthält auf einer Seite ein Lamm und einen Unterfuss, auf der zweiten 2 Füsse und auf der dritten wieder einen Fuss mit einer Art Stiefel bekleidet. Das Weitere muss die noch nicht aufgefundene zweite Hälfte des Steines enthalten. Durch Vergleichung dieser beiden Steine und der darauf eingehauenen Figuren stellt sich heraus, dass noch 2 Mittelsteine von wenigstens zusammen 2′ 3—4″ Höhe fehlen, wodurch sich ein Würfel von 5′, für die Figuren eine Höhe von 4′ 2—3″ ergiebt. Vier weiter ausgegrabene Steine, am vordern Theile mit Hohlkehle und Stab 4½′, nach 4 Seiten gleich breit und jeder über 1′ hoch, geben einen zweiten Würfel, etwa 4½′ hoch, auf welchem das obige Monument mit den Figuren aufgesetzt war. Es zeigt sich also bis jetzt eine Höhe von 9½ Fuss; allein wie alle diese Steine Löcher in der Mitte haben, wo sie mit eisernen Stiften verbunden waren, so hat der erste oberste Stein auch noch oben ein Loch für einen weiteren Aufsatz, und es dürfte ein dritter Würfel mit einer Aufschrift wohl ebenfalls bis zur Höhe von 4½′ darauf sich befunden und das Ganze eine proportionale Höhe von 14—15 Fuss gehabt haben. So stellt sich dieses Monument ziemlich gleich dem zu Oberhausen (bei Augsburg) gefundenen und im Antiquarium zu Augsburg befindlichen ebenfalls 14—15 Fuss hohen Grabmal dar. (S. von Kaiser röm. Alterthümer zu Augsburg. S. 53 ff. Tab. IV, 1.) Merkwürdig sind an den Figuren die Spuren von Anstrich mit *Farbe*. Es ist übrigens gegründete Hoffnung vorhanden, dass die Fortsetzung der Grabarbeiten noch manche fehlende Stücke zu Tage fördern werde. — Die Zahl der auf der Landesuniversität Tübingen im Winterhalbjahr 1840—41 Studirenden betrug 739, worunter 52 Ausländer; nämlich Stud. der evangel. Theologie 146 (worunter 23 Ausländer), der kathol. 62 (6 Ausl.), der Jurisprudenz 141 (13 Ausl.), der Medicin, Pharmacie und höhern Chirurgie 120 (4 Ausl.), der Philosophie 182 (6 Ausl.), der Regiminal-, Cameral- und Forst-Wissenschaft 88, lauter Würtemberger, worunter S. K. H. der Kronprinz von Würtemberg. Im letzten Wintersemester (1839—40) war die Gesammtzahl 729, worunter 50 Ausländer. [ml.]

Neue
JAHRBÜCHER
für
Philologie und Paedagogik,
oder
Kritische Bibliothek
für das
Schul- und Unterrichtswesen.

In Verbindung mit einem Vereine von Gelehrten
herausgegeben
von

Dr. Gottfried Seebode,
M. Johann Christian Jahn
und
Prof. Reinhold Klotz.

EILFTER JAHRGANG.
Einunddreissigster Band. Viertes Heft.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1841.

Kritische Beurtheilungen.

De vita et scriptis Lysiae oratoris commentatus est *Ludovicus Hoelscher* Guestphalus Phil. Dr. AA. LL. Mag. Berolini, typis et impensis G. Reimeri. 1837. 228 S.

Wie sich in den Verhandlungen der Volksversammlung und des Rathes zu Athen das politische Leben der Athener mehr im Ganzen und Grossen darstellt, so ist der Gerichtshof ein treuer Spiegel des innern bürgerlichen Lebens, der öffentlichen und Privateinrichtungen, der persönlichen und Familienverhältnisse, des jedesmaligen Standes der Sittlichkeit und des Organismus des Staates überhaupt. Alle diese Bilder werden uns durch die Redner zur Anschauung gebracht. Und eben der Umstand, dass wir nicht vielleicht entlegenen Quellen nacherzählende und kritisirende Berichterstatter, sondern lebendig gegenwärtige Zeugen und Repräsentanten von Geschichte und Leben des Volkes in den Rednern haben, dass die Ueberlieferungen derselben aus der unmittelbarsten Anschauung und Mitwirkung geflossen sind, dass wir ihnen also einen guten Theil unserer historischen und antiquarischen Kenntnisse zu verdanken haben, — dieser Umstand ist neben dem Interesse an der kunstvollen Form der Reden und der eigenthümlichen, mehr oder minder ausgebildeten Diction der Redner, weshalb man sich gegenwärtig dem Studium der Redner mit regem Eifer und theilweise grossen Erfolgen zugewendet hat.

Aber als schon an einigen Rednern eine so allseitige Behandlung ausgeführt oder wenigstens versucht worden war, in welcher sich Säuberung des Textes eben sowohl das Wesen der besprochenen Sachen und die Verhältnisse der betheiligten Personen, als die Architektonik der Reden und die rhetorischen und sprachlichen Eigenthümlichkeiten berücksichtigt wurden: so war dies den Reden des *Lysias* noch nicht zu Theil geworden, obschon die Benutzung und Verarbeitung von Taylor's Lectiones Lysiacae und seiner dem Inhalte nach vortrefflichen Lysiae vita, sowie der neueren antiquarischen Untersuchungen und Bemerkungen Böckh's,

Meier's, Schömann's u. A. eine solche Arbeit um so mehr hätte erleichtern und fördern können, als der sehr verdorbene und lückenhafte Text besonders durch Reiske's Verbesserungen und I. Bekker's erfolgreiche Collationen und durch die Bemühungen von Förtsch, Franz und Emperius *) sehr gewonnen hatte, und als die zahlreichen Fragmente in grösserer Vollständigkeit und Ordnung von A. Westermann mitgetheilt worden waren, als dies von Taylor hatte geschehen können. Diese Aufgabe einer vollständigen Ausgabe hat sich der Verf. der vorliegenden Schrift nicht gestellt. Dessenungeachtet hat dieselbe wenigstens in historisch-antiquarischer Hinsicht eine Lücke in der Lysianischen Literatur ausgefüllt, sowie auch die meist nach Westermann gegebenen und geordneten Fragmente hier zum ersten Male ausführlich besprochen werden.

Nach einem Prooemium nämlich, welches von der Literatur der Lysianischen Schriften handelt, folgen vier Theile: die Pars I. von S. 9—30., eine Vita Lysiae enthaltend; Pars II. von S. 31—45., De arte oratoria Lysiae eiusque orationum generibus; Pars III. von S. 46—123., De orationibus Lysiae quae supersunt; Pars IV. von S. 124—211., Orationum Lysiae deperditarum fragmenta; wozu noch ein Appendix von S. 212. an, welcher die Briefe und Amatorien des Redners bespricht. Ist nun auch in der Darstellungsweise des Verf. Manches auszusetzen, so muss doch zunächst im Allgemeinen die nicht geringe Belesenheit desselben und der Fleiss anerkannt werden, mit welchem sich Hr. Hoelscher des schon Vorhandenen und Beschafften bemächtigt, und das Geschick, mit welchem er dies Vorgefundene zu verarbeiten gewusst hat; auch zeigt sich in den eigenen historischen Combinationen nicht selten Scharfsinn und Umsicht und überall besonnenes Urtheil. Dessenungeachtet wäre eine freiere Durcharbeitung des Stoffes, grössere Selbstständigkeit in den Ansichten und besonders eine durchgreifendere Kritik des Textes der Fragmente zu wünschen gewesen. Wir wenden uns nun zur Beurtheilung jener angegebenen Theile des Buches.

Der Verf. beginnt in dem schwerfällig und uncorrect geschriebenen, aber von grossem Fleisse zeugenden und lehrreichen Prooemium mit einer Literatur der Darstellungee des Lebens und der Schriften des Lysias. Aus dem Alterthume ist hierüber nur Weniges von Dionysios von Halikarnassus in seinem Schriftchen τῶν ἀρχαίων κρίσις, eine ausführlichere Biographie nur von Plutarch in seinen neuerdings mehrfach besprochenen Lebensbeschreibungen der zehn Redner, von den übrigen Schriften, welche sich mit dem Leben unsers Redners beschäftigt hatten (des Philiskos aus Milet, Kallimachos, Cäcilius des Calactiners) gar

*) Die vortreffliche Züricher Gesammtausgabe der Redner, von Baiter und H. Sauppe besorgt, ist erst später erschienen.

nichts mehr vorhanden. Grösseren Fleiss als auf die Lebensbeschreibung verwandten die Alten auf die Kritik der Diction und der Beredtsamkeit des Lysias überhaupt. Der scharfsinnigste und eindringendste Kritiker in dieser Beziehung ist Hermogenes, welchem Dionysios von Halik. schon vorgearbeitet hatte; von des Letztern Studien und Ansichten können wir freilich nur aus dem in der erwähnten Schrift *ἀρχαίων κρίσις* Enthaltenen urtheilen; dagegen ist seine Abhandlung über die echten und unechten Reden des Lysias, welche uns Manches aufgeklärt haben würde, sowie einige andere specielle Darstellungen und Kritiken der Lysianischen Beredtsamkeit verloren gegangen. Die beiläufigen Urtheile von Longinos, Photios u. A. sind meistentheils weder erschöpfend noch selbstständig. Endlich ist das Lexicon des Harpokration, welches von den rhetorischen Wörterbüchern allein noch übrig ist, nur insofern hierher zu rechnen, als man bei Gelegenheit der Erklärung dieses oder jenes Lysianischen Ausdrucks erfährt, ob die Authenticität der Rede, welcher der Ausdruck entnommen ist, schon damals in Zweifel gezogen worden sei (*εἰ γνήσιος*). In neuerer Zeit hat sich besonders Taylor um die Lebensbeschreibung des Redners verdient gemacht, und diesem folgen, wie billig, Westermann in seiner Geschichte der griechischen Beredtsamkeit und unser Verf., welcher in der sich hieran anschliessenden Vita Lysiae p. 9—30. oder in der Pars I. seiner Abhandlung das mehr in's Kurze zieht, was dort ausführlich dargestellt ist, mit sorgfältiger Benutzung neuerer Bemerkungen und Untersuchungen und manchen eigenthümlichen Ansichten. Uebrigens wäre in dem Prooemium eine Aufzählung und Beurtheilung der Ausgaben des Lysias an ihrer Stelle gewesen, da es sich um die Schriften über diesen Redner handelte.

In der genannten *Vita Lysiae* werden zuerst § 1. der Ursprung und die Lebensverhältnisse des Vaters unsers Redners auseinandergesetzt und gezeigt, dass Kephalos aus Syrakus gebürtig war, dann unter Perikles nach Athen kam, dort als reicher Metök in dem Peiräeus wohnte, und den Umgang der Edelsten Athens und auch des Sokrates genoss. Unter den 4 Söhnen desselben (denn Brachyllos ist nach Plutarch zu den 3 andern, die allein von Plato de republ. I. p. 328. B. genannt werden, hinzuzurechnen) ist ausser Lysias selbst Polemarchos am bekanntesten als Philosoph (Vgl. jetzt K. Fr. Hermann's Gesch. und System der Platon. Philosophie I. p. 693. Anm. 671.) und durch seine Schicksale unter den Dreissig; von einem dritten, Namens Euthydemos, bemerken wir noch, dass derselbe nicht mit dem Philosophen und mehreren Andern gleiches Namens zu verwechseln ist. S. Winkelmann ad Plat. Euthydem. proleg. p. XXV. — Zwei der Brüder des Lysias wandern zugleich mit diesem nach Thurioi aus; dass der eine Polemarch gewesen, ist erwiesen. Dagegen wird nicht angegeben, ob Euthydemos oder Brachyllos mitgegangen sei.

Mir scheint es, dass der Letztere, als der jüngste, zurückgelassen wurde, da derselbe wegen seiner Jugend einer solchen Reise noch nicht gewachsen sein mochte; denn Lysias selbst war nach Dionys und Suidas damals erst 15 Jahre alt.

Im 2. § werden die zum Theil verkehrten Angaben älterer und neuerer Schriftsteller in Betreff der Vaterstadt des Lysias geprüft und als Resultat aufgestellt, dass Lysias unzweifelhaft Athener gewesen und nur aus dem Grunde mitunter Syrakuser genannt worden sei, weil sein Vater aus Syrakus gewesen. Mit Scharfsinn sucht sodann der Verf. in § 3. das Geburtsjahr des Redners zu ermitteln, welches in das Archontat des Philokles, folglich Ol. 80, 2. oder 458 v. Chr. fallen soll. Es müsste also in Plutarchs Leben des Lysias aus den Worten: *ἐπὶ Φιλοκλέους ἄρχοντος κατὰ τὸ δεύτερον ἔτος τῆς ὀγδοηκοστῆς καὶ δευτέρας*, der letzte Zusatz *καὶ δευτέρας* entfernt werden, wie übrigens schon Taylor wollte.

In § 4. wird in Beziehung auf die Erziehung des Lysias bemerkt, dass er mit den vornehmsten Athenern unterrichtet worden sei und dem Gespräche Platons über den Staat (wegen seiner Jugend als stumme Person) beigewohnt habe. Bei dieser Gelegenheit wird die Ansicht Corsini's, dass Platon selbst in diesem Dialoge gegen die Zeitverhältnisse manche Verstösse gemacht habe, unterstützt, und die Versuche anderer Gelehrten, die chronologischen Widersprüche als nur scheinbar darzustellen und zu beseitigen, zurückgewiesen. Im Ganzen ist dieser Meinung auch Th. Bergk in seinen Commentt. de reliq. com. att. ant. p. 81., welcher annimmt, dass der Dialog von Platon in Ol. 83, 4. versetzt werde, das Uebrige aber, was darin vorkomme, aus der Zeit, in welcher Platon jenen Dialog herausgegeben habe, d. h. in der Mitte von Ol. 96. entlehnt und in die fingirte Zeit des Gesprächs selbst hineingetragen worden sei: eine Ansicht, gegen welche sich neuerdings K. Fr. Hermann in Gesch. und System der Plat. Philos. I. p. 536 ff. erklärt hat. Auch auf die § 5. von dem Verf. vorgetragene gewiss richtige Meinung, dass zwei Coloniensendundungen nach Sybaris zu unterscheiden seien: die erste unter dem Archon Kallimachos Ol. 83, 3., eine zweite unter der Anführung des Lampon und Xenokritos (nach Hrn. Hoelscher in dem Jahre des Archon Lysimachides), und dass von dieser letztern Thurioi gegründet worden, dass aber Lysias keinen Theil an der Gründung genommen habe, sondern ein Paar Jahre später, Ol. 84, 1. unter dem Archon Praxiteles, mit einer andern Gesellschaft nach der neuen Colonie gekommen sei —, auch auf diese durch eine genauere Vergleichung der Stelle bei Diodor. XII, 10. begründete Ansicht ist in der Hauptsache zu fast gleicher Zeit Th. Bergk a. a. O. p. 51 ff. gekommen. Auf diese Weise lassen sich die scheinbar auseinandergehenden Angaben der Schriftsteller vereinigen. In Thurioi wurde Lysias Schüler des berühmten Rhetors

und Sophisten Tisias, welcher sich nach seinem Streite mit Korax nebst vielen andern Gelehrten dahin begeben hatte. Auch ein Syrakuser Nikias wird als Lehrer des Lysias genannt von Plutarch, Photius, Suidas und der Eudocia. Allein einen Rhetor dieses Namens kennt man nicht. Es ist also entweder mit Spengel anzunehmen, dass der Name Tisias, der bei den Attikern weniger gebräuchlich war, in den häufiger vorkommenden Nikias irrthümlich übergegangen, oder mit dem Verf., dass ein Schriftsteller, aus welchem jene insgesammt ihre Nachricht geschöpft hätten, aus dem Umstande, dass die Alten eine von Lysias verfasste, von Nikias gehaltene Apologie für Nikias erwähnen, die Fabel gebildet habe, dass ein gewisser Syrakuser Nikias ein Lehrer des Lysias gewesen sei. Das Erstere ist indessen wahrscheinlicher. — Lysias blieb 32 Jahre in Thurioi, bis er bei einem Aufstande Ol. 92, 1. vertrieben wurde. Er floh nach Athen und kam dort gerade zu der Zeit an, als die Vierhundert sich der Herrschaft bemächtigt hatten, also im Frühjahre des Jahres 411 v. Chr., im 47. seines Alters.

Es folgt nun § 6. eine Darstellung der Ereignisse von der Zeit der Vierhundert bis zur Herrschaft der Dreissig, welche um so weniger so ausführlich zu geben war, da man nicht sieht, welchen Einfluss diese Ereignisse auf das Leben und die Wirksamkeit des Lysias gehabt haben. Denn dieser ist unterdess ruhig nebst seinem Bruder Polemarchos mit seiner Schildfabrik beschäftigt. Erst unter den Dreissig, welche es auf das Vermögen der Metöken und später auch der Bürger abgesehen, wird er von dem allgemeinen Unglück des Staats mit betroffen. Als später die Demokraten unter Thrasybuls Anführung Phyle besetzt hatten, leistete er diesen wesentliche Dienste (p. 25.). Hierbei ist ein Irrthum des Verf. zu berichtigen, welcher einem Missverständnisse Plutarchs und einer daraus erwachsenen Fiktion desselben seine Entstehung verdankt. Letzterer berichtet nämlich in dem Leben der 10 Redner p. 835., und ihm erzählt es der Verf. nach, dass auf den Antrag Thrasybuls dem Lysias wegen seiner Verdienste um den Staat das Bürgerrecht zuerkannt, Thrasybulos aber deshalb später von Archinos *παρανόμων* angeklagt worden sei. Allein es ist wahrscheinlich, dass Plutarch diese Erzählung aus den Worten des Aeschines adv. Ctes. § 195. *Ἀρχῖνος γὰρ ὁ ἐκ Κοίλης ἐγράψατο παρανόμων Θρασύβουλον τὸν Στειριέα, γράψαντά τι παρὰ τοὺς νόμους στεφανοῦν ἕνα τῶν συγκατελθόντων αὐτῷ ἀπὸ φυλῆς* — entlehnt und *ἕνα τῶν συγκατελθόντων* auf Lysias willkürlich bezogen habe; und dies wurde dann von Photios und Tzetzes nacherzählt. Dass aber mit Unrecht von Plutarch unter dem Einen von den Zurückgekehrten, auf dessen Bekränzung Thrasybulos angetragen hatte, Lysias verstanden worden ist, und dass demnach die ganze Relation dieses Schriftstellers als unkritisch verworfen werden muss, beweist die

feindselige Gesinnung des Lysias gegen Thrasybulos, die in mehreren Stellen des Redners deutlich genug ausgesprochen, aber vom Verf. nicht erkannt, wenigstens nicht anerkannt worden ist. S. Lys. (16.) gegen Mantitheos § 15., ferner (28.) gegen Ergokles § 4 ff., gegen Philokr. § 7., Stellen, in welchen Thrasybuls des Steiriers nur mit Misswollen gedacht wird. Jener Glaube an die Wahrheit der Plutarchischen Relation und an das Obwalten eines Freundschaftsverhältnisses zwischen Thrasybulos und Lysias hat noch ein Paar falsche Schlüsse des Verf. zur Folge gehabt. So hält er p. 166. die Rede κατὰ Θρασυβούλου für nicht Lysianisch, weil jene Freundschaft Thrasybuls zu unserem Redner der Möglichkeit eines öffentlichen Angriffs des Letztern auf Thrasybulos entgegenstehe. Es müsse dies also vielleicht eine Anklage παραπρεσβείας gegen den Sohn Thrasybuls gewesen sein; allein auch gegen diese Annahme spreche die Freundschaft des Redners zu dem Vater. Daher sei die Rede unecht. Wenn wir die letzte Behauptung auch nicht bestreiten wollen (denn sie lässt sich bei der Dürftigkeit der Bruchstücke weder erhärten noch widerlegen), so müssen wir doch dies für gewiss hinstellen, dass alle beigebrachte Namen und Worte aus dieser verloren gegangenen Rede auf Niemanden als auf den berühmten Steirier hindeuten können. — Aus demselben Grunde und nur gestützt auf die Plutarchische Erzählung hat der Verf. mit Taylor und Westermann p. 211. Fragm. 136. auch eine Rede ὑπὲρ τοῦ ψηφίσματος angenommen, welche nach dem von uns Bemerkten gewiss nicht existirt hat.

Sodann werden die Ereignisse und Einrichtungen nach der Zeit der Dreissig angeführt. Auch diese Darstellung ist hier nur eine äusserlich den Faden der Geschichte fortführende, ohne den Zusammenhang nachzuweisen, in welchem jene Erscheinungen zu dem Leben und der Thätigkeit des Geschilderten stehen. Hier hätte gezeigt werden sollen, wie der Aufgang eines neuen politischen Lebens seit dem Archontate des Eukleides die Redner wieder in Volksversammlung und Dikasterien rief und besonders die gerichtliche Beredtsamkeit zu frischer Thätigkeit anfachte, da die Confiscation der Güter durch die Dreissig, die Streitigkeiten um das Besitzthum, dessen Anrechte nach dem rechtlosen Zustande der Oligarchie schwer zu ermitteln waren, die Ansprüche auf den Antheil an der Amnestie u. a. m. vor Gericht verhandelt werden mussten. Und alle diese durch die Zeit hervorgerufenen Verhältnisse bilden den Inhalt der Lysianischen Reden.

Von dem Leben unsers Redners wissen wir sonst weiter nichts, als dass er mit Aristophanes, des Nikophemos Sohn, und mit Eunomos den Dionysios von Syrakus besucht habe, an welcher Thatsache Taylor und Meier (der letztere wenigstens sonst) unnöthiger Weise Anstoss nahmen, indem sie die Stelle des Lysias selbst in der Rede über die Güter des Aristophanes § 19., aus welcher allein das Factum bekannt ist, verändern wollten.

Der Verf. hat die Stelle mit guten Gründen in Schutz genommen und somit auch jenes Factum gerettet. — Lysias stirbt zu Athen Ol. 100, 2—3. oder 378 v. Chr., 80, nach Andern 83, nach Andern 76 Jahre alt.

§ 8. werden zunächst einige persönliche und häusliche Verhältnisse besprochen, und dann noch eine Menge Anderer mit dem Namen Lysias aufgeführt, welche von dem Redner zu unterscheiden sind. Hierbei stützt sich der Verf. meist auf das von Taylor bereits Bemerkte.

Es folgt der *zweite Theil*, welcher *de arte oratoria Lysiae eiusque orationum generibus* handelt. Zunächst wird von den 3 Redegattungen dem Lysias das εἶδος ἰσχνὸν oder tenue dicendi genus nach der allgemeinen Annahme der älteren Rhetoren zuerkannt und daraus geschlossen, dass Lysias mehr zu der gerichtlichen Redegattung, als zur symbuleutischen, mehr zu Stoffen geringerer als höherer Art geeignet gewesen sei. (Hierzu vgl. man den Verf. p. 39.) Dann werden die einzelnen Vorzüge der Diction unsers Redners (Reinheit, Einfachheit und Proprietät, Deutlichkeit, Kraft, Bündigkeit, Anschaulichkeit und Anmuth) nach den Bemerkungen des Dionys, Hermogenes, Longin, Cicero, Quinctilian u. A. beleuchtet. Indessen hätten wir gewünscht, statt dies so abstrakt ausgesprochen zu sehen, dass diese einzelnen Eigenschaften mit Beispielen aus Lysias selbst belegt worden wären. Besonders hätte der individuelle Periodenbau der Lysianischen Rede ungefähr in der freilich an das Pedantische streifenden Weise Dissen's vor Demosthenes' Rede de corona zergliedert und der Unterschied seiner Diction von der der übrigen Redner im Einzelnen aufgezeigt werden können. So wäre die Sache anschaulich geworden; aber ohne diese Belege weiss man nicht, ob die Behauptungen wahr sind oder nicht, und wenn jenes der Fall ist, wie sie auf Lysias passen. Dasselbe gilt von dem Abschnitt über die *Behandlung des Stoffes*, auf welche der Verf. p. 39. übergeht. Hier hätte sich gleichfalls ein reicherer praktischer Gewinn und grössere Wissenschaftlichkeit erzielen lassen, wenn zu der unbegründeten Aufführung der Eigenschaften der einzelnen Theile der Lysianischen Reden aus diesen selbst Beispiele hinzugefügt, und wenn die Eigenthümlichkeiten hervorgehoben worden wären, wodurch sich die Composition unsers Redners von der anderen wesentlich unterscheidet. Es ist dies die sogenannte *narratio*, die allerdings p. 40. als vorzüglich herausgestellt, deren Wesen und Eigenthümlichkeit jedoch nicht hinreichend gewürdigt wird. Sie ist nämlich — um dies kurz anzudeuten — das historische Element in der Rede. Wie die dramatische Poesie ein episches und lyrisches, so enthält die Beredtsamkeit ein historisches und ein philosophisch-dialektisches Element. Das dialektische ist vorwaltend bei Isokrates, das historische bei Lysias, indem jener in der Auffindung, Aufstellung und Durchführung der

Beweise Sieger war, dieser durch die eigenthümliche Darlegung des *Thatbestandes* sich auszeichnete, welchen er zwar in einfacher Form und objectiv hinstellt, über welchen er jedoch unvermerkt diejenige Färbung ausbreitet, die schon vor der sogenannten Confirmatio und refutatio für den Sprecher oder Vertheidigten und gegen die Angeklagten einnehmen musste. Beide Elemente findet man in den nach Inhalt und Form gleich vollendeten Reden des Demosthenes harmonisch vereinigt.

Was weiterhin p. 39. von dem Inhalte der Lysianischen *Exordien* angegeben wird, das passt im Allgemeinen auf die Exordien aller Redner; die Mannigfaltigkeit und das Geschick der Anfänge ist es, was an Lysias zu loben war, während Isokrates meist nur von der Art und Weise des *Redens* selbst zu reden beginnt. — Im Uebrigen tritt bei Lysias das Pathos gegen das Ethos zurück.

Gegen das Ende dieses Abschnittes wird noch die *Anzahl der Reden* des Lysias angegeben. Die meisten sind gerichtliche, die symbuleutischen stehen ihnen an Zahl und Gehalt nach, panegyrisch sind nur der λόγος Ὀλυμπικὸς und *mehre* Epitaphien (nicht blos einer). Im Alterthume gab es 425 ihm beigelegte Reden, von denen nur 230 oder 233 für echt gehalten wurden. Wir besitzen noch 34 und Fragmente. Eine τέχνη ῥητορικὴ wird ihm von dem Verf. gegen Spengel zugeschrieben, die freilich schon zu Dionysios' Zeit nicht mehr existirt haben kann. Lysias' Schüler war Isäos, der auch das Meiste mit ihm gemein hat.

Wir gehen nun auf den *dritten Theil* über, welcher der Behandlung der noch vorhandenen Reden gewidmet ist. Hier kann sich unsere Beurtheilung weniger verbessernd und widerlegend als ergänzend erweisen, und wir haben sonach weniger Berichtigungen als Beiträge zu einer vollständigeren Erklärung und Kritik der vorhandenen Reden zu geben.

Der *Epitaphios* wird p. 47—54. meist aus sprachlichen und rhetorischen Gründen dem Lysias abgesprochen, und die vielen Stellen in dieser Rede, welche mit dem Panegyrikus des Isokrates fast wörtlich übereinstimmen, sollen nach dem Verf. von dem Schreiber des Epitaphios aus dem Panegyrikus entlehnt sein. Neuerdings ist jedoch der Epitaphios dem Lysias wieder vindizirt worden von Gust. Gevers, disputationis de Lysia Epitaphii auctore cap. I. et II. Gotting. 1839. Die Meinung (von Schönborn und Stallbaum), als habe Platon in seinem Menexenos diesen Epitaphios bekämpfen und ironisiren wollen, wird mit Recht widerlegt und zurückgewiesen p. 53. Hierüber hat jetzt auch K. Fr. Hermann in seiner Geschichte und System der Platonischen Philos. p. 520 ff. gesprochen, sich aber nicht bestimmt erklärt.

Die vierte Rede περὶ τραύματος ἐκ προνοίας hat zwar Lysianische Sprache und Geist, wie wir dem Verf. gern zugeben (übrigens war dies auch Reiske's Meinung auf p. 184. seiner Aus-

be), aber leugnen lässt sich nicht, dass sie sich theils durch se hier und da künstlichere Sprache (wie § 1. und 13.), theils durch von andern Lysianischen Reden unterscheidet, dass der recher, wahrscheinlich im Bewusstsein seiner Schuld, sich r formeller Ausflüchte bedient. Er dringt auf den βασανισμὸς r Sklavin, welche von beiden, dem Kläger und Angeklagten, kauft und gebraucht worden war, und lässt doch den βασασμὸς der eigenen Sklaven des Klägers nicht gelten. Nachdem dann § 18. gesagt, dass er zu seiner Vertheidigung nichts hinzusetzen wisse, sucht er sich doch § 19. noch durch die Versicherung zu vertheidigen, sonst keinen Bürger beleidigt zu haen. — Dass die der Aufschrift hinzugefügten sonderbaren Worte ρὶ οὗ καὶ πρὸς ὃν späterer Zusatz sind, mag mit dem Verf. angenommen werden; doch musste er auch angeben, welchem Umande derselbe seinen Ursprung verdankt. Taylor hat gewiss echt, wenn er meint, dass früher ἄδηλον dabei gestanden habe.

Bei der zu kurzen Erklärung der *fünften Rede ὑπὲρ Καλλίου ροσυλίας* hat der Verf. zweierlei unerörtert gelassen: einmal ob r behandelte Gegenstand wirklich die ἱεροσυλία war, wie der itel besagt (welchen Meier de bonis damnat. p. 143. Anm. 468. egen Reiske p. 185. in Schutz nimmt), und dann ob wir die ede noch vollständig haben, was von Taylor, weniger von Reiske . 187 f. bezweifelt wird. Zwar haben die Codd. sämmtlich am nde dieser Rede Lücken von einer oder mehren Seiten; allein iese beziehen sich gewiss nicht auf diese, sondern auf den Ang der folgenden Rede, welcher durchaus defect ist. Auch weist Zusammenhang und Veranlassung unserer Rede wenigens so viel, dass wir nicht gezwungen sind, die Deuterologie - denn eine solche ist es — als unvollständig zu betrachten. enn nachdem schon Mehre gesprochen (παρὰ τῶν ἄλλων εἰρηένα § 1.), fühlt sich der Sprecher aus Freundschaft bewogen, ur noch einen Punkt über die Unzulässigkeit der Aussage von klaven hinzuzufügen, die als μηνύται aufgetreten waren. Eine lche freiwillige, nur aus Freundschaft, nicht weil der Redner azu bestellt gewesen wäre, übernommene Vertheidigung tritt zu er vorausgegangenen weitläuftigeren Erörterung nur ergänzend nd bekräftigend hinzu, und brauchte demnach den Gegenstand icht zu erschöpfen.

Der *sechsten Rede* gegen Andokides fehlt der Anfang. Das as derselben über einen gewissen Pharmakos von den Lexicograhen Beigebrachte wird mit Recht von Hrn. Hölscher als aus jenem nfange entnommen betrachtet. — Die Rede selbst wird dem ysias abgesprochen, aber gegen diejenigen, welche den Verfasr derselben in die Zeit des Demetrius Phalereus setzen, angeommen, dass dieselbe vielmehr zur Zeit des Lysias selbst gechrieben worden sei. Zu diesem Ende werden alle die dem utor vorgeworfenen angeblichen Irrthümer, welche, wie man

glaubte, nur zu einer von der Lysianischen entfernten Zeit hätten begangen werden können, genauer erwogen, demgemäss alle jene Vorwürfe als nichtig zurückgewiesen (p. 59—63.) und dagegen gezeigt (p. 63—66.), dass manches Andere so richtig und genau erzählt worden sei, wie es nur von einem Zeitgenossen hätte geschehen können. Der Verf. ist daher der eigenthümlichen Ansicht, die Rede sei eine Deuterologie, von dem bekannten Meletos, dem Ankläger des Sokrates, herrührend (p. 67 f.), und setzt sie in Ol. 95, 1. Es genüge, die Resultate dieser interessanten Untersuchung angegeben zu haben, da sich etwas später Meier über die Authenticität der Rede weiter verbreitet hat.

Ob die *siebente Rede* ὑπὲρ τοῦ σηκοῦ ἀπολογία Lysianisch sei oder nicht, darüber entscheidet sich Hr. Hölscher nicht. Obwohl man die bei Lys. gewöhnliche Einfachheit vermissen wird und die Erzählung des Thatbestandes gegen die sonstige Art des Lysias nur einen kleinen Theil der Rede einnimmt und mehr in die Argumentation verwebt ist, so ist die Diction doch die unsers Redners und die Widerlegung des Gegners schreitet, wie sonst bei Lysias, in ruhiger Darstellung fort, in welcher die Klagepunkte als dürftig bezeichnet und verworfen werden. — Was die gewöhnlichen privaten Oelbäume betrifft, von denen hier die Rede ist, so hätte unser Verf. noch bemerken sollen, dass dieselben zwar nicht öffentlich unterhalten wurden und die Cultur und der Verkauf den Privaten frei stand, dass es jedoch ein Gesetz gab, nach welchem die Ausrottung der Oelbäume (τὸ ἐκπρεμνίζειν und ἐξορύττειν Dem. Macart. p. 1073 sq.) verboten und nur das Abhauen derselben (τὸ ἐκκόπτειν) erlaubt war. S. Böckh Corp. Inscript. I. p. 133 f. — Ingleichen war einige Auskunft über den § 4. erwähnten Antikles zu geben. Vielleicht war dieser derselbe, welcher den Eumares, den Vater des Agoratos, zum Sklaven hatte, wie von Lysias (13.) gegen Agoratos § 64. erzählt wird.

Dass die verdorbene und lückenhafte *achte Rede*, die κατηγορία πρὸς τοὺς συνουσιαστὰς κακολογιῶν, kein Brief sein kann, wie Reiske meinte, ergiebt sich theils aus dem Mangel einer Briefform, theils daraus, dass das Ganze die Elemente einer Rede enthält. Wir haben ein Exordium und eine Peroratio; in jenem findet sich das Bedauern des Redners ausgedrückt, die als Feinde erkannt zu haben, die man für Freunde hielt, und die Captatio benevolentiae der Freunde; in dieser spricht der Sprecher den Entschluss aus, die Freundschaft solcher Leute aufzugeben; in der Mitte haben wir eine narratio, in welcher auseinandergesetzt wird, dass die vorgeblichen Freunde sich unter einander verleumdet hätten, und dass es daher kein Wunder sei, wenn auch der Sprecher unter die Verleumdeten gehöre; die nächste Veranlassung hierzu habe die Verpfändung eines Pferdes gegeben. Diesen dunkeln Gegenstand stellt am lichtvollsten dar Markland in der Reiske'schen Ausg. p. 306 f. — Ob übrigens die Rede von

Lysias herrühre, lässt sich bei der Verdorbenheit derselben schwer entscheiden. Ich glaube wenigstens nicht, dass derglei-chen unbedeutende Klätschereien, wie sie sich hier finden, des Lys. Rednertalent in Anspruch nehmen konnten. Auch Hr. Höl-scher spricht die Rede dem Lys. ab. Freilich wird das Urtheil über die Autorschaft immer misslich und unsicher bleiben, so lange dasselbe von nichts anderem, als nur von der Geringfügig-keit des Stoffs oder von dem Gebrauche bei demselben Redner sonst nicht vorkommender Ausdrücke und Redensarten abhängt. — Beiläufig bemerken wir, dass der Ausdruck φιλοσοφοῦντες in § 10. für σκεψάμενοι, ἐνθυμούμενοι von dem Verf. p. 73. nicht als Beweis dafür hätte angeführt werden sollen, dass die vorlie-gende Rede eine Schulrede gewesen; denn nicht nur von Isokrates (wie de pace § 116. φιλοσοφήσετε καὶ σκέψεσθε), sondern von Lysias selbst (24.) περὶ τοῦ ἀδυνάτου § 10. wird das durch die Sophisten und die Isokratische Schule eingeführte Wort auf diese Weise gebraucht, und scheint also in dieser Zeit in der angege-benen Bedeutung schon gäng und gäbe gewesen zu sein. Vgl. Morus zu Isokr. Panegyr. cap. 1. Bernhardy Grundriss der griech. Liter. p. 337.

Von den beiden (der 10. und 11.) *Reden gegen Theomne-tes* ist die *zweite* von dem Verf. mit früheren Gelehrten für ein Excerpt der ersteren erklärt worden. Indessen ist mir auch die Aechtheit der ersteren zweifelhaft. Wenigstens findet sich ein be-deutendes historisches Versehen am Ende derselben § 31., wo der Sprecher von sich sagt, dass er, sobald er geprüft worden sei, die Dreissig vor dem Areopag angeklagt habe. Nun war aber der Sprecher bei dem Tode seines Vaters durch die Dreissig 13 Jahre alt (§ 4.), stand also in einem Alter, in welchem er, wie er selbst sagt, noch nicht wusste, ob es eine Oligarchie gäbe. Folglich müsste diese Anklage der Dreissig mindestens 5 Jahre später angebracht worden sein, als der Sprecher das Alter der Dokimasie der Jünglinge, d. h. das 18. Jahr erreicht hatte (vgl. Schoemann antiquit. iuris publ. Graec. p. 198, 13. und p. 205, 15.), also etwa Ol. 95, 2. oder 399 v. Chr.; allein 4 Jahre vor dieser Zeit waren die Dreissig schon in Eleusis getödtet worden, und nur die unter die Zehnmänner aufgenommenen Eratosthe-nes und Pheidon noch in der Stadt geblieben (Lys. (12.) ge-gen Eratosth. §. 54.), von denen Eratosthenes von Lysias selbst angeklagt worden war und zwar gleich nach der Rückkehr der Demokraten. Jene Angabe in der ersteren Rede gegen Theomne-tos ist also ein Irrthum, welcher kaum von Lysias begangen wor-den sein kann.

Zu der Erklärung der trefflichen *zwölften Rede* gegen Era-tosthenes wüssten wir nichts hinzuzufügen, eben so wenig zu der Darstellung des Inhalts der folgenden *dreizehnten Rede* gegen Agoratos und des in derselben verhandelten Prozesses. Allein die

Erklärung, welche der Verf. auf p. 82. von den eben so wichtigen als schwierigen und jedenfalls verdorbenen Worten des § 86. der Rede gegen Agoratos giebt, kann unmöglich befriedigen. Sie lauten so: *Δοκοῦσι δ' ἔμοιγε οἱ ἕνδεκα οἱ παραδεξάμενοι τὴν ἀπαγωγὴν ταύτην, οἰόμενοι Ἀγοράτῳ συμπράττειν τότε καὶ διισχυριζόμενοι σφόδρα ὀρθῶς ποιῆσαι Διονύσιον, τὴν ἀπαγωγὴν ἀπάγειν ἀναγκάζοντες, προσγράψασθαι τότε ἐπ' αὐτοφώρῳ, ἢ ὅπου ἂν ᾖ· πρῶτον μὲν ἐναντίον πεντακοσίων ἐν τῇ βουλῇ, εἶτα πάλιν ἐναντίον Ἀθηναίων ἁπάντων ἐν τῷ δήμῳ ἀπογράψας τινὰς ἀποκτείνειε καὶ αἴτιος γένοιτο τοῦ θανάτου.* Der Sinn muss doch wohl folgender sein: Agoratos stützt sich darauf, dass auf der Anklageschrift das *ἐπ' αὐτοφώρῳ* stehe; er sei aber gar nicht auf der That ertappt worden, folglich enthalte die Anklageschrift eine Unwahrheit. Dagegen bemerkt nun der Ankläger: Dies ist verkehrt; denn Agoratos unterliegt der *ἀπαγωγὴ* doch, auch wenn das *ἐπ' αὐτοφώρῳ* nicht in der Anklageschrift stände. Denn dass er glaubt, dass ihm der Zusatz *ἐπ' αὐτοφώρῳ* eine Erleichterung verschafft, heisst doch nichts anderes, als eingestehen, dass er zwar getödtet habe, und nur nicht nach dem juristischen Ausdrucke in flagranti ertappt worden sei. Als ob er deshalb freigesprochen werden müsste, wenn er zwar nicht *ἐπ' αὐτοφώρῳ* ergriffen worden ist, aber doch getödtet hat. Dann heisst es weiter: Ueberhaupt scheinen die Eilfmänner ganz recht daran gethan zu haben, dass sie den Dionysios, welcher die *ἀπαγωγὴ* einbrachte, veranlassten, das *ἐπ' αὐτοφώρῳ* hinzuzusetzen, wo er auch immer sich finden mag, welcher diejenigen dem Demos angezeigt, die er getödtet hätte. Es ist demgemäss vielleicht so zu lesen: *Δοκοῦσι δ' ἔμοιγε οἱ ἕνδεκα οἱ παραδεξάμενοι τὴν ἀπαγωγὴν ταύτην, οἰόμενοι Ἀγοράτῳ συμπράττειν τῷδε* (nämlich *τῷ ἐπ' αὐτοφώρῳ*) *διισχυριζομένῳ, σφόδρα ὀρθῶς ποιῆσαι, Διονύσιον τῇ ἀπαγωγῇ ἀναγκάζοντες προσγράψασθαι τόγε ἐπ' αὐτοφώρῳ ἢ ὅπου ἂν ᾖ ὁ πρῶτον μὲν ἐναντίον πεντακοσίων ἐν τῇ βουλῇ, εἶτα πάλιν ἐναντίον Ἀθηναίων ἁπάντων ἐν τῷ δήμῳ ἀπογράψας τινας**) *ἀποκτείνειε καὶ αἴτιος γένοιτο τοῦ θανάτου.* „Die Eilfmänner, welche diese *ἀπαγωγὴ* annahmen, in der Meinung, dem sich hierauf (auf das *ἐπ' αὐτοφώρῳ*) stützenden Agoratos hiermit einen Gefallen zu thun, scheinen mir ganz recht daran gethan zu haben, u. s. w.“ Also wollten die Eilfmänner eigentlich dem Agoratos wohl, indem sie den Dionys veranlassten, das *ἐπ' αὐτοφώρῳ* hinzuzufügen *).

---

*) Dies verdanke ich einer früheren brieflichen Mittheilung G. Hermann's.

**) Ungefähr denselben Sinn muss die scharfsinnige Conjectur H. Sauppe's in der Züricher Ausg. der Redner p. 102. geben, in welcher aber wenigstens die zweite Frage nicht am rechten Orte zu sein scheint: —

Es folgen die 2 Reden (die 14. und 15. des Lys.) *gegen Alkibiades.* Die erstere wird vom Verf. für Lysianisch ausgegeben. reilich können dergleichen Behauptungen, wie p. 84.: „Dictio spicionem non confirmat; nihil declamatorem redolet" — nichts weisen, und es war statt deren Markland zu widerlegen, welcher p. 547 f. der Reiske'schen Ausg. Widersprüche in unserer ede nachweisen will, und p. 553. den Lysianischen numerus rmisst. Und auch Reiske scheint die Rede nicht für echt gehal- n zu haben, wie man aus der Aeusserung p. 544. und p. 545. hliessen muss, wo es heisst: „αὐτοῦ] redit ad Alcib. patrem: üse dixisset αὐτὸν in accusativo. *Graeci ἀφαιρεῖσθαί τινά τι* cunt." — Ueber die Zeit wird nichts Bestimmtes ermittelt. — le *zweite Rede* gegen Alkibiades wird von Markland p. 553 ff. cht für eine besondere Rede, sondern für das Ende der ersteren halten. Der Verf. aber, der Ansicht Reiske's auf p. 557. beistimmend, hält sie für eine Tritologie (Reiske nur für eine Deuterologie), und für wirklich von Lysias herrührend. Archestratis nämlich habe die Protologie gehalten; die erste Rede gegen Alkibiades bilde die Deuterologie, und die unsrige die Tritologie. Wenn aber auch die Diction die des Lysias sein mag, wie der erf. und Franz behaupten, so erregen doch die Uebereinstimmungen zwischen der ersten und zweiten Rede gegen Alkibiades nstoss. Auffallend ist z. B. die Uebereinstimmung von der Rede gen Alkibiades A. § 22. mit B. § 8. und 9., ferner von A. § 3. it B. § 12., von A. § 2. mit B. § 12. u. a. m. Ich bin daher neigter, mich der Ansicht Böckh's in der Staatshaush. I. p. 284. anschliessen, dass die zweite Rede gegen Alkibiades nicht von ysias, wohl aber aus dessen Zeit herrühre. — Uebrigens war er Alkibiades und über das Verhältniss unsrer Rede zu der des okr. περὶ ζεύγους zu vergleichen Sievers commentatt. histor. de enophontis Hellenicis p. 81. Anm. 130.

16. *Rede für Mantitheos.* Hier ist nur zu bemerken, dass r Begriff der κατάστασις, von welcher diese Rede handelt, cht richtig erklärt ist, ungeachtet die Abhandlung K. Fr. Hermann's de equitibus Att. angeführt wird, welcher gegen Böckh in r Staatshaush. I. p. 269. und II. p. 208 f. beweist, dass die eiske'sche Erklärung im Index Graecit. Lys. p. 831.: „manupretium, quod militi recens allecto datur ad comparandum nonnulla peditioni necessaria" — beizubehalten sei.

Die Aufschrift der 17. Rede περὶ δημοσίων ἀδικημάτων macht Schwierigkeiten. Wenn man nicht eine besondere κη ἀδικημάτων annehmen will, was ich in meinen Observatt. oratores Atticos p. 35 f. gethan habe, jetzt aber für sehr zwei-

---

ωχυριζόμενοι, σφ. ὁ. π. Δ. τῇ ἀπαγωγῇ, ἣν ἀπάγει, ἀναγκ. πρ. τό γε ' αὐτοφώρῳ· ἢ πῶς ἂν εἴη; πρῶτον — ἀπογράψας. τίς γὰρ ἂν ἀποκτείνειε — τοῦ θανάτου;.

gens ist dieselbe von höchster Wichtigkeit für die Geschichte der Vierhundert, deren Einer der Vater des Sprechers war; dieser war bei der Rede zugegen, wie der Verf. noch hätte bemerken können; dies beweist § 1. οὗτος τυγχάνει Πολύστρατος und § 35. τὸν πατέρα τουτονί.

Ueber die nächsten vier Reden können wir uns mit den Ansichten des Verf. im Allgemeinen einverstanden erklären, obgleich Manches in Rücksicht auf Chronologie und auf die Erklärung der Rechtsfälle unsicher ist.

Zu der trefflichen 25. *Rede* δήμου καταλύσεως ἀπολ. haben wir nur zu bemerken, dass der Verf. p. 107. bei der Angabe des Inhalts mit früheren Gelehrten fälschlich annimmt, die Sykophanten Epigenos, Demophanes und Kleisthenes hätten ihr Wesen gleich nach der Herrschaft der *Vierhundert* getrieben, verleitet durch die falsche Lesart aller Codd. in § 25. Ἄξιον δὲ μνησθῆναι τῶν μετὰ τοὺς τετρακοσίους πραγμάτων, wofür offenbar μετὰ τοὺς τριάκοντα zu lesen ist, wie Referent in seinen Observatt. p. 38. bewiesen zu haben glaubt. Denn alles Folgende bezieht sich auf die Zeit nach den Dreissig: § 27. spricht der Redner von der Amnestie und von der *zwei Mal* durch die Sykophanten umgestürzten Demokratie und eingeführten Obligarchie, und § 28. werden jene Zeiten noch näher geschildert. Nachdem ferner der Redner § 11. angezeigt hatte, die Zeiten *unter* den Dreissig durchgehen zu wollen, so wäre es eben so ungereimt, wenn er auf die Zeiten nach den Vierhundert zurückgekommen wäre, als es folgerecht und natürlich ist, dass er nun die Verhältnisse nach der Dreissigherrschaft erwähnt. Steht dies fest, so muss das Wirken jener Männer in die Zeit nach den Dreissig versetzt werden. — Auch darauf hätte noch Rücksicht genommen werden sollen, dass die allgemeine Sentenz in § 8. sich fast wörtlich bei Isokr. (8) περὶ εἰρήνης § 133. wiederfindet.

Obschon die Zeit der 26. *Rede gegen Euandros* nicht bestimmt angegeben werden kann (Krüger Ol. 95, 2. Franz Ol. 96, 1., der Verf. entscheidet sich nicht), so leuchtet doch aus den Worten des § 1. ἡγούμενος [οὐκ] ἀκριβῆ τὴν δοκιμασίαν αὐτοὺς διὰ τὸν χρόνον ποιήσεσθαι —, ὧν ἐπιλελῆσθαι καὶ οὐδ' ἀναμνησθήσεσθαι ἐνίους αὐτῶν νομίζεις — ein, dass sie eine geraume Zeit nach der Anarchie gehalten worden sein muss, was sich auch dadurch bestätigt, dass der Redner erst nach der Oligarchie ἀνὴρ εἶναι ἐδοκιμάσθη § 21. Uebrigens ist in der Rede sogar der Tag genau angegeben, an welchem der Sprecher auftrat; es ist nämlich der vorletzte Tag im Jahre: am letzten werden dem Zeus Soter Opfer gebracht. S. § 6.

Die 27. *Rede* handelt über die Gesandtschaft des *Epikrates*, welcher von Aristophanes wegen seines Bartes mit dem Beinamen σακεσφόρος belegt wird. Lysias sagt in der Rede, dass derselbe schon δωροδοκίας angeklagt und freigesprochen worden sei; fer-

ner erzählt Plutarch im Leben des Pelop. 30., dass er zum König der Perser geschickt wurde, Demosth. de f. Legat. § 277. und 280. aber, dass er zum Tode verurtheilt worden sei. Diese scheinbar widersprechenden Nachrichten sind auf keine andere Weise zu vereinigen, als dadurch, dass man mit dem Verf. p. 110. *zwei* Gesandtschaften des Epikrates nach Asien annimmt; nach der ersten derselben wurde er schon der Bestechung angeklagt, aber freigesprochen, nach der zweiten zum Tode verurtheilt. Dieser richtigen Ansicht ist auch Th. Bergk in seinen Commentt. p. 389 ff., welcher ausführlich über Epikrates gehandelt hat und es wahrscheinlich macht, dass dieser Epikrates zuerst an den König Artaxerxes zur Zeit des Korinthischen Krieges geschickt, zugleich mit Phormisios angeklagt und freigesprochen wurde; sodann zu Tiribazos ging Ol. 98, 2., welche Gesandtschaft Demosthenes zu verstehen scheint (Bergk p. 392.), um den Frieden des Antalkidas zu empfehlen. Hiernach sind auch die Angaben Sievers' in der Gesch. Griechenl. nach dem Ende des Peloponn. Krieges p. 110 f. (und p. 63.) zu berichtigen. — Uebrigens ist zu dieser Rede über der Darstellung der Personalitäten die Angabe des Inhalts vom Verf. vergessen worden, die wir hier nachholen wollen. Epikrates hatte, wie der Redner erzählt, bei einer Gesandtschaft an den Perserkönig sich bestechen lassen; dessenungeachtet wusste derselbe mit Hülfe seines Geldes jeder Anklage zu entgehen. Daher giebt der Redner den Zuhörern zu bedenken, was daraus werden sollte, wenn ihnen ungestraft ein Jeder ihr Eigenthum entreissen wollte — § 7., was Andere über ihre Gesinnung urtheilen würden, wenn dergleichen Vergehungen ungeahndet blieben — § 8., und dass es bei der Grösse des Verbrechens kein Verbrechen sei, den Epikrates sammt seinen Genossen ungehört zu verurtheilen; denn er sei früher ganz arm gewesen und habe doch jetzt ein bedeutendes Vermögen — § 12. Wollten seine Demoten, wie gewöhnlich, sich für ihn verwenden, so möchten sie beweisen, dass die Anklage falsch sei; wo nicht, so wären sie selbst werth, Strafe zu leiden. Wenn die Zuhörer nun denen zürnten, die eine ungerechte Klage einbrächten, so müssten sie noch mehr auf diejenigen aufgebracht sein, welche selbst Unrecht verübten — § 16. Darum sei Epikrates nicht nur einfach zu verurtheilen, sondern er müsse auch nach vorausgegangener Schätzung der Klage die gegen ihn erkannte Geldstrafe bezahlen. —

Auch war über den Zusatz einiger Manuscripte zu der Ueberschrift: ὡς Θεόδωρος Einiges zu bemerken. S. Taylor in der Reiske'schen Ausg. p. 806 f.

Zur 30. *Rede gegen Nikomachos* ist besonders das verglichen und benutzt worden, was Th. Bergk zum richtigeren Verständniss derselben in der Epist. ad Schillerum auf gelehrte und scharfsinnige Weise bemerkt hat. Auf dieselbe Ansicht, dass

nämlich Nikomachos zweimal ἀναγραφεὺς gewesen sei, das erste Mal 6 Jahre lang, von der Auflösung der Herrschaft der Vierhundert bis zur Anarchie, und dann wieder 4 Jahre nach der letztern (nach deren Verlauf er angeklagt wird, so dass die Rede in Ol. 95, 2. fällt) —, auf dieselbe Ansicht, welche die anscheinenden Widersprüche in der Rede selbst löst, waren auch Sievers commentatt. histor. de Xen. Hell. p. 94. und Peter Commentat. de Xen. Hellen. p. 53. gekommen; und ihr pflichtet auch ein junger holländischer Gelehrter, Namens Fred. Vermooten Weijers, bei in einem Specimen literarium continens diatriben in Lysiae orationem in Nicomachum. Lugd. Bat. 1839., eine Schrift, die ich nur aus Anzeigen kenne.

Ueber die Echtheit der 31. *Rede gegen Philon* ist nichts bemerkt, obschon dieselbe zweifelhaft zu sein scheint. Wenigstens sind dergleichen Wortspielereien, wie sie § 26. οὐ περὶ τοῦ βουλεύειν ἀλλὰ περὶ τοῦ δουλεύειν und § 32. οὐ μόνον περὶ τοῦ βουλεύειν ἀλλὰ καὶ περὶ τῆς ἐλευθερίας βουλεύεσθαι vorkommen, dem Lysianischen Stile fremd. Zudem finden sich mehr loci communes als anderwärts (§ 6. 11.) und rhetorische Antithesen § 28. — Was die Personen mit Namen *Philon* anlangt, so sind die Angaben vollständig; jedoch hätte nicht übersehen werden sollen, dass Wesseling zu Diodor. XIV, 33. p. 668, 89. in der Stelle bei Isokr. gegen Kallim. § 22., wo Φίλων ὁ ἐκ Κοίλης vorkommt, vielmehr lesen will: Φείδων ὁ ἐκ Κοίλης, so dass der zu den Dreissig gehörende Pheidon zu verstehen wäre. — Wenn es übrigens auch nicht von Wichtigkeit ist, so ist doch der Vollständigkeit halber hinzuzufügen, dass gegen Einen desselben Namens, welcher jedoch jedenfalls von dem unsrigen zu unterscheiden ist, eine Rede ὑπὲρ Θεοκλείδου φόνου gerichtet war, die von Pollux IX, 39. erwähnt wird. — Wann die Rede geschrieben worden, ist nicht genau zu bestimmen, und auch der Verf. entscheidet sich weder für die Annahme Krüger's, welcher die Abfassung in Ol. 94, 4., noch für die von Franz, welcher sie in Ol. 96, 1. setzt. Rec. möchte der Krüger'schen Rechnung den Vorzug geben, da aus § 14. εἰ μέντοι τι μέρος περίεστι τῶν πολιτῶν ὅ τι τῶν αὐτῶν μετέσχε τούτῳ πραγμάτων, μετ' ἐκείνων, ἐάν ποτε — ὃ μὴ γένοιτο — λάβωσι τὴν πόλιν, βουλεύειν ἀξιοῦντα — geschlossen werden kann, dass die Gährung der Meuterer noch fortdauerte, mithin die Rede nicht gar lange Zeit nach dem Archontate des Eukleides gehalten wurde.

Zu der genügenden und verständigen Erklärung der 32. *Rede gegen Diogeiton* ist nichts hinzuzufügen, ausser etwa, dass ein reicher Diogeiton von dem Komiker Antiphanes bei Athen. VIII. p. 343. a. unter der Zahl der Opsophagen aufgeführt wird.

Bei Erklärung des *Olympiakos* (33. Rede) fehlt die Darlegung des Inhalts. Einleitung über die Wichtigkeit der Spiele und die Erklärung des Redners, dass er nur die Sache berühren wolle,

dann Darstellung der verwickelten Zeitverhältnisse: die Griechen seien einerseits von den Persern, andererseits von dem König von Sicilien, Dionysios, bedrängt, und doch machten auch die Lakedämonier keine Anstalt zur Rettung. — Uebrigens kann Rec. sich kaum davon überzeugen, dass das Fragment von Lysias sei. Denn ausser den sich drängenden Antithesen findet sich manches Matte, wie § 8., und die Unwahrscheinlichkeit, dass die Athener den Lakedämoniern so viel eingeräumt hätten, als § 7. angegeben ist; auch ist die Expectoration gegen die Sophisten zu Anfange nicht in Lysias' Geiste.

Zur 34. *Rede*, welche gegen des Phormisios oligarchischen Vorschlag, nur den Grundbesitzern die Staatsverwaltung zu übergeben, gerichtet ist, ist jetzt noch zu vergleichen Th. Bergk commentatt. de reliq. com. p. 391. und Sievers Geschichte Griechenlands nach dem Ende des Pelop. Kr. p. 92.

Zur Beurtheilung des *Erotikos* kamen dem Verf. einige gute Vorarbeiten zu Statten, nach denen er sich auch meist gerichtet hat: die Ausgabe von Franz, Spengel's *συναγ. τεχνῶν* und Hänisch's besondere Bearbeitung des Amatorius. Hr. Hoelscher behauptet, dass Platon den Phädros, sein erstes Werk (Ol. 93, 2.) mit poetischen Farben geschmückt und darin noch stark aufgetragen habe, und dass eben sowohl Lysias wegen seiner verworrenen Darstellung als Platon wegen seines scharfen Urtheils über dieselbe zu entschuldigen sei. Denn zu jener Zeit sei Lysias eben erst von Thurioi zurückgekehrt und habe nur unbedeutende Schriften — noch keine seiner gerichtlichen Reden — herausgegeben, welche Schriften noch obenein ohne grosse Sorgfalt gearbeitet gewesen wären: daher das Urtheil Platon's. Auf der andern Seite sei zu bedenken, dass nach Spengel's und Franz's Vermuthung der Erotikos gar keine Rede, sondern eigentlich ein Brief sei, an welchen nicht dieselben Anforderungen gemacht werden könnten, die man an eine Rede zu machen gewohnt und berechtigt ist. Der Erotikos ist wahrscheinlich Ol. 93, 2. verfasst.

Wir gehen nun auf den *vierten* Haupttheil der Hoelscherschen Schrift über, welcher die *Fragmente* Lysianischer Reden enthält und behandelt. Dass hierbei die Handhabung der Kritik Manches zu wünschen übrig lasse, ist schon oben bemerkt worden. Dagegen hat Hr. Hoelscher den muthmaasslichen Zusammenhang und Gang der verloren gegangenen Reden nach oft ganz isolirt stehenden Notizen oder in den Lexikographen angeführten Worten mit vielem Scharfsinn construirt, oder, wenn sich dies nicht thun liess, wenigstens den Inhalt im Allgemeinen ausfindig gemacht, und die nöthigen historischen und antiquarischen Erläuterungen mit Sorgfalt hinzugefügt.

Die Bruchstücke, welche unter der Aufschrift *πρὸς Αἰσχίνην τὸν Σωκρατικὸν* angeführt werden, sind p. 125 ff. nach Welcker's Vorgange auf zwei zu unterscheidende Reden *Πρὸς*

Αἰσχίνην τὸν Σωκρατικὸν χρέως und *περὶ συκοφαντίας* vertheilt, und zugleich eine dritte Rede gegen einen Aeschines, welcher ohne den Beinamen des Sokratikers aufgeführt, und deshalb für verschieden von diesem erklärt wird, p. 125. von jenen Reden getrennt worden; diese 3. Rede habe den Titel: *Πρὸς Αἰσχίνην βλάβης* geführt. Die erste dieser drei Reden (*χρέως*), von welcher wir ein ansehnliches Fragment aus Athenäos besitzen, soll nach Welcker und dem Verfasser nicht echt sein, da dem Aeschines in derselben Sachen vorgeworfen werden, die mit den Nachrichten anderer Schriftsteller in Widerspruch stehen. Indessen hieraus allein zu schliessen, dass Lysias die Rede nicht geschrieben haben könne, ungeachtet Diction und die übrigen historischen Angaben zu einer solchen Vermuthung keinen Anlass geben, dürfte eben so voreilig sein, als wenn man diejenigen vollständigen Lysianischen Reden, in welchen über den Steirier Thrasybulos Urtheile ausgesprochen werden, die mit den Angaben der übrigen Redner und der Historiker nicht übereinstimmen, für nicht Lysianisch erklären wollte. Zudem setzt auch Harpokration v. *ἄστικτον χωρίον*, wo er die Rede anführt, sein *εἰ γνήσιος* nicht hinzu, mit welchem er doch sonst so freigebig ist. Es müssen also ausser diesem einzigen noch gewichtigere Gründe beigebracht werden, welche gegen die Authenticität sprechen sollen. — Uebrigens hätte man noch eine Erklärung der schwierigen Worte *ὅσους δ' ἐράνους συνείλεκται, τὰς μὲν ὑπολοίπους φορὰς οὐ κατατίθησιν, ἀλλὰ περὶ τοῦτον τὸν κάπηλον ὡς περὶ στήλην διαφθείρονται* gewünscht und den Fehler *τοσαύτας εἴληχε δραχμὰς* statt *εἴληφε* in dem aus Demetr. de elocut. § 128. 262. entnommenen Fragm. gern vermieden gesehen.

In dem 5. Fragm. der Rede gegen *Alkibiades* hätte noch in den aus Athen. XIII. 574. d. angeführten Worten eine kleine Verbesserung vorgenommen werden sollen; es musste nämlich statt *καὶ πλεύσας εἰς Ἑλλήσποντον σὺν Ἀξιόχῳ, ὃς ἦν αὐτοῦ τῆς ὥρας ἐραστής, — καὶ ταύτης ἐκοινώνησεν αὐτῷ* — heissen *καὶ πλεύσας — ταύτης ἐκοινώνησεν αὐτῷ* (nämlich dem Axiochos) mit Weglassung des *καὶ* vor *ταύτης*.

Sechstes Fragm. *πρὸς Ἀλκίβιον* (7. bei Taylor, nicht 10., wie der Verf. fälschlich angiebt, so wie überhaupt die Taylor'sche Fragmentenzahl, ich weiss nicht auf welche Veranlassung, jederzeit falsch angeführt wird). Da Photius und Suidas das Wort *παλαιόν* erklären, so muss vielleicht statt *Καί τοι εἰ ἀποδεδώκει τῷ Κτησικλεῖ τὰς ν παλαιάς, ὥσπερ οὗτός φησι* — gelesen werden: *Καίτοι* (als ein Wort) *εἰ ἀποδεδώκει τῷ Κτ. τὰ ν παλαιά.* Uebrigens ist ein Bildhauer Ktesikles bekannt aus Athen. XIII. p. 606. a.; ein späterer dieses Namens ist Archon Ol. 111, 3.

Wer der *Aristodemos* gewesen sei, gegen welchen die von Harpokr. v. *Ἀνθήνη* angeführte Rede (16. Fragm. bei Hoelscher auf p. 188,) gehalten worden ist, hat der Verf. ununtersucht ge-

lassen, und ist allerdings auch nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln; indessen ist doch die Vermuthung Gust. Kiessling's in seiner Sammlung der Lykurgischen Fragmente p. 1. nicht grundlos, dass eben jener Aristodemos aus dem Demos Bate (Plut. Leben des Redners Lykurg im Anfange) zu verstehen sei, welcher unter den Dreissig die Veranlassung zur Ermordung Lykophrons, des Vaters Lykurgs, wurde; denn Lysias verfolgte die ehemaligen Anhänger der Oligarchie.

18. *Fragment gegen Ariston* p. 139. In den Worten des Phot. p. 665, 19. Ἀργίας δίκη. Λυσίας ἐν τῷ κατὰ Ἀρίστωνός φησιν, ὅτι Δράκων ἦν ὁ θεὶς τὸν νόμον, αὖθις δὲ καὶ Σόλων ἐχρήσατο, θάνατον οὐχ ὁρίσας, ὥσπερ ἐκεῖνος, ἀλλ' ἀτιμίαν, ἐάν τις ἁλῷ, τῖσαι. ἂν δ' ἅπαξ, ζημιοῦσθαι δραχμὰς ἑκατόν — ist wenigstens das τρὶς richtig gefunden, indem der Verf. vorschlägt: ἐὰν τρὶς ἁλῷ, τῖσαι. Allein das ungehörige τῖσαι ist beibehalten worden und zu ἁλῷ fehlt die Person. Es muss vielmehr, wie Rec. in seinen Observatt. in orat. Att. p. 54. mit Vergleichung der ganz ähnlichen Stelle des Pollux VIII, 42. (εἰ τρὶς τις ἁλφῇ, ἠτιμοῦτο) gezeigt hat, gelesen werden: ἐάν τις ἁλῷ τρίς, ἂν δ' ἅπαξ. Das αι in τῖσαι ist aus dem folgenden ἂν entstanden.

Die folgenden Fragmente der *Rede gegen Harmodios* (19. p. 140 ff.), welche dem Lysias mit Recht vom Verf. abgesprochen und deren Inhalt richtig erklärt wird, bedürfen noch einiger Erläuterung und Berichtigung, die ihnen von Hrn. Hoelscher nicht zu Theil geworden sind. Zunächst sind die Worte aus Aristot. rhet. II, 23. p. 1397. B. Bk. Ἰφικράτης ἐν τῇ πρὸς Ἁρμόδιον, ὅτι „Εἰ πρὶν ποιῆσαι ἠξίουν τῆς εἰκόνος τυχεῖν, ἐὰν ποιήσω, ἔδοτε ἄν· ποιήσαντι ἄρ' οὐ δώσετε; μὴ τοίνυν μέλλοντες μὲν ὑπισχνεῖσθε, παθόντες δ' ἀφαιρεῖσθε — nicht recht klar. Die Erklärung aber, welche ein von Hrn. Hoelscher p. 141. Anm. angeführter Anonymus versucht hat: καὶ ἀξιοῖ Ἰφ. στῆσαι τούτοις (dem Harmodios und Aristogeiton) εἰκόνας· καί φησιν, εἰ πρὸ τοῦ φονεῦσαι αὐτοὺς τὸν Πεισίστρατον ὁ δῆμος ἠξίου καὶ ὑπισχνεῖτο εἰκόνα στῆσαι, ἐὰν ποιήσῃ ἤτοι φονεύσῃ· οὐ δώσετε δὲ τὸ ὑποσχεθὲν τῷ ποιήσαντι τὸν φόνον — ist unsinnig. Iphikrates sagt vielmehr: „Hätte ich vor der That von euch eine Bildsäule verlangt, wenn ich dies gethan haben würde (d. h. wenn ich vor der Vernichtung der Laked. Mora von euch verlangt hätte, dass ihr mir dann eine Bildsäule setzen solltet, wenn ich dies ausgeführt), so hättet ihr mir sie gegeben; nun ich es ausgeführt, wollt ihr mir sie nicht geben?" Das Folgende ist dann vielleicht so zu schreiben: ἢ τοίνυν μέλλοντες μὲν ὑπισχνεῖσθε, παθόντες δ' ἀφαιρεῖσθε; mit einem Fragezeichen hinter ἀφαιρεῖσθε: „Ihr versprecht also, wenn ihr im Begriff steht, etwas zu unternehmen, und entreisst es wieder, wenn euch etwas begegnet ist?" — Die Stelle Ulpians ferner zu Dem. Mid. p. 655.

ed. Wolf war genauer nach der Ausgabe der Midiana von Meier p. 79. zu geben, nach welcher mit der Ed. Lutet. statt: *Πρῶτος γὰρ Ἰφικράτης τιμῶν ἔτυχεν ὡς Ἁρμόδ. καὶ Ἀριστογ.* zu lesen ist: *ὢν*, ferner: *Λυσίου λόγος εἰς Ἰφικράτην ἀναφερόμενος ἔχων τὴν ἐπιγραφὴν περὶ τῶν αὐτου̃ δωρεῶν* statt *αὐτοῦ*. Derselbe Gelehrte vermuthet p. 80., wie ich glaube richtig, dass die ursprüngliche Aufschrift der Rede gewesen sei: *Ἰφικράτους πρὸς Ἁρμόδιον ἀπολογία περὶ τῶν δωρεῶν αὐτοῦ*, und stimmt in der Ansicht mit Hrn. Hoelscher überein, dass Paulus Germinus, wenn er von 2 Büchern des Lysias *περὶ τῆς Ἰφικράτους δωρεᾶς* spricht, die Protologie und Deuterologie meint. — Ueber die nächsten aus Aristides 49. Rede de paraphthegm. p. 518. ed. Dind. entlehnten Worte habe ich in den Actis societ. Graecae II. 1. p. 95. f. gesprochen und gezeigt, dass nach Taylor's trefflicher Vermuthung statt *λέγει γὰρ ἄλλα τε δὴ τοῖς Ἀθηναίοις οὐ τῆς σῆς ψυχῆς* geschrieben werden müsse: *οὐ τῆς Λυσιακῆς ψυχῆς*. Was ich aber dort weiterhin statt der gewiss verdorbenen Worte: *καὶ μνησθεὶς Ἁρμοδίου καὶ Ἀριστογείτονος, οὓς Ἀθηναῖοι πρώτους ἁπάντων τῶν εὐεργεσιῶν ἦγον* zu lesen vorgeschlagen hatte: *οὓς Ἀθ. πρ. ἁπάντων τῶν εὐεργε τῶν ἦγον*, dies genügt mir aus mehren Gründen nicht mehr. Das Richtige möchte vielmehr sein: *οὓς Ἀθηναῖοι πρώτους ἁπάντων εὐεργεσιῶν ἠξίουν*: „welche die Athener zuerst unter den Griechen der *εὐεργεσίαι* würdigten.“ Diese *εὐεργεσίαι* sind nämlich in dem Sinne zu verstehen, in welchem sie in Demosth. Leptin. p. 475, 10. ed. R. vorkommen, nach der Erklärung Fr. A. Wolf's zu d. St.: nomen et iura *εὐεργέτου*, ornamentum est perhonorificum, quod civitates Graecae privatis impertiri solebant, et fere etiam apud posteros mansit, ut Inscriptt. docent u. s. w. Auch Westermann hat in seiner Schrift de publicis Atheniensium praemiis et honoribus eine Erklärung dieser Ehrenbezeigung gegeben; doch ist mir die Schrift nicht zur Hand.

Die Rede gegen *Autokles* (25. Fragm. bei Hoelscher), welche nur von Pollux VII, 200., freilich auch mit der skeptischen Wendung: *Εἰ δὲ Λυσίου ὁ κατ' Αὐτοκλέους*, dem Lysias, und von Suidas v. *Μηλόβοτος χώρα* dem Lykurgos zugeschrieben wird, hatte wahrscheinlich unsern Redner gar nicht zum Verfasser, sondern es fand irgend wie eine Verwechselung mit der bekannten Rede des Hyperides *κατ' Αὐτοκλέους* statt, aus welcher auch das Fragm. bei Suidas entnommen sein mag. Vgl. Gust. Kiessling, Lycurgi — fragm. p. 17 ff. Diese Rede durfte also nicht so unbedingt mit unter die Lysianischen aufgenommen werden, wie es von Hrn. Hoelscher geschehen ist, wenn man anders nicht annehmen will, dass auch von Lysias eine Rede gegen Autokles existirt habe.

27. *Fragm. ὑπὲρ Ἀχιλλείδου φόνου.* Die Stelle aus Longin p. 725. ist nicht ganz fehlerfrei. Es muss nämlich, wie

Rec. glaubt, statt: καὶ ὁ Λυσίας ἐν τῷ ὑπὲρ Ἀχιλλείδου τὸ πάθος τὸ τῆς ἀδελφῆς συμβὰν αὐτοῦ. λέγει γὰρ ὡς ἀκρατὴς λύπης γενηθεῖσα αὐτὴν ἀπέκτεινε — heissen: τὸ πάθος τὸ τῇ ἀδελφῇ συμβὰν αὐτοῦ (nämlich Ἀχιλλείδου). λέγει γὰρ ὡς ἀκρατὴς λύπης γενηθεῖσα αὑτὴν ἀπέκτεινε. Vgl. übrigens Spengel's συναγ. τεχνῶν p. 142.

Batrachos, gegen welchen die Rede περὶ τοῦ Βατράχου φόνου (29. Fragm. bei Hoelscher) gerichtet war, ist nach des Rec. Meinung der unter den Dreissig berüchtigte Delator (Lys. gegen Eratosth. § 48.), welcher nach der Aufhebung der Oligarchie die Stadt verliess (Lys. gegen Andok. § 45.), von da an vielleicht in Oreos wohnte (so wenigstens kann man das bei Lys. vorkommende unbestimmte ἐν ἑτέρᾳ πόλει ᾤκει vielleicht erklären aus der Bezeichnung des Komikers Archippos bei Athen. VII. p. 329 c. τὸν πάρεδρον τὸν ἐξ Ὠρεοῦ), sich aber später nach Th. Bergk's Vermuthung in den Commentatt. de reliq. com. ant. p. 380. nach Athen zurückbegab und daselbst getödtet wurde von dem, dessen Vertheidigung in der angeführten Rede des Lysias enthalten war.

Das 31. *Fragm. der Rede* πρὸς Γλαύκωνα περὶ τοῦ Δικαιογένους κλήρου, welches so lautet: *Καὶ μὲν δὴ οὐδὲ τοῦτο ἂν ἔχοι Γλαύκων εἰπεῖν, ἢ ἄλλος τις τῶν Δικαιογένους συγγενῶν, ὡς ὅτε μὲν προὔκειτο, ὤκνουν καὶ ᾐσχύνοντο λόγους περὶ αὐτοῦ ποιεῖσθαι, ἐξενεχθέντος δὲ ἢ περὶ τῶν χρημάτων τινὰ μνείαν ἔχετε ἢ τὰς θυγατέρας ἀξιοῦτε διαιτᾶσθαι* — muss meines Erachtens so gelesen werden, wenn es einen Sinn geben soll: *Καὶ μὴν δὴ οὐδὲ τοῦτο ἂν ἔχοι Γλαύκων εἰπεῖν — περὶ αὐτοῦ ποιεῖσθαι· ἐξενεχθέντος δὲ ἢ περὶ τῶν χρημάτων τινὰ μνείαν ἔχετε ἢ τὰς θυγατέρας ἀξιοῦτε διατίθεσθαι;* Mit den Worten ἐξενεχθέντος δὲ u. s. w. wendet sich der Redner plötzlich fragend an Glaukon und die Verwandten des Dikäogenes. Auch möchte ich das erste ἢ, als aus dem folgenden π entstanden, streichen, und statt des zweiten ἢ lieber καὶ schreiben, eine Verwechselung, die sehr häufig ist. Der Gedanke des Bruchstücks ist dann: „Ferner könnten Glaukon oder ein anderer Verwandter des Dikäogenes nicht sagen, dass sie, als die Leiche des Letztern ausgestellt war (denn so wird das προὔκειτο von Suidas erklärt), anstanden und sich scheuten über ihn zu sprechen (d. h. über seinen Nachlass); nun er aber begraben ist, denkt ihr an das Geld und verlangt über die Töchter zu verfügen, Gewalt über sie zu haben?" Dikäogenes nämlich hatte in dem Hause des Sprechers gewohnt, wie man aus dem andern Bruchstücke dieser Rede bei Suid. v. Τέως sieht, und nach des Ersteren Tode hatte Glaukon und die Verwandten des Erblassers den Sprecher wegen der Erbschaft angeklagt, wegen deren er sich hier vertheidigt.

Das 38. *Fragm.* der Rede *gegen Diokles* ist, so weit dies möglich, erklärt nach Meier und Schömann. Schwierigkeit ma-

chen noch die Worte: *συντυγχάνουσι τῷ Ἕρμωνι ἐν βοθύνοις ἀπιόντι*, wofür Meier entweder *ἐν βοθύνῳ ἰόντι* lesen und den Platz auf dem heiligen Wege in der Nähe Athens mit Suidas v. *βόθυνος* verstehen, oder *εἰς βοθύνους ἀπιόντι* schreiben und dies von einem Spiele nehmen wollte. Rec. glaubt, die Vermuthung liege näher, dass Lysias gesagt habe: *συντυγχάνουσι τῷ Ἕρμωνι ἐν βοθύνοις πίνοντι*. Dann muss man unter *βόθυνοι* irgend einen Platz in oder um Athen verstehen, vielleicht denselben, welchen Suidas im Singular anführt. Die Conjectur des Verf. *ἐν εὐθύναις* hat nichts für sich.

Aus dem 43. *Fragm.* (p. 157.), zu dessen Erklärung der Verf. gar nichts bemerkt, hat Rec. den Inhalt der Rede *περὶ τῆς ἐγγυθήκης* in den Actis soc. Graecae II. 1. p. 97 f. zu ermitteln und die verdorbenen Worte zu emendiren gesucht. Hier hat derselbe nur noch hinzuzufügen, dass der Prozess wahrscheinlich eine *δίκη κλοπῆς* war und dass die vollständige Aufschrift gelautet haben mag: *Κατὰ Λυσιμένους περὶ τῆς ἐγγυθήκης κλοπῆς*.

So glaubt Rec. auch die unverständlichen Worte des 76. *Fragm.* der Rede gegen den Gottesleugner *Kinesias* (Athen. XII. p. 551. D.): *οὐ μετὰ τούτου ποτὲ Ἀπολλοφάνης καὶ Μυσταλλίδης καὶ Λυσίθεος συνειστιῶντο — ἀντὶ νουμηνιαστῶν κακοδαιμονιστὰς σφίσιν αὐτοῖς τοὔνομα θέμενοι, πρέπον μὲν ταῖς αὐτῶν τύχαις· οὐ μὴν ὡς τοῦτο διαπραττόμενοι τὴν διάνοιαν ἔσχον, ἀλλ' ὡς καταγελῶντες τῶν θεῶν καὶ τῶν νόμων τῶν ἡμετέρων* — aufgehellt zu haben durch die gleichfalls in den Actis soc. Gr. II. 1. p. 95. mitgetheilte Emendation: *οὐ μὴν ὡς τούτου διαπραττόμενοι τὴν διάνοιαν ἔσχον, ἀλλ' ὡς καταγελῶντες τῶν θεῶν κ. τ. λ.*, welche Worte so zu construiren sind: *οὐ μὴν ἔσχον* (nämlich *τοῦτο τὸ ὄνομα*), *ὡς διαπραττόμενοι τὴν διάνοιαν τούτου* (nämlich *τοῦ ὀνόματος*): „nec tamen hoc nomen acceperunt, ut tales, qui sensum eius explerent nomenque istud sibi iure imposuisse viderentur, sed qui nonnisi deos illuderent."

Im 77. *Fragm.* *πρὸς Κλεινίαν διαμαρτυρία* (p. 175.) bedürfen die Worte aus Suid. v. *ὑπὸ μάλης·* — *Ἐπειδὴ πάντες κατέδαρθον, ἐσκευασμένος τῶν χαλκωμάτων ὅσα οἷός τ' ἦν πλεῖστα, ὑπὸ μάλης λαβὼν ἐξήγαγε ξίφος ἔχων* — einer Versetzung. Denn was soll heissen: „Nachdem er so viel eherne Gefässe, als er konnte, zusammengepackt unter dem Arme, trug er sie fort, ein Schwert tragend?" Auch nimmt man die *χαλκώματα* nicht unter den Arm. Daher muss ohne Zweifel geschrieben werden: *ἐσκευασμένος τῶν χαλκωμάτων ὅσα οἷός τ' ἦν πλεῖστα λαβὼν ἐξήγαγε, ὑπὸ μάλης ξίφος ἔχων.* „Er trug so viel eherne Gefässe fort, als er konnte, mit einem Schwerte unter dem Arme."

Auch in dem 79. Fragm. *πρὸς Κλέωνα περὶ τοῦ χρυσοῦ τρίποδος* (p. 176.) ist eine kleine Aenderung der Worte des

Athen. VI. p. 231. b. *Ἀργυρώματά τε ἢ χρυσώματα ἔτι ἦν διδόναι* vorzunehmen und zu lesen: *Ἀργυρ. τε καὶ χρυσώματα*, wie man auch aus der Citation des Pollux X, 174. *Λυσίας — καὶ ἀργυρώματα καὶ χρυσώματα εἴρηκε* ersieht. — Die Rede scheint einen ähnlichen Fall zu betreffen, wie die *περὶ τῆς ἐγγυθήκης* (Fragm. 43.), nämlich den Betrug um einen goldenen Dreifuss. Dieser Betrug war vielleicht dadurch an den Tag gekommen, dass der Dreifuss bei einem *κολλυβιστής* hatte zu Geld gemacht werden sollen. Daran scheint übrigens der Verf. Recht gethan zu haben, dass er die Aufschrift auf die angegebene Weise hergestellt hat, da bei Athen. a. a. O. die Worte *ἀργυρώματα καὶ χρυσώματα* aus Lysias *περὶ τοῦ χρυσοῦ τρίποδος* und bei Pollux a. a. O. dieselben Worte aus Lysias *πρὸς Κλέωνα* angeführt werden. Nichts natürlicher, als dass beide Schriftsteller eine und dieselbe Rede meinen und der Titel war: *Πρὸς Κλέωνα περὶ τοῦ χρυσοῦ τρίποδος*.

Die Erklärung des 82. *Bruchstücks κατὰ Κτησιφῶντος* aus Suidas v. *ἀπειπεῖν: Καὶ τοὺς μὲν τῶν ἄλλων Ἀθηναίων παῖδας, ὧν οἱ πατέρες βοηθήσαντες ὑμῖν ἔτι ζῶσιν, ἀπειπεῖν ἐν τοῖς νόμοις μήτε ἄδικον μήτε δίκαιον λέγειν* — ist zweifelhaft. Der Infinitiv *ἀπειπεῖν* hängt vielleicht ab von einem vom Lexikographen unterdrückten *δεινόν*, und *ἐν* möchte zu streichen sein.

Zu dem 84. *Bruchstück der Rede gegen die Hetäre Lais* (p. 178 ff.) wird vom Verf. richtig bemerkt, dass unter den Angeklagten die bekannte Lais aus Hykkara zu verstehen sei, welche von der jüngeren gleiches Namens zu unterscheiden ist. Dass auf Letztere angespielt ist in Aristoph. Plut. 199. *Ἐρᾷ δὲ Λαῒς οὐ διὰ σὲ Φιλωνίδου;* macht Bergk in seinen Commentatt. de reliq. com. ant. p. 402. wahrscheinlich, welcher die von Hanow (Exercitatt. crit. p. 31.) unterstützte Vermuthung des Athenäos XIII, 592. C., dass nämlich in jener Aristophanischen Stelle *Ναῒς* zu schreiben sei, mit Recht verwirft. Nach Bergk's Bemerkungen a. a. O. ist daher auch das zu berichtigen, was der Verf. p. 209 f. zu einem Fragmente aus der Rede gegen Philonides nach der übrigens gelehrten und scharfsinnigen Abhandlung von Hanow beigebracht hat.

Ueber *Mantias*, gegen welchen nach Harpokration in *Νότιον* Lysias eine Rede geschrieben (Fr. 89.), ist jetzt auch Böckh in den Urkunden über das Seewesen des Att. Staats p. 22. zu vergleichen, welcher es unentschieden lässt, ob unser Mantias und wieder derjenige, welcher dem Diodor. XVI, 2. zufolge Ol. 105, 1. als Anführer nach Makedonien gesandt wurde, derselbe Mantias von Thorikos sei, der in der zweiten Inschrift erwähnt wird. (Nach Böckh's Vermuthung war er zur Zeit der Inschr. Beamter der Werfte.)

92. *Fragm.* Der Verf. unterscheidet nicht zwischen 2 Reden gegen *Mikines*, obschon bei Athenäos VIII. p. 365. b. und

Priscian 18, 24. p. 194. eine Rede *κατὰ Μικίνου φόνου*, dagegen in der *ὑπόθεσις* zu Antiphon Tetral. 2. *α.* und von Hermogenes eine Rede *πρὸς Μικίνην* ohne den Zusatz *φόνου* angeführt wird. Diese beiden verschiedenen Aufschriften glaubt Rec. auch auf 2 Reden beziehen zu müssen: die eine enthielt eine Anklage wegen eines Mordes, die andere *πρὸς Μικίνην*, oder, wie sie vielleicht richtiger von Andern citirt wird, *πρὸς Σμικρίνην*, betraf einen andern Gegenstand. Die von Priscian aufbewahrten Worte übrigens hat Emperius Observatt. in Lysiam p. 47. auf dieselbe Weise emendirt, wie sie sich in dem Münchner Codex finden.

Das 97. *Fragm.*, welches der Verf. ohne alle Erklärung gelassen hat, ist aus einer Rede gegen *Nausias*, *περὶ τοῦ τύκου*, entlehnt. Nausias selbst muss ein Baumeister gewesen sein, wie nicht nur die Worte aus Suidas in *λιθουργική*, sondern auch aus Pollux VII, 27., wo von den vollendeten Theilen eines Gebäudes die Rede ist, anzudeuten scheinen. Lysias sagt bei Suidas: *Ἀλλὰ διὰ τὸ τρεῖς τέχνας ἐργάζεσθαι τήν τε λιθουργικὴν καὶ λιθοτριβικὴν καὶ πρὸς τούτοις τὸ τετρυφηκέναι.* Die letzten Worte sind unverständlich und gewiss auch unrichtig. Nimmt man auch eine Ironie in folgendem Sinne an: „weil er drei Künste treibt, die Steinhauer- und die Steinschleiferkunst und ausser diesen die Wollust", so ist nicht nur das Perfectum *τετρυφηκέναι*, sondern auch das Neutrum in *πρὸς τούτοις* (statt *πρὸς ταύταις*) anstössig. Statt der letztern Worte *πρὸς τούτοις* zunächst ist ohne Zweifel *πρὸς τούτοιν*, das Mascul. des Duals in der Bedeutung des Femin. herzustellen und auf die *beiden* voraufgegangenen Feminina zu beziehen. Sodann dürfte statt *τὸ τετρυφηκέναι*, da von dem *τύπος* die Rede ist, vielleicht zu lesen sein: *καὶ τὴν τυπικὴν* oder *τυπωτικήν.* Die Reduplication *τε* kann aus dem *τὲ* in den Worten *τήν τε λιθουργικὴν* entstanden sein.

Bei der Anführung der verloren gegangenen Reden *gegen Nikias* und *Nikidas* und *für Nikias* ist der Verf. im Wesentlichen der Ansicht Taylor's gefolgt, welcher 5 solcher Reden unterscheidet. Unter diesen existirt ein sonderbares Fragment der Rede *ὑπὲρ Νικίου* (das 104. bei Hoelscher), welche Hr. Hoelscher mit Spengel für eine *μελέτη* erklärt, die zwar von Lysias selbst, jedoch nur aus der Zeit seines Aufenthalts in Thurioi herrühren könne. Nicht unwahrscheinlich ist es, was der Verf. vermuthet, dass dieser Rede die gegen Nikias wegen Verraths in der Weise der Antiphontischen Tetralogien entgegengesetzt sei. Doch hätten die Worte des Fragments selbst eine Besprechung verdient, welche Theophrastos *περὶ λέξεως* bei Dionys. Lys. 14. anführt: *Κλαίω τὸν ἀμάχητον καὶ ἀναυμάχητον ὄλεθρον. ἱκέται μὲν αὐτοὶ τῶν θεῶν καθίζοντες, προδότας δὲ τῶν ὅρκων ἡμᾶς ἀποφαίνοντες, ἀνακαλοῦντες συγγένειαν, εὐμένειαν.* Diese

Worte, wie sie hier stehen, geben keinen Sinn. Theophrast sagt a. a. O., dass der Gegensatz ein dreifacher sein könne: ὅταν τῷ αὐτῷ τὰ ἐναντία ἢ τῷ ἐναντίῳ τὰ αὐτὰ ἢ τοῖς ἐναντίοις ἐναντία προκατηγορηθείη (das letzte Wort ist wahrscheinlich verdorben). Demgemäss sind drei Beispiele aus Lysias' Rede für Nikias angeführt, die nicht zusammengehören. Es muss also die Stelle vielleicht so abgetheilt und emendirt werden: *Κλαίω τὸν ἀμάχ. καὶ ἀναυμάχ. ὄλεθρον. — Ἱκέτας μὲν αὐτοὺς τῶν θεῶν καθίζοντες, προδότας δὲ τῶν ὅρκων ἡμᾶς ἀποφαίνοντες. — Ἀνακαλοῦντες συγγένειαν, εὐμένειαν.*

In der Rede περὶ τῆς Ὀνομακλέους θυγατρὸς (fragm. 108. p. 195.), welche nach Meier Att. Proz. p. 458. eine ἐπιδικασία ἐπικλήρου war, kam das Wort πεντακοσιομέδιμνοι vor. Indessen meint der Verf., man dürfe daraus nicht schliessen, dass Böckh's Meinung in der Staatshaush. II, 42., nach welcher die Vermögensclassen nach dem Archontate des Eukleides gesetzlich aufgehoben worden wären, falsch sei. Denn das sollen doch die freilich schlecht ausgedrückten Worte bedeuten: Quodcumque statuis, ex hac oratione non colliges, quod Boeckhii sententiae obstet, inde ab Euclide archonte πενταχοσιομεδίμνων ordinem non amplius exstitisse. Zugestanden auch, dass man eine Widerlegung der Böckh'schen Ansicht nicht aus dem einzigen Worte dieser verloren gegangenen Rede entlehnen darf, da man nicht wissen kann, in welcher Verbindung es vorgekommen ist, so spricht doch gegen dieselbe das Gesetz bei Dem. Macart. p. 1067. und die Stelle bei Isäos de hered. Apoll. § 36., sowie das Schweigen der Alten über einen Gegenstand von solcher Wichtigkeit.

Das 124. Fragm. der Rede πρὸς Τίμωνα erwähne ich, um eine von mir früher in den Actis soc. Gr. II. 1. p. 96. mitgetheilte Conjektur zurückzunehmen. Der Sinn der Worte οἱ δ' ἀλαζονεύονται μὲν Τίμωνι παραπλησίως καὶ ἐσχηματισμένοι περιέρχονται ὥσπερ οὗτος — ist dieser: „Einige prahlen ähnlich dem Timon und gehen so gekleidet herum, wie er". — Die gleich darauf erwähnte Rede gegen *Timonides* (fr. 125.) mag, wie man aus den von Suidas v. διάθεσις aufbewahrten Worten: Πῶς δ' ἂν τῆς διαθέσεως τοῦ τετελευτηκότος ἀμελήσαιμεν, ἣν ἐκεῖνος διέθετο οὐ παρανοῶν οὐδὲ γυναικὶ πεισθείς; schliessen kann, von dem Testamente des Timon gehandelt haben, welches dessen Sohn Timonides angefochten zu haben scheint, weil es ihm zum Schaden ausgefallen war. Es würde somit τοῦ τετελευτηκότος und ἐκεῖνος auf Timon zu beziehen und der vollständige Titel vielleicht gewesen sein: Πρὸς Τιμωνίδην περὶ τῆς Τίμωνος διαθήκης.

Das grössere Bruchstück aus der *Rede gegen Tisis* (fr. 126. p. 204.), welche wahrscheinlich in einem Prozess αἰκίας gehalten wurde, ist darum von Wichtigkeit, weil wir in derselben die ganze narratio haben. Doch finden sich hierin noch einige Feh-

ler, welche der Verf. nicht gesehen hat. Zu dem, was Rec. in seinen Observatt. p. 46. über dies Fragm. in kritischer Hinsicht bemerkt hat, hat er noch hinzuzufügen, dass in den Worten: *ἰδὼν δ' αὐτὸν μετ' ἐμοῦ παρὰ τὴν θύραν ἀπιόντα* statt *ἀπιόντα*, welches mit *παρὰ τὴν θύραν* nicht in Einklang gebracht werden kann, zu schreiben ist: *παριόντα*. Ferner machen die Worte: *καὶ οὐκ ἐξήρκεσαν αὐτῷ μόνον ἐξαμαρτεῖν, ἀλλ' ἐζηλωκὼς μὲν τῶν νεωτέρων τοὺς πονηροτάτους ἐν τῇ πόλει, νεωστὶ δὲ τὰ πατρῷα παρειληφὼς καὶ προςποιούμενος νέος καὶ πλούσιος εἶναι, πάλιν τοὺς οἰκέτας ἐκέλευσεν ἡμέρας ἤδη γινομένης πρὸς τὸν κίονα αὐτὸν μαστιγοῦν δήσαντας* — nicht geringe Schwierigkeit. Denn welcher Zusammenhang ist hierin zu finden: „Nachdem er (Tisis) die schlechtesten der jungen Leute in der Stadt nachgeahmt und vor Kurzem sein väterliches Vermögen erhalten hatte, und indem er sich den Anschein giebt, jung und reich zu sein, befahl er den Sklaven, ihn (den Archippos) noch einmal durchzuprügeln" —? Man erwartete eher *ζηλῶν τοὺς πονηροτάτους*. Denn nicht, nachdem er die Schlechtesten nachgeahmt, lässt er seinen Feind misshandeln, sondern durch Misshandlung stellt er sich den Schlechtesten gleich. Der Gedanke ferner: „er gab sich den Anschein jung und reich zu sein", nimmt sich seltsam aus nach der Angabe (l. 5.), dass Tisis noch *μειράκιον* war und erst vor Kurzem von seinem Vormund Pytheas sein väterliches Erbtheil erhalten hatte: wenn er also in der That jung war und wenn ihm diese seine Jugend, wie es scheint, Niemand streitig machte, so brauchte er sich nicht den Anschein der Jugend zu geben. Um diese Ungereimtheit zu beseitigen, könnte man die Worte *νέος καί*, als aus dem vorhergehenden *νεωστὶ* entstanden, streichen. Aber hiermit ist nur so viel gewonnen, dass wir einen leidlich verständlichen Zwischensatz erhalten; der Zwischensatz selbst aber steht ganz überflüssig da und in keiner Verbindung mit dem Vorhergehenden und Folgenden. Denn was soll bei dem einfachen Gedanken: „Bei der einmaligen Misshandlung in der Nacht liess Tisis es nicht bewenden, sondern befahl den Sklaven, als es Tag geworden war, den Archippos noch einmal zu züchtigen" —, was soll hierbei der Zusatz: er, der die schlechtesten Jünglinge nachgeahmt und neulich sein väterliches Vermögen erhalten hat, und reich zu sein vorgiebt"? Die Uebernahme des väterlichen Vermögens und der Anspruch auf Reichthum kann weder ein Motiv zu jener Züchtigung, noch ein dieselbe begleitender Umstand sein, noch passen diese Worte grammatisch auf die Erzählung des damals Vorgefallenen, wie die Perfekten *ἐζηλωκὼς* und *παρειληφὼς* und das Präsens *προςποιούμενος* beweisen, sondern beziehen sich offenbar auf etwas, was als *jetzt* von Tisis oder auch von einem Andern geschehend dargestellt wird. Die fraglichen Worte *ἀλλ' ἐζηλωκὼς μὲν* — *νέος καὶ πλούσιος εἶναι* also gehören aller Wahr-

scheinlichkeit nach zu einem andern uns nicht überlieferten Theile der Rede und sind hier ganz auszuscheiden, indem sie vielleicht schon durch Schuld des Dionysios von Hal., bei welchem man dergleichen Ungenauigkeiten schon gewohnt ist, an die falsche Stelle gekommen sind. Es würde demnach so zu schreiben sein: *καὶ οὐκ ἐξήρκεσεν αὐτῷ ταῦτα μόνον ἐξαμαρτεῖν, ἀλλὰ πάλιν τοὺς οἰκέτας ἐκέλευσεν — αὐτὸν μαστιγοῦν δήσαντας.*

Auch das nächste 127. Fragment der Rede *ὑπὲρ Φερενίκου περὶ τοῦ Ἀνδροκλείδου κλήρου*, welches gleichfalls von Dionys. Hal. Isae. 6. erhalten worden ist, leidet an einigen Corruptelen. Wir haben dasselbe ohne Zweifel als den Anfang der Rede zu betrachten. Der Sprecher sagt im Eingange, dass er nothwendig etwas über sein Freundschaftsverhältniss zu dem Pherenikos bemerken müsse, damit es keinem der Zuhörer auffalle, dass er, ungeachtet er noch für Niemanden öffentlich gesprochen, jetzt *zum ersten Male* für diesen auftrete: „*ἵνα μηδεὶς ὑμῶν θαυμάζῃ ὅτι ὑπὲρ οὐδενὸς ὑμῶν πώποτε εἰρηκὼς πρότερον ὑπὲρ ταύτου νυνὶ λέγω*". Man sieht, es muss *πρῶτον* statt *πρότερον* heissen. — Weiterhin erzählt der Sprecher, dass der Vater des Pherenikos, Namens Kephisodotos, sein Gastfreund gewesen, und dass er in der Zeit der Anarchie mit jedem andern Athener, der Lust dazu gehabt, einen Zufluchtsort bei ihm in Theben gefunden, und dann nach vielen von jenem empfangenen Wohlthaten in's Vaterland zurückgekehrt sei: „*καὶ ὅτε ἐφεύγομεν, ἐν Θήβαις παρ' ἐκείνῳ κατηγόμην καὶ ἐγὼ καὶ ἄλλος Ἀθηναίων ὁ βουλόμενος, καὶ πολλὰ καὶ ἀγαθὰ καὶ ἰδίᾳ καὶ δημοσίᾳ καὶ παθόντες ὑπ' αὐτοῦ εἰς τὴν ἡμετέραν αὐτῶν κατήλθομεν*". Hier ist das *καὶ* vor *παθόντες* zu streichen. — Der Sprecher giebt nun dieses Freundschaftsverhältniss als Grund an, weshalb er dem Andringen und den Bitten des Pherenikos, ihm in dem Prozesse über die Erbschaft des Androkleides so viel möglich beizustehen, hätte Folge leisten müssen: „*αἰσχρὸν οὖν μοι δοκεῖ εἶναι κελεύοντος τούτου καὶ δεομένου τὰ δίκαια αὐτῷ βοηθῆσαι περιιδεῖν αὐτὸν, καθ' ὅσον οἷός τ' εἰμὶ ἐγὼ, τῶν ὑπ' Ἀνδροκλείδου δεδομένων στερηθῆναι.* Unmöglich kann der Redner sagen: „Es scheint mir schimpflich zu sein, es geschehen zu lassen, so viel in meinen Kräften steht, dass er des von Androkleides Erhaltenen beraubt wird. Der Zusatz nämlich *καθ' ὅσον οἷός τ' εἰμὶ ἐγὼ* kann nicht zu *περιιδεῖν*, sondern muss zu *βοηθῆσαι* gezogen werden und der Sinn sein: Es scheint mir schimpflich, da er mich bat, *ihm nach Kräften beizustehen*, ihn im Stiche zu lassen. Es muss also mit einer kleinen Versetzung der Worte geschrieben werden: *βοηθῆσαι καθ' ὅσον οἷός τ' εἰμὶ ἐγὼ, περιιδεῖν αὐτὸν τῶν ὑπ' Ἀνδρ. δεδομ. στερηθῆναι.*

Aus derselben Rede ist uns noch ein Bruchstück von Suidas v. *οὐσία φανερὰ καὶ ἀφανής* aufbewahrt, dessen Worte vom Verf.

nach des Recensenten Emendation in den Observatt. in oratores Att. p. 47. *ὅτι οὗτος μὲν ψεύδεται, αὐτῷ δὲ δέδοται· περὶ δ' ἀργυρίου καὶ χρ. κ. τ. λ.* statt des überlieferten: *ὅτι οὐδὲν μὲν ψεύδεται, αὐτῷ δὲ δέδοται. περὶ ἀργυρ. κ. τ. λ.* gegeben sind.

In dem unmittelbar folgenden 128. Fragm. ist an den aus Zonaras v. *ἀποχρῆν* angeführten Worten etwas zu ändern. Statt *Φιλίππῳ δὲ μὴ οἴεσθαι ταῦτ' ἀποχρᾶν* ist zu lesen: *Φιλίππῳ δὲ μὴ οἴεσθε ταῦτ' ἀποχρῆν.*

Dass die Rede *ὑπὲρ τοῦ ψηφίσματος*, welche p. 211. als die 135. angeführt ist, nur in Folge eines Irrthums des Plutarch zu einer Lysianischen gemacht worden sei, haben wir schon oben gezeigt.

Den Schluss des Ganzen macht ein *Appendix* (p. 212 ff.), welcher über die Briefe, Amatorien und Declamationen handelt, die ohne Angabe der Aufschriften der Reden von Clemens Alex., Stobäos, Rutilius Lupus, Pollux, Suidas u. A. angeführten Fragmente (unter dem Titel Incerta) und endlich einzelne, den Lysianischen Reden entlehnte, von Grammatikern und Lexikographen ohne Angabe der Reden citirte Wörter beibringt. Die Liebesbriefe werden p. 212. für Uebungsstücke erklärt. Zwar ist es kaum der Mühe werth, die Bruchstücke aus denselben sowie aus den Declamationen kritisch zu behandeln, da ihr Inhalt in keiner Hinsicht von Bedeutung ist. Indessen musste ein Herausgeber wenigstens der Vollständigkeit halber das Verständniss derselben durch Emendation oder Erklärung zu eröffnen suchen, was von dem Verf. nicht geschehen ist.

Wir könnten nun nach Recensentenweise mit dem nach der Beurtheilung von fleissigen und scharfsinnigen Schriften üblichen Danke für mancherlei Belehrung und Anregung von dem überall bescheiden auftretenden Verfasser friedlichen und freundlichen Abschied nehmen, wenn uns nicht das unbeholfene, unreine und sogar fehlerhafte Latein, besonders zu Anfange, sowie die Menge von Druckfehlern noch schliesslich zu einer derben Rüge mahnte. Wir wollen ausser dem immer wiederkehrenden *persuasum mihi habeo*, *tempus praeterlapsum*, dem falschen Gebrauch von *diiudicare*, von *vero* und *autem* in freien Relativsätzen (p. 6. *quae vero omnia — nobis sunt erepta;* p. 12. *qua vero ratione — demonstravit;* p. 24. *qua vero ex custodia Lysias — effugit;* p. 18. *Ex qua vero computatione apparet* u. s. w.), von stilus = Stil (p. 5. u. 41.), von *recens*, *nempe*, *scilicet*, *praesertim* (p. 50.), *quoque* (p. 131.), *scientia* (p. 19.), *forte* (= *fortasse* p. 87.), *speciosius quam verius* (p. 53.), *parum* (*sed hoc parum refert* p. 52.) u. s. w. — ausser diesen Verstössen gegen die gute Latinität wollen wir noch folgende stärkere Beispiele anführen. P. 3. *cuius sane operis iacturam eo iniquiore ferendum animo.* P. 10. *Etiamsi vero constaret, quales in rempublicam praebuissent mores fratres inde ne colligeres, ne-*

que enim ***aliud*** *est nisi servus.* P. 12. *Lysiam Thurium fuisse studuerunt* ***explicare*** *— in cuius defensionem* ***insurgit.*** P. 17. *sine dubio contenderim* (st. *dubitatione*); ebenso p. 34. *Sed sine* ***dubio*** *affirmemus.* P. 18. ***Ulterius*** *tempus adventus* ***proferre*** *non licet;* verglichen mit p. 38. *neque* ***ulterius*** *quidquam considerandum.* P. 19. *quod — Photius negligenter* ***explicuit in notionem*** *hereditatis atque hac opinione* ***imbutus.*** P. 20. *bonae* ***constitutionis*** *custodes* und p. 21. ***constitutionem*** *magis aristocraticam* ***instituerunt.*** P. 38. kommt ein neues Wort ***genuitas*** vor, gleichwie p. 6. — P. 44. *Charisius —* ***capere*** (verstehen) *videbatur Lysiam.* P. 51. *Quam lata sit oratio,* ***iam*** *ex iis — apparet.* P. 84. ***Omnes*** *enim* ***civitates*** *— pacis esse participes* ***iussum erat.*** P. 92. am Ende: *Proditionis crimen Aristophani* ***intenditum*** (!), und p. 111. abermals: *Gravissima lis* ***intendita*** *est Ergocli.* Glücklicherweise sind diese Schnitzer noch unter den Erratis am Ende des Buches aufgeführt. P. 103. ***Ex quibus*** *satis apparet,* ***multum*** *abesse,* ***ut*** *Plataeensis sit,* ***ut*** *ne ingenuus quidem sit,* statt *tantum abesse.* S. 105. zu Ende und p. 106. zu Anfange: *Oratio enim* ***quamquam*** *in fine mutila est,* ***ex fine autem*** *caussa plerumque dilucide potest cognosci,* ***ut igitur*** *de nostra oratione accurata sententia vix* ***dici possit, tamen*** *nonnulla sunt* etc. P. 120. ***qualis*** (nämlich *oratio*) *nobis est tradita* (so wie sie uns überliefert ist), *de illa re diiudicari nequit; — fragmentum istud certe* ***dubitationem non adiuvat.*** P. 149. *quod ut rectum sit ex fragmento* ***primo*** (statt *priore*) *apparere mihi videtur,* wie p. 156. *Secunda, quam profert Meierus, emendatio mihi non satis placet,* ***primam*** *praetulerim.* P. 180. zu Anf. *Num Lysias — scripserit, nobis* ***discernere*** *non licet.* P. 187. *Negationem, — utpote quae ad verba quae sequuntur* ***intelligenda necessaria*** *sit.* Es müsste denn ein Druckfehler statt *necessario* sein, u. a. m.

Mit solchen Beispielen hätte Fr. A. Wolf sein Sündenregister in den Analekten ansehnlich bereichern können.

Neu-Strelitz. Dr. ***Karl Scheibe.***

---

1. ***Auserwählte Schriften Lucian's,*** zum Gebrauch für die obern Gymnasialclassen herausgegeben von Dr. *Eduard Geist,* erstem Lehrer und Director des grossherzoglich hessischen Gymnasiums zu Giessen. Darmstadt, Verlag von C. W. Leske. 1840. XXVIII und 293 S. 8.

2. ***Griechische Chrestomathie*** für die mittleren Classen der Gymnasien, enthaltend Abschnitte aus *Xenophon, Herodot* und *Lucian,* herausgegeben von Dr. *Eduard Geist,* Gymnasiallehrer zu

Darmstadt. Mainz, Druck und Verlag von F. Kupferberg. 1837. XII und 336 S. 8.

3. *Anthologiae Graecae Palatinae epigrammata selecta* in usum scholarum edidit *Eduardus Geist*, Phil. Dr. Gymnasii Darmstad. Praeceptor. Moguntiae, typis et sumptibus Floriani Kupferberg. 1838. VI et 247 pagg. 8.

Der vorliegenden Auswahl Lucianischer Schriften, in welcher sich folgende 10 Dialogen finden: 1) *Der Traum*, 2) *Nigrinos*, 3) *Timon*, 4) *die Philosophenversteigerung*, 5) *der Fischer*, 6) *Hermotimos*, 7) *Wie man Geschichte schreiben müsse*, 8) *Wahre Geschichte*, 9) *Toxaris*, 10) *Jupiter Tragödus*: ist ein Urtheil *L. Doederleins* in seinen pädagogischen Bemerkungen und Bekenntnissen über des kürzlich verstorbenen, ehrwürdigen Veteranen Dr. *Joh. Ad. Schäfers* Ausgabe der Briefe des Plinius zum Schulgebrauch vorangestellt, welches Hr. Geist als die nächste Veranlassung zu diesem Unternehmen bezeichnet. Es werden in demselben die Noten in jener Ausgabe belobt, in welcher statt der Belehrung nur Fragen, Aufgaben, Winke, Andeutungen und in so präciser Form enthalten seien, dass der Schüler sich durch sie, wie durch Räthsel zu einer intensiven Vorbereitung angeregt fühlen müsse, und es heisst darin unter Anderem: „*Abgesehen von dem noch streitigen Werth dieses Schriftstellers für die Jugendbildung ist die Methode der Bearbeitung vortrefflich*“, ein Ausspruch, den Rec. buchstäblich auf das vorliegende Werk anwenden zu können glaubt. Er schliesst sich nämlich Denen nicht an, welche die Brauchbarkeit des Lucian für die Schullectüre für so ausgemacht halten, dass sie gar keiner weiteren Besprechung bedürfe, ohne zu befürchten, dass er nach der Zeitschrift für die A. W. 1839. S 1063. den Hyperorthodoxen und Pietisten beigezählt werde. Indem er den kürzlich von einem würdigen Verfechter der classischen Bildung mit allgemeinem Beifall von Seite einer grossen Versammlung stimmfähiger Männer ausgesprochenen Satz: „*dass nur das für die Jugend wahrhaft bildend sei, was Ehrfurcht erwecke*“, für seine Ansicht in Anspruch nimmt, welche keineswegs auf dem Glauben beruht, dass die Religiosität und Sittlichkeit der Jugend durch die Lesung dieses Schriftstellers gefährdet werde, — denn in dieser Beziehung ist Rec. mit seinem Freunde, Prof. Halm (vgl. Münchner Gelehrte Anz. 1839. No. 56.), überzeugt, dass hier weit weniger zu befürchten ist, als von der deutschen Romanliteratur, die, wenn sie auch kein Vernünftiger der Jugend zu ihrer Bildung in die Hände geben wird, doch nur allzuleicht durch heimliche und dadurch um so lockendere Lesung in die zarten Gemüther zu grossem, gewöhnlich nur zu spät an's Licht tretendem Nachtheile Eingang findet: — möchte er vielmehr nur behaupten, dass Lucian sich nicht gleich den Schriftstellern der früheren Perioden der griechischen

Literatur dazu eigne, den Sinn der Jugend zu läutern und vor Unnatur zu bewahren, ihr Herz zu erheben und ihren Charakter zu stählen, dass er also in der Zeit, in welcher die Lesung der Classiker nicht bloss in die Kenntniss der Grammatik und die Bekanntschaft mit dem öffentlichen und Privatleben der Alten einführen, sondern durch den Inhalt derselben an sich stärkend und fördernd einwirken soll, die Stelle jener nicht vertreten, und also nicht wohl für die oberen Classen eines Gymnasiums empfohlen werden könne, so fern es sich um den eigentlichen Unterricht handelt. Und es möchte wohl kaum geläugnet werden können, dass der Geist des classischen Alterthums bei Lucian vergeblich gesucht wird, selbst in den Schriften, welchen eine sittliche Tendenz nicht abzusprechen ist. Seine Worte erscheinen nicht als urkräftig frische, sondern nur als der Nachhall vergangener, besserer Zeiten, und erhalten dadurch einen Anklang an das Moderne, der die wahrhaft heilsame Wirkung der Schriften des Alterthums nicht aufkommen lässt. Es steht also nach des Rec. Ansicht der Lesung des Lucian in oberen Gymnasialclassen nicht sowohl die Befürchtung einer directen schädlichen Einwirkung auf die Gemüther entgegen, als der Mangel an demjenigen, was eine segensreiche Einwirkung auf dieselben sichert.

Handelt es sich dagegen um eine mehr auf Wiederholung berechnete Privatlectüre in den oberen und den öffentlichen Unterricht in den mittleren Classen, wo es darauf ankommt, kürzere Lesestücke zu haben, welche Gelegenheit zur Einübung und Wiederholung der Grammatik und überhaupt der jener niederen Stufe angehörigen Kenntnisse geben, und bei welchen der Inhalt vor Ermüdung und Ueberdruss, oder dem Mangel an dem gehörigen Ueberblick über das Ganze vorbeugen soll: so möchte auch Rec. dem Lucian die Aufnahme unter die der Jugend in die Hände zu gebenden Schriftsteller nicht verwehren; denn die Abweichungen, die er sich im Syntaktischen von dem Gebrauche der bessern Zeit erlaubt hat, sind nicht so bedeutend, dass, zumal wenn darauf aufmerksam gemacht wird, ein schädlicher Einfluss davon zu befürchten wäre.

Halten wir mit dieser Ansicht die vorliegende Ausgabe zusammen, so ist nicht zu leugnen, dass sie derselben nicht ganz entspricht, indem sie ausdrücklich für *obere Classen* berechnet ist. Dass übrigens Hr. Geist selbst auserwählte Stücke des Lucian für die von uns dafür in Anspruch genommene Bildungsstufe nicht für ungeeignet hält und wohl weiss, wie sie für dieselben zu behandeln seien, hat er bei Abfassung seiner unter No. 2. angeführten Chrestomathie gezeigt, auf welche wir nachher zurückkommen werden. Zunächst wollen wir die Bearbeitung auserwählter Schriften Lucians aus dem Standpunkte des Hrn. Verf. betrachten, um denjenigen, welche nicht unserer Ansicht sind, zu zeigen, was sie in derselben zu finden hoffen dürfen. Soll

einmal Lucian in den oberen Classen gelesen werden, so ist die Auswahl der Stücke besonders der Mannigfaltigkeit des Inhalts wegen zu beloben, vorausgesetzt, dass der Lehrer die Mühe nicht scheut, die falschen Ansichten, welche durch Uebertreibung in einzelnen Stücken über die Secten der alten Philosophen bei den Schülern sich bilden, und den Eindruck einer bloss faden Witzelei, den die *wahre Geschichte*, als gleichsam die Münchhausiade des Alterthums, auf sie machen könnte, durch Hinweisung auf das jedesmal zu Grunde Liegende vorzubeugen. Uebrigens hat sich Hr. G. mehr erlaubt, als sein Vorgänger *Schöne*, indem er nicht nur die von jenem als anstössig verworfene Stelle (*Wahre Geschichte* I, 822—25.) ungescheut aufgenommen hat, welche auch Rec. dem Geiste der ganzen Erzählung gegenüber, nicht so verfänglich findet, sondern selbst Stellen, welche jedenfalls unpassender sind, wie im *Toxaris* c. 15. die Erzählung von der Kokette, welche den Deinias in's Unglück brachte, in der unter Anderem vorkommt: *κύειν τε γὰρ ἐξ αὐτοῦ σκήπτεται — ἱκανὸν δὲ καὶ τοῦτο βλᾶκα ἐραστὴν προςεκπυρῶσαι*, und c. 25. die Worte: *καὶ μετ' ὀλίγον προῆλθε διακορήσας αὐτήν*, nicht weggelassen hat. Bei dieser Gelegenheit kann Rec. nicht umhin zur Steuer der Wahrheit von den Ausgaben des baierischen Central-Schulbücherverlags einen Vorwurf abzuwenden, den in diesen Jahrbüchern Bd. XXV. S. 288. ein Rec. der Auswahl von Schöne, wenn auch nur vermuthungsweise, ausgesprochen hat; denn wer dieselben kennt, muss, was er auch sonst von dieser Veranstaltung halten mag, doch zugestehen, dass sie eben dem dort belobten Grundsatze folgen, indem von Horaz z. B. nur solche Gedichte unverstümmelt aufgenommen worden sind, die weder im Ganzen noch im Einzelnen einen Anstoss zu geben schienen.

Was den Text betrifft, so liegt die *Jacobitz'sche* Gesammtausgabe zu Grunde, doch so, dass Hr. G. sich keineswegs sclavisch an die dort aufgenommenen Lesarten hält, sondern sich Abweichungen gestattet, wo er sie für nöthig erachtet. Von diesen Abweichungen, sowie von einigen Stellen, an welchen Hr. G. die Lesart von *Jacobitz* aufgenommen hat, ohne sie für richtig zu halten, nur weil keine andere beglaubigte zu Gebote stand, ist in der Vorrede S. IX—XXVIII. gehandelt. Wir machen hierbei aufmerksam auf die Besprechung der Stellen, in welchen nach der Ansicht des Hrn. G. in den Ausgaben des Lucian fälschlich *ἂν* bei dem Optativ fehlt (S. XVII.), und auf die Untersuchung über die Grenze des Gebrauchs des Reflexivums *αὑτοῦ* und des Definitums *αὐτοῦ* (S. XXIII ff.), und beschränken uns im Uebrigen, da es zu weitläufig wäre, alle diejenigen Stellen anzuführen, über die wir der Ansicht des Hrn. G. beipflichten, auf einige, über welche wir anderer Meinung sein zu müssen glauben. S. X. verlangt nämlich Hr. G. in die Stelle: *τῶν δὲ ἔρημος ὁ χῶρος γενό-*

μενος, δίψης ἀεὶ πιμπλάμενος ἀνθεῖ πολλαῖς καὶ ἀγρίαις ἐπιθυμίαις (*Nigrinos* c. 16.) statt des verderbten δίψης ein Wort, wie *Dornen*, *Disteln*, *Unkraut*, und schlägt daher vor zu lesen διψάκου oder διψάδος πιμπλάμενος. Der Vorschlag ist sinnreich. Wir möchten aber nur dagegen einwenden, dass die beiden Pflanzennamen zu speciell sind, und dass Lucian, wenn er dieses hätte sagen sollen, wohl eine allgemeinere Bezeichnung gewählt haben würde. Wir können uns aber andrerseits auch nicht mit der Erklärung der Vulgata „mit Leidenschaft erfüllend" einverstanden erklären, welche der Rec. dieses Buches in der Gymnas. Zeitung 1840. S. 355. versucht hat, indem er die Lesart mehrerer Handschriften ἰλύος mit Unrecht für eine Conjectur hielt. Diese ist aber auch auf dem von Hrn. G. eingeschlagenen Wege rein unerklärlich; und überhaupt wüssten wir nicht anzugeben, wie diese beiden Lesarten neben einander hätten entstehen können, wenn nicht ursprünglich ein Wort hier gestanden hätte, von welchem sie beide Erklärungen wären, etwa αὐχμοῦ, was wie squalor, sowohl *Dürre*, Trockenheit, als *Schmutz* bedeutet. Vgl. Hemsterhuis zu dieser Stelle und *Prometh.* c. 14. εἰ ἐπιβλέψειας ἅπασαν τὴν γῆν οὐκέτ' αὐχμηρὰν καὶ ἀκαμῆ οὖσαν, ἀλλὰ πόλεσι καὶ γεωργίαις καὶ φυτοῖς ἡμέροις διακεκοσμένην. — Bei der Erklärung der Worte ἐκοσίων τῶν ἄλλων (*Timon* c. 43.) giebt Hr. G. unter dem Texte, mit dem Bemerken, dass die Stelle verderbt sei, die Erklärung an, dass man ἑαυτόν ergänzen müsse, welche *Schöne* (vgl. in diesen Jahrbb. Bd. XXV. S. 289.) als eine sehr gewagte Ellipse bezeichnet, weshalb er ἐκσειομένων vermuthet, was Hr. G. hier billigt; allein auch dies passt nicht zu dem Vorhergehenden: μόνος ἑαυτῷ γείτων καὶ ὅμορος. Besser passt dazu ἑκὰς ὤν die Conjectur Fabers; der obengenannte Rec. schlägt ἔξωθεν oder ἔξω ὤν vor. Wir möchten aber vermuthen, es liege in ἐκσείων vielmehr das Particip ἰών verborgen, und wäre ἑκὰς ἰών oder ἐκτὸς (ἔκτοσε) ἰών zu lesen, wofür sich vielleicht die freilich in mehrerlei Hinsicht nicht ganz hierher passenden Stellen Soph. Oed. Tyr. 676. Οὔκουν μ' ἐάσεις κἀκτὸς εἶ, und Ajax 369. Οὐκ ἐκτὸς οὐκ ἄψοῤῥον ἐκνεμεῖ πόδα; vergleichen liessen. — Gegen die (*Fischer* c. 32.) statt ἐποιεῖτο aufgenommene Conjectur von Seager ἐμιμεῖτο ist einzuwenden, dass sie von der Lesart der Handschriften doch ziemlich weit sich entfernt. Sollte nicht προσεποιεῖτο das Richtige sein? Nach λόγους konnte wohl πρός wegfallen. — An einer anderen Stelle (*Wie man Geschichte schreiben müsse* c. 15.) will Hr. Geist S. XXI f. schreiben: μικρὰ ῥάκια, ὅπως καὶ αὐτὸς ἂν φαίης, οὐ δίβαφον ἰδίαν in dem Sinne: „dass diese Lappen nicht ein jenem Geschichtschreiber als *eigen angehöriges Purpurgewand* bilden". Allein dieser Vermuthung lässt sich mancherlei entgegnen: Die Erklärung ist gezwungen, δίβαφος ist ein unge-

bräuchliches Wort, und ist von der Lesart der Handschriften δι' αὐτήν zu weit entfernt. Näher liegt schon, was *Halm* (Jahrbb. für wissensch. Kritik, Aug. 1838. S. 247.) vermuthet hat: „οὐ διαρκῆ νὴ Δία" ärmliche Fetzen, mit denen, bei Gott, wenig ausgerichtet ist; allein Rec. hofft keinen Widerspruch zu finden, wenn er statt dessen vorschlägt: οὐ διαυγῆ νὴ Δία, mit der Erklärung: „kleine Lappen, die wahrlich nicht zum Prunke dienen." Man vergleiche Steph. Thesaur. ed. Paris. II. p. 1366. „De veste Melissa in Galei Opusc. mytholog. p. 749. Παραιτητέον γὰρ αὐτὰν τὰν διαυγῆ καὶ διαπόρφυρον". In diplomatischer Hinsicht bedarf diese Vermuthung keiner Empfehlung, doch fügt Rec. zum Ueberfluss eine von ihm schon früher vermuthete Verwechselung ähnlicher Art hinzu: Apollodor nämlich führt Bibl. III, 9, 1. § 4., nachdem er gesagt hat: Ἀλέου ... θυγάτηρ μὲν Αὔγη, υἱοὶ δὲ Κηφεὺς καὶ Λυκοῦργος, fort: αὐτὴ μὲν οὖν, wo wohl zu lesen ist: „Αὔγη μὲν οὖν", da αὐτὴ von der Schwester, den Brüdern gegenüber, nicht wohl gesagt werden kann. — Ebendaselbst c. 37. schlägt Hr. G. statt μηχανήματα ἔνια vor: „μηχανήματα ἐνεργά". Abgesehen davon, dass seine Beispiele alle für ἐνεργῆ stimmen, was eine Bemerkung über das Verhältniss der beiden Adjectivformen zu einander wünschenswerth machte, ist der Uebergang dieses Wortes in die Lesart der Handschriften nicht klar, und der Sinn „Maschinen in Thätigkeit" auch nicht ganz angemessen. Sollte Lucian vielleicht, indem er sich ein in späteren Schriftstellern auch sonst vorkommendes Adjectivum zu gebrauchen erlaubte, geschrieben haben: καὶ ὅπλα εἰδὼς καὶ μηχανήματα ἐνυάλια? Cf. Heliod. 1, 31. Οὐδὲ τὸν ἐνυάλιον κέλαδον ἀνασχόμενοι, und Poll. 1, 163. περὶ ἐνυαλίου συῤῥήξεως in Steph. Thesaur. s. h. v.

Die Art und Weise, in welcher die *Anmerkungen* abgefasst sind, ist schon oben angedeutet worden. Es ist keine Frage, dass eine solche zu eignem Denken anregende Kürze in Schulausgaben dem Notenschwall, wie er immer noch in manchen auf gleichen Zweck berechneten Büchern geboten wird, weit vorzuziehen ist, — abgesehen von dem höheren Vortheil, welcher dem Schüler für seine Bildung daraus entspringt, schon deswegen, weil es nur so möglich wird, in einem mässigen und darum nicht zu theuren Bande Mehreres von den Werken eines Schriftstellers mit den nöthigen Erklärungen zusammenzufassen; — es ist aber auch ebenso gewiss, dass diese Methode ihre besonderen Schwierigkeiten hat, indem man leicht einerseits in den Fehler verfallen kann, zu Leichtes zu fragen, andererseits Dinge in die Fragen zu legen, welche der Schüler von seinem Standpunkte aus nicht beantworten kann, und endlich die Fragen so zu stellen, dass sich nicht deutlich daraus erkennen lässt, worauf dieselben hinzielen. Hr. G. hat diese Klippen im Allgemeinen sehr gut vermieden, wie sich namentlich bei Vergleichung der Chrestomathie in den zwei

Stücken, welche hier und dort sich finden, dem *Traum* und dem *Timon*, leicht erkennen lässt, da das hier in die Frage Gelegte dort ausgeführt ist. Seine Fragen sind so bestimmt gehalten, dass sich nicht leicht mehr als eine richtige Antwort darauf geben lässt, und im Allgemeinen dem Standpunkte der Schüler, wie sie Hr. G. vor Augen hat, ganz angemessen; nur hier und da möchte es ihnen etwas schwer fallen, sie zu beantworten, nämlich, wo Sachkenntnisse vorausgesetzt werden, die ausser dem Kreise des bisher genossenen Unterrichts liegen, wie S. 78., wo zu den Worten (*Fischer* c. 21.) σὺ προςθεῖσα τὴν σαυτῆς σῶζέ με gefragt wird: „Auf welchen Mythus wird hier angespielt?" Die Sacherklärung ist überhaupt etwas, worin wir auch nicht mit den Grundsätzen des Hrn. G. einverstanden sein können, indem er sie zu sehr bei Seite gesetzt hat. Fragen, wie die oben angeführte, oder Angaben von Stellen, auf welche Lucian anspielt, oder in welchen ein anderer Schriftsteller, namentlich Cicero über denselben Gegenstand sich verständlicher oder vollständiger ausspricht, sind fast das Einzige, dem Hr. G. in dieser Beziehung die Aufnahme verstattet hat. Dass Anführungen der letzteren Art, so schätzbar sie auch sind, nicht allein ausreichen, ist aus *Orelli's* Ausgabe ausgewählter Reden Cicero's zu ersehen, in welcher er, so sehr er sich der Kürze befleissigte, doch auch kurze sachliche Anmerkungen in anderer Weise beizufügen sich veranlasst sah. Unklarheit in solchen Puncten kann aber gerade den Schüler oft rathlos machen. Es wäre deshalb auch zu wünschen, dass jedem Stücke eine kurze Einleitung vorangestellt worden wäre, etwa wie es in der Chrestomathie geschehen ist; denn es ist doch nicht anzunehmen, dass, selbst wenn einzelne Stücke in den öffentlichen Unterrichtsstunden gelesen werden, das ganze Buch auf diese Weise durchgemacht werde; für diesen Fall kann es aber dem Lehrer nur erwünscht sein, wenn das einmal gebrauchte Buch auch für die Privatstudien (für welche Hr. G. selbst Einleitungen als nothwendig anerkennt), wenigstens das durchaus nicht zu Entbehrende enthält, zumal wenn es im Uebrigen, sowie das vorliegende, diesem Zwecke entspricht. Denn dass auch hier, so fern es sich darum handelt, möglichst viel mit dem grösstmöglichsten Nutzen zu lesen, die von Hrn. G. befolgte Methode fruchtbringend ist, glaubt Rec. wohl behaupten zu können, indem besonders die untergestellten Fragen dazu dienen, den Lesenden in steter Aufmerksamkeit zu erhalten und zugleich dem Lehrer die Einsicht in das durch das Privatstudium Gewonnene zu erleichtern. Der Sinn einzelner Worte und der Gedankengang hat, wo es nöthig schien, seine Erklärung gefunden; hier und da ist auf das *Passow'sche* Lexikon hingewiesen, und wo dieses nicht ausreichte, das dort Fehlende ergänzt. Vorzüglich ist aber das Grammatische beachtet, wobei mit Recht fast nur auf die selten vorkommenden Erscheinungen und namentlich

auf die Abweichungen der Lucianischen Sprache von dem älteren Atticismus Rücksicht genommen worden ist. Von Grammatiken finden sich mit lobenswerther Sparsamkeit die mittlere von *Buttmann* und die von *Rost* citirt, in einigen Fällen auch die ausführliche von *Matthiä*, sowie *Hermann* zum Viger. Ueber den Inhalt dieser Anmerkungen sind zwei *Register* beigegeben, ein *griechisches Wortregister* und ein *lateinisches und deutsches Wort- und Sachregister*. Das Wenige, was Rec. bei den einzelnen Anmerkungen zu erinnern gefunden hat, ist etwa Folgendes.

Im *Traum* c. 14. ergänzt Hr. G. mit *Schöne* zu ἐνετρίψατο aus dem Vorhergehenden ἡ σκυτάλη. Sollte aber εὐθὺς ἀρχομένῳ μοι nicht vielmehr dafür sprechen, dass aus dem Vorhergehenden καὶ τὴν ἄμορφον ἐκείνην καὶ ἐργατικὴν ἀπολικὰν zu verstehen wäre: ἡ Ἑρμογλυφική, in dem Sinne: „dass sie mir gleich beim Anfang nicht wenige Schläge *hat aufzählen lassen*"? Das Medium fände so ganz natürlich seine Erklärung. — Daselbst c. 15. hätte πρός με (ebenso *Nigrin* c. 7. c. 14. und sonst öfter) als Abweichung von der Regel, dass nach der Praeposition das orthotonirte Pronomen stehen soll, wohl eine Erinnerung verdient. Dass eine solche nicht absichtlich unterblieben ist, ist wohl daraus abzunehmen, dass auch in der Chrestomathie, wo doch sonst dergleichen Dinge nicht übergangen werden, nichts dabei bemerkt ist. Vgl. Kühner § 78. Anm. 2. — Im *Nigrin* c. 6. bemerkt Hr. G. zu den Worten καταφρονεῖν αὐτῶν, der Schriftsteller habe sich, wenn die Lesart nicht unrichtig sei, ungenau und undeutlich ausgedrückt, αὐτῶν auf das vorhergehende τῶν λόγων bezogen gebe keinen passenden Sinn, und es könne in den Worten nur eine Beziehung auf den durch βουλοίμην ἂν u. s. w. ausgedrückten *Wunsch* liegen. Rec. möchte unter καταφρονεῖν αὐτῶν, wenn es erklärt werden soll, vielmehr verstehen, die Reden *zu gering achten*, *um sie zu wiederholen*, nach dem Folgenden: σπεύδοντα καὶ αὐτὸν παρακαλεῖς, und: ἄλλως τε καὶ ἡδύ μοι τὸ μεμνῆσθαι αὐτῶν πολλάκις. Allein vergleicht man die bei *G. Hermann* zum Viger p. 781., wohin Hr. G. wegen ἄλλως τε εἰ καὶ verweist, die Stelle im Plato Phaedo p. 87. D. ἀλλὰ γὰρ ἂν φαίη ἑκάστην τῶν ψυχῶν πολλὰ σώματα κατατρίβειν, ἄλλως τε εἰ καὶ πολλὰ ἔτη βιῴη, und die bekannte Redensart: οὐ φθονήσω σοι τοῦ λόγου, so ergiebt sich eine einfache Aenderung, welche unseres Erachtens einen besseren Sinn giebt: οὐδὲ γὰρ οὐδ' ἑκάστῳ φθονεῖν αὐτῶν οἶμαι θέμις, ἄλλως τε εἰ καὶ φίλος .. ὁ βουλόμενος ἀκούειν εἴη, wo dann ἑκάστῳ für ἑκάστῳ τινὶ oder τῷ βουλομένῳ steht. — Im *Timon* c. 48. will Hr. G. mit *Schöne* zu den Worten: τοὺς ἐπὶ τραπέζης μόνον, ergänzen: φίλους ὄντας, allein es bedarf einer solchen Ergänzung nicht, da sich ganz einfach an einander reiht: τοὺς μιαροὺς τούτους κόλακας, τοὺς ἐπὶ τῆς τραπέζης μόνον

(*κόλακας ὄντας*), *τὰ ἄλλα δὲ κόρακας*. Denkt man sich *φίλους* hinein, so wird das Wortspiel vernichtet. — In der *Philosophenversteigerung* (so übersetzt Hr. G. nicht ganz passend *βίων πρᾶσις*, doch ist uns nicht sowohl das Wort „*Versteigerung*" anstössig, wegen dessen er sich in der Vorrede S. VI. entschuldigt, sondern die Uebersetzung von *βίων*, was nicht die *Philosophen* selbst bedeutet, sondern die aus ihren Lehren hervorgehende *Lebensweise*, die hier zum Kaufe ausgeboten wird. Bezeichnender ist: *Ausruf der philosophischen Secten* in der Mannheimer Uebersetzung) c. 6. ist die Wiederholung von *δέ* nicht berücksichtigt. So sind öfter Partikeln übergangen, wo sie einer Erinnerung bedurft hätten, z. B. *Hermotimos* c. 73. hätte bei *καὶ τοὺς ἄλλους δέ* auf Passow hingewiesen werden können, wie es c. 74. bei *καὶ ψεῦδος ὄν* geschehen ist. Daselbst c. 76. hätte *εἰ δὲ τοῦτο οὐχί* auch eine Bemerkung oder wenigstens eine Frage über die Negation verdient, ferner: „*Wie man Geschichte schreiben soll*", c. 38. *ἐκτὸς εἰ μή*. Dagegen ist *Hermot.* c. 13. die vorgeschlagene Ergänzung eines Particips bei *μεταξύ* nach unserer Ansicht nicht nöthig. — *Wahre Geschichte* I. c. 5. ist *βίαιος* mit *gefahrvoll* verdeutscht; doch dies liegt dem griechischen Worte zu fern. Bezeichnender ist: eine *mühevolle* oder eine *stürmische* Fahrt. vgl. c. 8. und 9. *οὐ σφόδρα βιαίως ἀνηγόμεθα* und *οὐ σφόδρα βιαίῳ πνεύματι*. — Im *Jupiter tragoed.* c. 35. ist nach der Frage: *Τί φῄς* (so schreibt Hr. G. mit *Jacobitz* gegen die Lehren der Grammatiker, die er zu citiren pflegt) . . . *θεοὺς μὴ εἶναι μηδὲ προνοεῖν τῶν ἀνθρώπων;* in der Antwort: *Οὔκ. ἀλλὰ σὺ πρότερον ἀπόκριναί μοι, ᾧτινι λόγῳ ἐπείσθης εἶναι αὐτούς*, von Hrn. G. *Οὔκ* erklärt: *οὐκ εἰσὶ θεοὶ οἳ προνοοῦσιν*. Allein da folgt: *οὔμενουν, ἀλλὰ σύ, ὦ μιαρέ, ἀπόκριναι*, so ist wohl zu ergänzen: *οὐ φήσω θεοὺς μὴ εἶναι*.

Uebrigens wird jeder, der dieses Buch genauer prüft, mit dem Rec. in dem Urtheile übereinkommen, dass Hr. G. durch die Abfassung desselben einen neuen, rühmlichen Beweis von seinem nie ermüdenden Streben für die Förderung des Unterrichts in den alten Sprachen gegeben hat, und in den Wunsch mit einstimmen, dass es ihm gefallen möge, auch anderen Schriftstellern eine Bearbeitung dieser Art angedeihen zu lassen.

Die äussere Ausstattung des Buches ist lobenswerth. Druckfehler (Auslassungen von Accenten und dgl. abgerechnet) hat Rec. folgende bemerkt: Vorrede S. XXIII. Z. 11. *μεχανήματα*. — S. 61. Z. 15. *ἐσκυτοδεψός* und das. Z. 4. v. u. *σει*. — S. 93. Z. 7. *ἀχρήν* für *ἀρχήν*. — S. 108. Z. 7. *διάφοραι* für *διάφοροι*. — S. 109. Z. 17. fehlt ein Kolon nach den Worten: *ἄδηλον ἐμοὶ γοῦν ἔτι*. — S. 160. Z. 3. *συνήγαγε*. — S. 162. Z. 8. v. u. *ἄρχι* für *ἄχρι*. — S. 184. Z. 11. *Ἑλληκικά*. — S. 200. Z. 8. *ἡμέρα* für *ἡμέρᾳ*. — S. 217. Z. 1. v. u. *κτείνομην* für *κτείνομεν*. —

S. 238. in der Anm. zu c. 34. „*Wahre Geschichte* II. c. 34." statt c. 35. — S. 269. Z. 4. λιβανωνῷ für λιβανωτῷ. — S. 276. Z. 17. διαφύγομεν für διαφύγωμεν. — S. 279. Z. 12. παράδειγμα. — Dahin gehört wohl auch S. 30. *Tim.* c. 12. ἑταίροις für ἑταίραις, obgleich jenes sich auch in einigen Handschriften findet, und S. 215. in der Anm. zu ὀφθαλμοῖς καρκίνων: *im Magen* für: *am Magen*. Vgl. *Oken* Naturgesch. Bd. V. S. 632., wo es heisst, die Krebsaugen fänden sich *neben* dem Magen.

2. Die *Griechische Chrestomathie* desselben Verfassers reiht sich dem eben besprochenen Buche passend an, da sie einerseits für eine niedere Bildungsstufe dieselbe Bestimmung hat, andererseits in dem Stoffe theilweise damit zusammentrifft. Sie enthält 1) *Xenophons Anabasis* viertes Buch, Rückzug der zehntausend Griechen. 2) *Xenophons Cyropädie* I, 2—4. Jugendjahre des älteren Cyrus. 3) *Herodot* I, 23—56. Wunderbare Rettung des Dichters Arion, Schicksale des Krösus. 4) *Herodot* II, 121—125. vom Rhampsinitus und dessen Schatzkammer, den Glauben an die Seelenwanderung bei den Aegyptiern, Erbauung der Pyramide des Cheops. 5) *Herodot* II, 17—30. Kambyses Unternehmungen in Africa und Tod. 6) *Herodot* III, 39—43. und 120—125. Glück und Ende des Polykrates. 7) *Herodot* III, 98—105. Fabelhafte Erzählungen von den Indiern. 8) *Herodot* III, 150—160. Abfall und Eroberung Babylons. 9) *Lucian's Traum.* 10) *Lucian's Timon.* 11) *Lucian's Prometheus* oder den *Kaukasus.*

Ueber diese Auswahl, die sich durch sich selbst empfiehlt, bemerkt Hr. G. in der Vorrede, er habe nur drei Schriftsteller zu Hülfe genommen, um von jedem mehrere und längere Stücke geben zu können, und gerade diese gewählt, weil sie sich, die Stelle aus der Cyropädie ausgenommen, in ähnlichen Chrestomathieen noch nicht vorfänden. Den *Text* hat er nach den besten Ausgaben berichtigt *) und selbst Ungleichheiten in der Interpunction möglichst zu vermeiden gesucht. Alle anstössigen Stellen sind sorgfältig umgangen.

Die *Anmerkungen* sind darauf berechnet, dass die Schüler die sich darbietenden Schwierigkeiten schon bei der Präparation selbst lösen können, und auf alles in sprachlicher und sachlicher Hinsicht Bemerkenswerthe im Voraus aufmerksam gemacht werden, so dass der Lehrer nach der von *F. Jacobs* vorgeschlagenen Methode nur das Gelernte abzufragen, oder auch das kurz Angedeutete weiter auszuführen braucht. Doch sind sie, wie Hr. G. in seiner Vorrede mit vollem Rechte bemerkt, keineswegs ein

*) S. 235. *Luc. Timon* c. 37. ist δικαιολογήσωμαι, was nicht blos Druckfehler ist, wie die Note zeigt, wohl nur nach Hemsterh. Conjectur aufgenommen, da die Reitzische Ausgabe, wie Jacobitz und Hr. G. in seiner Auswahl, δικαιολογήσομαι hat.

Förderungsmittel der Trägheit und Gedankenlosigkeit, indem Uebersetzung und Angabe des Sinnes sich nur bei besonders schwierigen Stellen, Wortbedeutung und Erklärungen aber nur da sich finden, wo sie der Schüler im Passow'schen Wörterbuch vergeblich suchen würde; und grammatische Bemerkungen nur da, wo die Grammatiken von *Matthiä* (zum Schulgebrauch), *Buttmann* und *Rost* keinen Aufschluss geben, welche in anderen Fällen, wie die beiden letzteren in der Auswahl Lucianischer Schriften, doch, der Sache gemäss, hier häufiger, als dort citirt werden. Wenn derselbe Sprachgebrauch öfter wiederkehrt, so wird auf die frühere Stelle gewöhnlich in etwas unbestimmter Weise hingewiesen, um den Schüler die Aehnlichkeit selbst auffinden zu lassen. Auch ist hier schon mitunter die Methode, durch Fragen das Nachdenken anzuregen, angewendet. Die *Formenlehre* ist mit Recht fast gar nicht berücksichtigt, und die Eigenthümlichkeiten des *ionischen Dialekts* sind zur Vorbereitung für die Lesung der herodoteischen Stücke sehr zweckmässig in einem *Anhange* zusammengestellt. Im *Syntaktischen* ist auf möglichste Verständlichkeit gesehen, und auf eine sehr dankenswerthe Weise, wo sich Gelegenheit darbot, der lateinische Sprachgebrauch mit dem griechischen verglichen worden. Kritische Bemerkungen finden sich nur da, wo sie auch für den Standpunkt der Schüler nicht ohne Bedeutung sind. Die *Sacherklärungen* sind ganz kurz, aber selbst für die Privatlectüre ausreichend, so dass zu wünschen wäre, es habe Hr. G. bei der Lucianischen Auswahl dieselbe Weise hierin beibehalten. Verweisungen auf andere alte Schriftsteller, welche dem Standpuncte der Schüler nicht zu entfernt liegen, finden sich öfters mit Angabe der Texteswörte. Den einzelnen Abschnitten sind sehr zweckmässig, wie schon bemerkt wurde, kurze Inhaltsangaben vorausgeschickt, welche in lateinischer Sprache abgefasst sind, was auch bei einigen Anmerkungen, bei denen es passend schien, der Fall ist, während die übrigen deutsch abgefasst sind. Hiermit kann Rec. sich nicht einverstanden erklären, denn, wenn einerseits, wie es Hr. G. beabsichtigt, eine gelegentliche Uebung in der lateinischen Sprache dabei erzielt wird, so entsteht andererseits doch dadurch eine gewisse Buntscheckigkeit, die dem guten Geschmack zuwider ist. Dies scheint Hr. G. selbst eingesehen zu haben, da er in der Lucianischen Auswahl nur da lateinische Anmerkungen hat, wo er ursprünglich lateinisch geschriebene Anmerkungen anderer Commentare anführt, bei denen der Gebrauch der anderen Sprache hinlänglich entschuldigt ist.

Ausser dem erwähnten *Anhange* über den *ionischen Dialekt* ist noch ein *zweiter* beigegeben, welcher sehr gut zusammengestellte biographische und literarische Notizen über *Xenophon*, *Herodot* und *Lucian* enthält. Daran schliessen sich, wie bei No. 1., *zwei Register* über die Anmerkungen. Die ganze Ein-

richtung des Buches ist, wie sich schon aus dem hier Zusammengestellten ergiebt, so zweckmässig, dass ihm eine recht weite Verbreitung zu wünschen ist. Selbst diejenigen, welche eine an sich nicht unbegründete Abneigung gegen Chrestomathieen haben, werden mit der hier vorliegenden dadurch ausgesöhnt werden, dass sie lauter grössere, für sich abgeschlossene Stücke enthält.

Auch im Einzelnen hat Rec. nicht viel zu bemerken gefunden. S. 12. ist in der Note zu den Worten: ἦν ἔδει διαβάντας ἐκβαίνειν (Xenoph. Anab. IV, 2. § 3.) diese Art der Anordnung der Satztheile, nach welcher der Hauptbegriff in eine untergeordnete Stelle kommt, ein Nebenbegriff aber die Hauptstelle im Satze einnimmt, und namentlich das den Hauptbegriff enthaltende Verbum einem anderen an sich für den Sinn weniger bedeutenden in der Form des Participiums beigegegeben wird, blos wie eine vereinzelte Spracherscheinung behandelt, während sie doch durch die ganze griechische Literatur hindurchgeht, und auch der lateinischen Sprache keineswegs fremd ist. — S. 24. ist zu den Worten: καὶ τοῖς νεανίσκοις ἐγχεῖν ἐκέλευσε καὶ εὔχεσθαι τοῖς φῆνασι θεοῖς τά τε ὀνείρατα καὶ τὸν πόρον καὶ τὰ λοιπὰ ἀγαθὰ ἐπιτελέσαι (Xenoph. Anab. IV, 3. § 13.) bemerkt: „φῆνασι hat hier eine zweifache Construction, erst mit den Accusativen τά τε ὀνείρατα καὶ τὸν πόρον, dann mit dem Infinitiv ἐπιτελέσαι, von welchem der Accusativ τὰ λοιπὰ ἀγαθὰ abhängt.“ Allein es ist wohl keine Frage, dass vielmehr der Infinitiv ἐπιτελέσαι von εὔχεσθαι abhängt, und φῆνασι zu erklären ist: οἳ αὐτὰ ἔφηναν, so dass Xenophon die Construction hat: εὔχεσθαί τινι ποιῆσαί τι, während (S. 127.) Herodot I, 31. schreibt: εὔχετο Κλεόβι τε καὶ Βίτωνι … δοῦναι τὴν θεὸν τὸ ἀνθρώπῳ τυχεῖν ἄριστόν ἐστι, also εὔχεσθαί τινα ποιῆσαί τι. Vgl. noch (S. 191.) Herodot III, 124. Ἡ δὲ ηρήσατο ἐπιτελέα ταῦτα γενέσθαι. — S. 28. zu den Worten: θεῖν δὲ πάντας (παρήγγειλε) καὶ διαβαίνειν ὅτι τάχιστα … ὅτι οὗτος ἄριστος ἔσοιτο, ὃς ἂν πρῶτος ἐν τῷ πέραν γένηται (Xen. Anab. IV, 3. § 29.) bemerkt Hr. G.: „ὅτι οὗτος etc. Davor ist zu ergänzen καὶ ἔφη δὲ, welches aber in der Lebhaftigkeit der Rede weggelassen ist.“ Sollte hier nicht vielmehr ὅτι weil bedeuten, so dass es einer solchen Ergänzung nicht bedürfte? Sonst hätte doch wohl Xenophon nach der auch im Lateinischen gebräuchlichen Weise mit dem Infinitiv fortgefahren, wie S. 39. das. 5. § 17. Οἱ δὲ σφάττειν ἐκέλευον οὐδὲ γὰρ ἂν δύνασθαι πορευθῆναι. — Wenn es S. 42. zu den Worten: Αἱ δ' οἰκίαι ἦσαν κατάγειοι, τὸ μὲν στόμα ὥσπερ φρέατος, κάτω δ' εὐρεῖαι (ib. 5. § 26.) heisst: „τὸ στόμα ist der Accusativ; der Gegensatz ist κάτω; bei φρέατος muss wieder στόμα ergänzt werden“, so ist damit der Accusativ nicht erklärt. Nach dem Grundsatze des Hrn. G., alles möglichst deutlich zu machen,

hätte er hier wohl angeben dürfen, dass man ἔχουσαι zu[1] von den
pflegt. Vgl. Matth. ausf. Gr. § 427. b. Stände diese Erscl Epi-
ganz vereinzelt, so wäre es wohl einfacher zu erklären: τὸ Zu-
στόμα (αὐτῶν ἦν) ὥσπερ φρέατος, κάτω δ' (ἦσαν) εὐρεῖαι. pn
hat man sich in ὥσπερ φρέατος eine Adjectivbezeichnung „brunnenähnlich“ zu denken, wie wenn da stände ὥσπερ φρέατα. — S. 83. ist zu ἤκουεν εἶναι bemerkt: „Die gewöhnliche Construction wäre: ἤκουεν ὄντα, sowie oben διαφέρων ἐφαίνετο, § 2. ἔγνω ὄντα, § 3. μανθάνων ὑπερέχαιρεν.“ Hier passt nur das zweite Beispiel, da in den anderen verba intransitiva sind. — S. 195. (Herod. III, 98.) wird ἐκ πλοίων καλαμίνων ὁρμεώμενοι erklärt: „auf Schiffen aus Rohr *herbeieilend*“; allein nach *Vömel* zu Demosth. Olynth. III. § 7. (p. 30.) und Philipp. I. § 10. (p. 52.), wo ἐφορμεῖν mit ἐφεδρεύειν nach Harpokration, und προσορμεῖν mit προσεδρεύειν nach Pollux Onomasticon I. § 122. erklärt, die Bedeutung *herbeieilen* dagegen der Endung auf αω zugewiesen wird, hiesse es vielmehr: „*auf Schiffen* oder *von Schiffen aus auflauernd*“, wodurch die Erklärung des ἐκ viel leichter wird. — Wenn S. 201. zu Herod. III, 105. den Worten: ἐνδιδόναι μαλακὸν οὐδέν, die im Ganzen richtig erklärt werden: „*sie lassen in ihrem schnellen Laufe nicht nach*“, die Beziehung gegeben wird: „sie zeigten keine Nachgiebigkeit *gegen die langsamer folgenden Männchen*“, so ist dies wohl nicht zu billigen. Es enthält dieser Ausdruck vielmehr, als Synonymum mit dem vorausgehenden παραλύεσθαι, nur eine Beziehung auf die Anstrengung beim Laufen, „sie liessen sich in der Anstrengung nicht weich finden“, vgl. Herodot. III, 51. — S. 216. in der Note zu *Lucians Traum* c. 3. liest man, nachdem von ἅμα καὶ die Rede war: „Der griechischen Redeweise entspricht ganz das lateinische *simul atque*, nur mit dem Unterschiede, dass die beiden Partikeln verbunden werden.“ Hier ist zu wenig auf die Satzverhältnisse Rücksicht genommen; denn im Griechischen steht ἅμα bei dem Nebensatz und καὶ beim Hauptsatze, während im Lateinischen, wo *simul atque*, wie das deutsche *sobald als* vor dem Nebensatz gestellt wird, die Sache sich umkehrt, da *simul sobald* hier mit dem Hauptsatze zu verbinden ist. — S. 281. thut Hr. G. *Lucian* Unrecht, wenn er sagt, die Worte: Προμηθέως δὲ οὐδαμοῦ (Prometh. § 14.) enthielten eine *Uebertreibung*, denn Prometheus hatte zwar nach dieser Anmerkung Altäre und es wurden ihm Spiele gefeiert, aber *keine Tempel*, und dies ist, was Lucian sagen will, da νεὼς ἰδεῖν ἁπανταχοῦ ἐστιν vorausgeht.

Die äussere Ausstattung des Buches rechtfertigt das Lob, welches Hr. G. der Bereitwilligkeit dazu von Seite des Verlegers in der Vorrede spendet. Zu den nach der Inhaltsanzeige gegebenen *Zusätzen* und *Berichtigungen* (worunter 8 Druckfehler) wäre noch die Anzeige von folgenden Druckfehlern hinzuzufügen. S. 33. in der letzten Zeile der Anm. steht 5, *b. β.* statt 5. *c. β.* —

12. ἀποσσεσηκότης. — S. 69. Z. 1. χώρα statt χώρα. — Z. 3. ἐςκόντιζον statt ἐςηκόντιζον. — S. 196. Z. 1. v. u. ς statt κέγχρος. — S. 198. Z. 12. ist ταχύτητα accentuirt, während S. 200. Z. 5. ταχυτῆτα steht. — S. 275. Z. 9. ἀγυωνιῇ statt ἀγωνιῇ.

3. Obgleich die von Hrn. G. veranstaltete Auswahl von Epigrammen aus der palatinischen Anthologie mit den vorher besprochenen Büchern in keiner näheren Verbindung steht, so glauben wir doch hier dieselbe anschliessen zu dürfen, als einen weiteren Versuch desselben Gelehrten, den griechischen Sprachunterricht zu fördern. Er ging dabei von der Ansicht aus, dass auf den Gymnasien die Epigramme, aus denen für die Mythologie, Kunst- und Literärgeschichte und das gesammte Gebiet der Antiquitäten, welche in denselben aus Mangel an Zeit gewöhnlich nicht gelehrt würden, mehr gelernt werden könne, als aus irgend einem Werke des Alterthums, häufiger gelesen werden würden, wenn es wohlfeilere, zu diesem Zwecke geeignete Ausgaben derselben gäbe, indem die Auswahl von *Jacobs* und *Weichert* zu theuer, der *Tauchnitzische* Abdruck der ganzen Anthologie aber, weil er alle Epigramme enthielte, in der Schule nicht gebraucht werden könne, ausserdem aber auch von Fehlern aller Art entstellt sei. Sein Bestreben war also dahin gerichtet, eine wohlfeilere (sie kostet nur 14 Gr.) und doch im Aeusseren gefällige Auswahl zu veranstalten. Zu diesem Behufe las er die ganze Anthologie durch, um das, was für die Jugend geeignet wäre, auszuwählen, und schloss sich in zweifelhaften Fällen oft an *Jacobs* an; nicht selten liess er aber, was der würdige Veteran, der seine Auswahl für einen weiteren Kreis bestimmte, aufgenommen hatte, weg und nahm auch Manches auf, was er dort nicht fand. Die Ordnung der Anthologie behielt er bei und folgte im Ganzen dem *Jacobsischen* Texte, indem er nur hier und da das aufnahm, was dort nur in den Noten Platz fand. Jedem Epigramm gab er die Ziffer der vollständigen Anthologie bei, und am Schlusse einen *alphabetischen Index* nach den Anfangsworten, bei denen er 1) die Stelle in seiner Auswahl, 2) in *Brunks* Analekten und 3) in *Jacobs' delectus epigrammatum* angab. Ausserdem stellte er in einem *index auctorum* die Namen der Verfasser mit kurzen Notizen über ihr Vaterland und ihre Lebenszeit zusammen und schloss das Ganze mit einem *conspectus rerum in epigrammatis tractatarum*, in welchem er bei den Namen der einzelnen Götter, Helden u. s. w. die Epigramme angab, in welchen sie vorkommen.

Sollen wir zuerst uns über die Ansicht des Hrn. G. aussprechen, nach welcher die Lesung der Epigramme der Anthologie nur wegen des Mangels an zweckmässigen Ausgaben bisher in Gymnasien so selten gewesen sei, so können wir nicht umhin, die Richtigkeit derselben zu bezweifeln, wenn auch aus keinem anderen Grunde, als, weil die doch immer der griechischen Lite-

ratur verhältnissmässig karg zugemessene Zeit doch wohl von den meisten Lehrern in den oberen Classen, für welche diese Epigramme allein passen, zur Lesung grösserer Dichtwerke im Zusammenhange wird verwendet werden, und die Epigramme, wenn sie so gelesen werden sollen, dass der Nutzen, den sich Hr. G. von ihrer Lesung verspricht, dadurch erzielt wird, eine ausführliche Erklärung nöthig machen, so dass sie nicht wohl nur in einzelnen Stunden vorgenommen werden können. Nicht zu läugnen ist auch, dass sie mitunter in ihrem Verständniss ziemlich schwierig sind, wenn, wie es hier der Fall ist, nichts als der Name des Verfassers angegeben ist. Leichter werden manche schon dadurch, wenn man auf den Inhalt derselben aufmerksam gemacht wird; es wäre daher in einer Ausgabe für die Schulen wohl zu wünschen, dass, wenn sie auch sonst keine Erklärungen enthielte, wenigstens mit einigen Worten der Inhalt angegeben würde, wie dies von Dr. *Fuhr* bei den in den Supplem. zu diesen Jahrbüchern Bd. VI. Hft. 4. S. 508 ff. übersetzten Epigrammen geschehen ist.

Im Uebrigen erkennt Rec. gern an, dass nicht nur aus den von Hrn. G. angeführten Gründen, sondern auch deshalb eine Kenntnissnahme auch dieses Zweiges der griechischen Literatur von Seiten der fähigeren Schüler zu wünschen wäre, weil sich nirgends die Fügsamkeit und Gewandtheit, sowie die einfache Schönheit der griechischen Sprache, so offenbar zeigt, als hier, wo oft ganz einfache Gedanken mit wenigen Worten in einer wahrhaft poetischen oder wenigstens sehr wohlgefälligen Form ausgesprochen erscheinen. Die vorliegende Auswahl (es finden sich darin I) 102 *ἐπιγράμματα ἀναθηματικά*, II) 299 *ἐπιτύμβια*, III) 252 *ἐπιδεικτικά*, IV) 39 *προτρεπτικά*, V) 145 *συμποτικὰ καὶ σκωπτικά*, VI) 13 *αἰνίγματα*, VII) 80 Epigramme der Anthologie des Planudes, die sich im cod. palat. nicht finden; VIII) 30 Epigramme, die von alten Schriftstellern oder auf Inschriften erhalten sind) kann als sehr zweckmässig betrachtet werden; könnte sich also Hr. G. entschliessen, in einem zweiten Bande einen möglichst kurzen, vorzüglich die Sacherklärung umfassenden Commentar beizugeben, so würde Rec. keinen Anstand nehmen, die Anschaffung desselben den Gymnasialbibliotheken, um es den Schülern, so fern diese es nicht selbst anschaffen können, zu ihrem Privatstudium in die Hände geben zu können, anzuempfehlen; auch würde es dann, wo der Gebrauch besteht, Bücher als Preise auszutheilen, gewiss zu diesem Zwecke sehr willkommen sein.

Wie das Buch jetzt vorliegt, kann Rec. nur aussprechen, dass Hr. G. das, was er nach seiner Vorrede sich vorgenommen hatte, treulich erfüllt hat, und dass demnach, wo diese Epigramme in Schulen gelesen werden, und der Lehrer es übernehmen will, alles zur Erklärung Nöthige selbst zu geben, diese Auswahl ebenso empfohlen werden kann, als für alle, welche sich

mit der griechischen Anthologie bekannt machen wollen, ohne sich eine theuere Ausgabe anschaffen zu können; denn der Text ist durchaus lesbar und der Druck schön und wenigstens nicht durch viele Fehler entstellt. Ausser den (11) angezeigten hat Rec. nur noch folgende bemerkt: II, 45. vs. 2. δείδιδι für δείδιθι, II, 52. vs. 2. Συσιφία für Σισυφία, II, 180. vs. 6. Τλησιρίνη für Τλησιμένη, III, 136. vs. 6. λύγρης für λύρης.

L. v. Jan.

---

1) *Grundriss der Elementar-Arithmetik und algebraisches Kopfrechnen* von *S. E. Baltrusch.* Berlin, im Verlage von Veit und Comp. 1836. 475 Seiten gr. 8.

2) *Ausführliches Lehrbuch der Algebra* von den ersten Elementen bis zur Analysis oder der Lehre von Functionen für Gymnasien und höhere Lehranstalten. Nach einem neuen Plane bearbeitet von *J. Jos. Caspari.* Coblenz 1836. Bei J. Hölscher. 562 Seiten gr. 8.

3) *Arithmetisches Uebungsbuch, ein Hülfsmittel* zu einem zweckmässigen Unterrichte in der Zahlenrechnung, Buchstabenrechnung und Algebra. Von Dr. *Wilhelm August Förstemann,* Professor am Gymnasium zu Danzig. Königsberg 1835. Im Verlage der Gebrüder Bornträger. 498 Seiten gr. 8.

Das Werk des Herrn Baltrusch enthält, in möglichster Kürze, eine Menge von Formeln und Uebungsbeispielen, welche in der Hand eines geschickten Lehrers viel Nutzen stiften können. — Rec. kann daher dieses Werk seinen Herren Collegen als Formel- und Beispielsammlung bestens empfehlen, glaubt aber nicht, dass es als Lehrbuch an Gymnasien u. s. w. mit grossem Nutzen gebraucht werden kann.

Unser sehr verehrter Landsmann Herr J. Caspari aus Coblenz hat in seinem Werke die wichtigsten Lehren der Arithmetik und Algebra auf eine recht zweckmässige Weise bearbeitet, und wir hätten nur gewünscht, dass einige Sätze etwas gründlicher abgehandelt worden wären. Im Uebrigen ist das Buch auf eine recht lobenswerthe Weise abgefasst und an Gymnasien u. s. w. in einem zweckmässigen Auszuge recht wohl zu gebrauchen.

Herr Förstemann hat in seinem Werke viele Formeln und Uebungsbeispiele gegeben und die erstern so viel als möglich zu begründen versucht. Wenn wir aber auch nun die meisten Beweise für gründlich genug erachten, so sind uns doch einige nicht hinlänglich erwiesene Sätze vorgekommen, und wir haben beim Studium des Buches gefunden, dass dasselbe in praktischer

Beziehung (als Formel- und Beispielsammlung) vorzüglich, in theoretischer aber weniger empfohlen zu werden verdient.

No. I. Im Werke des Herrn Baltrusch kommen vor:

1) Sätze, welche sich auf arithmetische Verhältnisse beziehen.
2) Sätze, welche sich auf geometrische Verhältnisse beziehen.
3) Sätze, welche sich auf Brüche beziehen.
4) Aufgaben, mit Bedingungen arithmetischer und geometrischer Verhältnisse.
5) Praktisches algebraisches Kopfrechnen, d. h. Aufgaben, deren Auflösungen Sätze erfordern, die sich vorzüglich auf arithmetische und geometrische Verhältnisse beziehen.

No. 1. *ist kurz und deutlich bearbeitet.* Um aber die Darstellungsweise des Herrn B. kennen zu lernen, stellt Rec. wörtlich Folgendes hin:

1. *Erklärung.* Die Einheit ist das, nach welchem jedes Ding Eins ist.

2. *Erklärung.* Eine Zahl ist ein aus Einheiten zusammengesetztes Ganze.

3. *Erklärung.* Die Zeichen für Zahlen nennt man Ziffern.

4. *Erklärung.* Zwei Zahlen sind einander gleich, wenn die eine eben so viele Einheiten als die andere hat.

5. *Erklärung.* Zwei Zahlen sind ungleich, wenn die eine nicht so viele Einheiten als die andere hat. Diejenige Zahl, welche mehr Einheiten als eine andere hat, heisst grösser als diese, und diese kleiner als jene. Die Zahl, um welche die eine grösser als die andere ist, heisst der Unterschied (die Differenz) der Zahlen.

6. *Erklärung.* Das Zeichen der Gleichheit zweier Zahlen ist dieses (=), das Zeichen der Ungleichheit dieses (> oder <); die Oeffnung des Winkels wird stets nach der grössern Zahl gerichtet; z. B. $5 = 5$ heisst: 5 ist gleich 5; $7 > 3$ heisst: 7 ist grösser als 3; $2 < 8$ heisst: 2 ist kleiner als 8. Wenn eine Zahl um eine andere grösser als eine dritte ist, so soll dieses so bezeichnet werden: 5 um $2 > 3$, heisst: 5 ist um 2 grösser als 3; 4 um $3 < 7$, heisst: 4 ist um 3 kleiner als 7.

7. *Grundsatz.* Jede Zahl ist gleich sich selbst; z. B. $3 = 3$, $4 = 4$.

8. *Grundsatz.* Wenn jede von zwei Zahlen einer dritten gleich sind, so sind sie unter einander gleich; z. B. $A = C$, aber auch $B = C$, so ist $A = B$.

9. *Erklärung.* Zwei Zahlen addiren, heisst eine dritte Zahl finden, welche so viele Einheiten hat, als beide zusammen haben. Die Zahlen, welche addirt werden, heissen Summanden. Die Zahl, welche so viele Einheiten hat, als beide zusammen haben, heisst die Summe der Zahlen.

10. *Erklärung.* Das Zeichen der Addition ist +; $A + B$

heisst: A und B sollen addirt, oder zu A die B hinzugesetzt werden. A und B sind also die Summanden, A + B die Summe. z. B. 1 + 2 = 3; 7 + 10 = 17 u. s. w.

11. *Grundsatz.* Die Summe einer ersten und zweiten Zahl ist gleich der Summe der zweiten und ersten Zahl, z. B. 5 + 7 = 7 + 5; 3 + 8 = 8 + 3.

12. *Grundsatz.* Zu gleichen Zahlen gleiche adddirt, giebt gleiche Summen, oder zu Gleichem Gleiches hinzugesetzt, giebt Gleiches; z. B. $\left.\begin{matrix}2 = 2\\3 = 3\end{matrix}\right\}$ folglich 2 + 3 = 2 + 3.

Es sei $\left.\begin{matrix}A = B\\C = D\end{matrix}\right\}$ so ist A + C = B + D.

13. *Lehrsatz.* Die grössere zweier ungleichen Zahlen ist gleich der Summe der kleinern und des Unterschiedes beider. Die grössere A, von zwei ungleichen Zahlen A, B, muss so viele Einheiten als die kleinere B, und noch eine gewisse Anzahl C Einheiten (den Unterschied) haben; zugleich hat die Summe der Zahlen B, C so viele Einheiten, als B und C zusammen haben: daher ist der behauptete Satz richtig.

Wenn also A um C > B: so ist A = B + C, z. B. 7 um 2 > 5; also 7 = 5 + 2.

14. *Erklärung.* Die Summe mehrer gleicher Zahlen wird ein Vielfaches von einer Zahl, wird nach der Anzahl der gleichen Zahlen benannt. Die Summe von 2 gleichen Zahlen heisst das Zwiefache, von 3 gleichen Zahlen das Dreifache einer dieser Zahlen u. s. w. Z. B. das Zweifache von 3 ist 3 + 3 = 6, das Dreifache von 5 ist 5 + 5 + 5 = 15.

15. *Erklärung.* Eine Zahl von einer andern subtrahiren heisst: so viele Einheiten, als die erste hat, von der andern hinwegnehmen. Die Zahl, welche hinweggenommen wird, heisst der Subtrahendus; die, von welcher eine andere weggenommen wird, der Minuendus, und die, welche nach der Hinwegnahme vom Minuendus übrig bleibt, der Rest.

16. *Erklärung.* Das Zeichen der Subtraction ist —, welches vor den Subtrahendus, wie dieser hinter den Minuendus gesetzt wird. A — B heisst: von A soll B hinweggenommen werden. A ist also der Minuendus, B der Subtrahendus und A — B der Rest, z. B. 3 — 1 = 2, 5 — 2 = 3, 9 — 4 = 5. Das Additionszeichen (+) wird plus (mehr), das Subtractionszeichen (—) minus (weniger) ausgesprochen u. s. w.

Aus den eben aufgestellten §§. geht hervor, dass Herr B. öfters etwas gründlicher hätte zu Werke gehen können. So hat er z. B. nicht erwiesen, dass a + b = b + a ist, und auch in § 15. keine genügende Erklärung der Differenz hingestellt. Die im § 61. vorkommende Erklärung des Verhältnisses ist nicht klar genug; alle übrigen Sätze der Verhältnisslehre genügen aber den Anforderungen des Rec.

No. 2. ist besonders vollständig bearbeitet; auch ist die Lehre der gewöhnlichen Brüche gut, diejenige der Kettenbrüche sehr gut und die der Decimalbrüche genügend dargestellt. Um aber auch die Beweisart des Hrn. B. näher kennen zu lernen, stellt Rec. § 129. wörtlich und zwar auf folgende Weise hin:

§ 129.

Lehrsatz. Wenn jede von zwei Zahlen die andere vervielfältigt, so sind die Producte einander gleich. Die einander vervielfältigenden Zahlen seien A, B, so ist zu zeigen, dass A.B = B.A ist. Man zerlege die Zahl B, welche vervielfältigt werden soll, in ihre Einheiten und stelle sie in eine horizontale Reihe. Diese Horizontalreihe setze man so oft, als die vervielfältigende Zahl A Einheiten hat, in senkrechter Richtung unter einander.

```
P . . . . . . . . . . Q
  . . . . . . . . . .
  . . . . . . . . . .
  . . . . . . . . . .
  . . . . . . . . . .
  . . . . . . . . . .
  . . . . . . . . . .
R . . . . . . . . . . S.
```

Da nun jede Horizontalreihe, PQ, so viele Einheiten als B hat, und der Horizontalreihen so viele vorhanden sind, wie viele Einheiten A hat: so begreift die Summe aller Horizontalreihen so viele Einheiten, als das Product A.B hat. In jeder Verticalreihe, PR, befinden sich so viele Einheiten, so viele Einheiten A hat; nun giebt es so viele Verticalreihen, als eine Horizontalreihe oder B Einheiten enthält, folglich umfassen alle Verticalreihen zusammen so viele Einheiten, als das Product B.A. Die Summe aller Horizontalreihen hat eben so viele Einheiten als die Summe aller Verticalreihen; demnach ist A.B = B.A. Ein anderer Beweis desselben Satzes. Das Product A.B ist so vielfach von B als A von der Einheit; also hat man zwei Gleichvielfache, das Product A . B und A von zwei anderen Zahlen, der B und der Einheit. Nun ist B ein Vielfaches der Einheit; daher ist A.B so vielfach von A, als B von der Einheit ist. Das Product B.A ist nun ein solches Vielfaches von A, als B von der Einheit ist, daher sind die Producte A.B und B.A Gleichvielfache einer und derselben Zahl A. Demnach ist A.B = B.A, z. B. 3.5 = 15, 5.3 = 15, also 3.5 = 5.3. *Die in Nr. 4. vorkommenden Aufgaben sind zweckmässig bearbeitet.* So heisst es z. B. in No. 1, 2, 21, 36, 46, 116:

1) Eine gewisse Zahl ist gleich 24; welches ist die gesuchte Zahl? *Aufl.* Eine Zahl kann entweder grösser, eben so gross oder kleiner als eine andere Zahl sein. Da nun die gesuchte Zahl gleich 24 sein soll, so kann sie weder grösser noch kleiner als 24,

sondern sie muss eben so gross als 24 sein. Daher ist die gesuchte Zahl 24 — 2. Welche Zahl ist gleich 76?

BB. Vergleichung durch Ungleichheit. aa. Durch Grössen. 21) Eine dreifache unbekannte Zahl ist gleich 19; welches ist die einfache Zahl? *Aufl.* Die einfache Zahl ist gleich dem dritten Theile von ihrem Dreifachen; da ihr Dreifaches gleich 19 ist, so ist das Einfache gleich dem dritten Theile von 19 oder gleich $6\frac{1}{3}$. Also ist die gesuchte Zahl $6\frac{1}{3}$.

36) Ein Viertel einer Zahl ist gleich 27, welches ist die ganze Zahl? *Aufl.* Das Ganze ist das Vielfache von einem Viertel; da $\frac{1}{4}$ der gesuchten Zahl gleich 27 ist, so ist sie gleich dem Vierfachen von 27 oder gleich 108.

46) Zwei Drittel welcher Zahl betragen 18? *Aufl.* Das Ganze ist das Dreifache von $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{3}$ ist gleich der Hälfte von $\frac{2}{3}$; also ist das Ganze das Dreifache von der Hälfte von $\frac{2}{3}$; $\frac{2}{3}$ der Zahl sind gleich 18, so ist die Hälfte von $\frac{2}{3}$ der Zahl gleich der Hälfte von 18 oder gleich 9. Die ganze Zahl ist daher das Dreifache von 9 oder gleich 27.

116) Eine Zahl ist um ihr Doppeltes und 24 kleiner als ihr Fünffaches. Welches ist das Einfache? *Aufl.* Das Einfache ist um das 4fache kleiner als das Fünffache; daher ist das 4fache gleich dem Doppelten und 24. Das Vierfache ist um das 2fache grösser als das Doppelte, die Summe des Doppelten und 24 ist um 24 grösser als das Doppelte; daher ist das Doppelte = 24; also das Einfache = 12.

In No. 5. kommen endlich sehr viele zweckmässig bearbeitete und ansprechende Aufgaben vor.

Druck und Papier sind gut.

No. II. Herr Caspari hat in seinem Buche abgehandelt:

1) die Einleitung; 2) die Summen und Differenzen; 3) die Producte und Quotienten; 4) die Potenzen und Wurzeln; 5) die Decimalbrüche; 6) die Ausziehung der Quadrat- und Cubikwurzel aus Zahlen und zusammengesetzten Buchstaben-Ausdrücken; 7) die Logarithmen; 8) die Lehre von den Verhältnissen und Proportionen; 9) die Lehre von den Progressionen; 10) die Combinationslehre; 11) die Theorie der Gleichungen und 12) die Auflösungen der Gleichungen der 4 ersten Grade.

No. I. enthält auf eine genügende Weise die Erklärung der Grösse, Einheit, Vielheit, Zahl, Mathematik, Arithmetik, der in der Mathematik vorkommenden Sätze der Gleichung und Ungleichung, der Summe, Differenzen, Producte und Quotienten.

In § 11. hätte jedoch Rec. das Wort *Coefficient* weggelassen und dasselbe in einen späteren § gebracht. No. 2. ist recht deutlich abgehandelt. So heisst es z. B. in § 2.:

§ 2.

Von den widerstreitenden Grössen überhaupt, und denen im Sinne der Addition insbesondere.

Unter den algebraischen Grössen unterscheidet man noch solche, die ihrer Natur nach, in Bezug auf die gegenseitige Verbindung, die sie eingehen sollen, in einem gänzlichen Widerstreite zu einander stehen, so dass die bezügliche Rechnungsoperation mit der einen eine schon geschehene Operation mit der andern wieder aufhebt.

Widerstreitende Grössen im Sinne der Addition sind solche, die, wenn sie durch Addition mit einander verbunden werden, sich gegenseitig aufheben. Man giebt diesen Grössen, um sie genau von einander zu unterscheiden, verschiedene Vorzeichen, und zwar derjenigen, welche man als die gegebene betrachtet, das Zeichen (+), der andern, welche man sich als die widerstreitende derselben denkt, das Zeichen (—), so dass, wenn z. B. die eine mit + a (ausgesprochen plus a) bezeichnet wird, die andere alsdann mit — a (ausgesprochen minus a) zu bezeichnen ist. — Erstere Zahlen, welche das Zeichen (+) zum Vorzeichen haben, bekommen den Namen der positiven Grössen, letztere der negativen. Die positiven und negativen Grössen heisst man auch mit einem gemeinschaftlichen Namen entgegengesetzte Grössen. Verbindet man also beide Grössen (+ a) und (— a) durch Addition, so heben sie sich, dem aufgestellten Begriffe gemäss, gegenseitig auf, so dass es also einerlei ist, ob man beide, oder keine von beiden addirt. Die Grösse (— a) hebt also die durch die Grösse (+ a) geschehene, oder blos als geschehen gedachte Addition wieder auf, und umgekehrt. Die Grösse a kann aber nur dadurch wieder aufgehoben werden, dass man dieselbe Zahl a von der gegebenen Zahl a wieder subtrahirt; folglich sind Addition und Subtraction einander widerstreitende Rechnungsoperationen. Deshalb kann man nun jede Differenz, wie z. B. a — b, auch als eine Summe betrachten, deren zweiter Summand (— b) eine negative Grösse ist. Das Zeichen (+) wird bei einer einzeln stehenden Grösse, so wie auch bei jeder Grösse, welche die Anfangsgrösse einer Summe bildet, gewöhnlich ausgelassen. Die Zeichen (+) und (—) der Grössen heisst man die Vorzeichen derselben. Die Werthe der Grössen ohne Rücksicht auf ihre Vorzeichen heisst man die absoluten Werthe derselben. Die Vergrösserung und Verkleinerung negativer Grössen kann in zweifacher Art gedacht werden. Eine negative Grösse z. B. (— 7) kann vergrössert und verkleinert werden im Sinne der negativen Grössen und auch im Sinne der positiven. So z. B. ist (— 9) eine Vergrösserung von (— 7) im Sinne der negativen Grössen, dagegen (— 6) eine Vergrösserung von (— 7) im Sinne der positiven Grössen. Denn, um aus der Zahl (— 7) die Zahl (— 9) zu erhalten, muss ich der Zahl (— 7) zwei negative Einheiten zusetzen. Um aber aus der Zahl (— 7) die Zahl (— 6) zu erhalten, muss ich zu der Zahl (— 7) eine positive Einheit, d. i. (+ 1), addiren, wodurch ich offenbar die Zahl (— 6) erhalte,

weil die Zahl (— 7) eine Summe aus den zwei Summanden (— 6) und (— 1) ist, von denen der letzte Summand (— 1) durch das Hinzutreten des Summanden (+ 1) aufgehoben wird.

Die Vergrösserungen im Sinne negativer Grössen sind also zugleich Verkleinerungen im Sinne der positiven und umgekehrt. Ist von Vergrösserungen oder Verkleinerungen überhaupt die Rede, so versteht man immer solche im Sinne positiver Grössen. Hieraus folgt unmittelbar, dass von zwei negativen Grössen diejenige die kleinere ist, welche den grössern absoluten Werth hat.

In Bezug auf No. 3. bemerkt Rec., dass die Gleichungen $a.0 = 0$, $a.1 = a$ nicht der Erklärung des Productes entsprechen und dass der Begriff des letztern erweitert werden muss, bevor von den Zeichen $a.0$, $a.1$ die Rede sein kann. Die meisten der in § 3. vorkommenden Lehrsätze, der Producte und Quotienten sind gut bewiesen. So heisst es z. B.

Ein Product a. b wird mit einer Zahl c multiplicirt, wenn man einen der Factoren mit c multiplicirt und den andern ungeändert lässt.

Behauptung. $(a.b)\,c = (ac)\,b = a\,(b.c)$.

Beweis. Das Product a. b kann man betrachten als eine Summe von b Summanden, von denen jeder gleich a ist, wiederholt man nun diese Summe cmal, so wiederholt man auch jeden Summanden a dadurch cmal, und man erhält also cmal so viele Summanden als vorher, mithin b. c Summanden, von denen jeder = a ist, also enthält man zur Summe a. (b. c). Diese Summe lässt sich aber zerlegen in lauter Glieder, von denen jedes cmal den Summanden a enthält, und da nun b solcher Glieder vorkommen, so ist die Gesammtsumme auch $= (a.c).b$, folglich ist $(a.b).c = (a.c).b = a.(b.c)$.

Rec. bemerkt aber noch, dass die Begriffe Product und Quotient vorher in einem allgemeineren Sinne hätten aufgefasst, die Gleichungen für diese allgemeinen Producte und Quotienten nochmals erwiesen und alsdann erst die Gleichungen $(+a).(+b) = +a.b$, $(+a).(-b) = -(ab)$, $(-a).+b = -ab$, $(-a).(+b) = -(a.b)$, $(-a).(-b) = +ab$, $\frac{+a}{+b} = +\left(\frac{a}{b}\right)$, $\frac{+a}{+b} = +\frac{a}{b}$, $\frac{+a}{-b} = -\left(\frac{a}{b}\right)$, $\frac{-a}{+b} = -\left(\frac{a}{b}\right)$, $\frac{-a}{-b} = +\frac{a}{b}$ hätten gegeben werden müssen. Das von den Ungleichungen, den Brüchen, den unendlich grossen und kleinen Werthen und von den besondern Eigenschaften der Zahlen Gesagte hat Rec. sehr befriedigt. So heisst es z. B. § 6:

In den Fällen, wo die Grösse einer Zahl verschwindet, oder über alle Grenzen hinaus wächst, also grösser wird, als jede angebbare noch so grosse Zahl, sagt man von der ersten, sie habe

einen unendlich kleinen Werth, d. h. einen Werth, der kleiner ist als jede noch so kleine angebbare Zahl; von der zweiten Grösse dagegen, sie habe einen unendlich grossen Werth, und man bedient sich zur Andeutung der letztern des Zeichens ∞. Es ist hiernach klar, dass diejenigen Grössen, welche unendlich kleine Werthe erhalten, eigentlich den Werth Null darstellen sollen, obgleich sie in der unendlichen Annäherung zu dieser Grenze sich befinden. Bei denjenigen aber, die unendlich grosse Werthe bekommen, kann von keiner Grenze der Vergrösserung die Rede sein.

Unter dem Namen der endlichen Werthe der Grössen versteht man alle nicht unendliche, deren sie fähig sind.

Lehrsatz 1.

Der Werth des Bruches $\frac{1}{0}$ ist eine unendlich grosse Zahl.

Beweis.

Je kleiner in dem Quotienten $\frac{1}{a}$ der Divisor a genommen wird, desto öfter ist er in 1 enthalten, desto grösser wird also der Quotient $\frac{1}{a}$. —. Nimmt man z. B. den Divisor a $=$ 1 Millionstel, so ist der Quotient $\frac{1}{a}$ $=$ Million. Nimmt man a $=$ 1 Trillionstel, so ist $\frac{1}{a}$ $=$ einer Trillion. Führt man so fort, den Divisor a immer kleiner zu nehmen, so kann, wie hieraus ersichtlich ist, der Quotient $\frac{1}{a}$ über alle Grenzen hinaus wachsen; nimmt man daher den Divisor a unendlich klein, so ist derselbe in 1 auch unendlich vielmal enthalten, mithin alsdann der Quotient $\frac{1}{a}$ unendlich gross. Ist der Divisor a aber ein unendlich kleiner Bruch, so findet zwischen ihm und der Null gar kein angebbarer Unterschied mehr statt, weshalb man also in diesem Falle für a auch 0 setzen kann; folglich ist

$$\frac{1}{0} = \infty,$$

d. h. eine unendlich grosse Zahl.

In *No.* 4. sind mehrere Sätze nicht streng genug begründet. So steht z. B. in § 2. Lehrsatz I:

Jede Zahl in der ersten Potenz ist gleich der unveränderten Zahl selbst.

Behauptung. $a^1 = a$.

Beweis: Gemäss der Erklärung von der Potenz ist die Potenz a^1 eine Zahl, die aus der Zahl a auf dem Wege der Multiplication ebenso entsteht, wie der Exponent 1 auf dem Wege der Addition aus der Einheit entsteht. Der Exponent 1 entsteht aber auf dem Wege der Addition aus der Einheit, indem ich die Einheit im Sinne der Addition unverändert lasse; mithin muss ich auch, um aus der Zahl a die Potenz a^1 zu erhalten, die Zahl a im Sinne der Multiplication unverändert lassen; folglich ist $a^1 = a$.

Lehrsatz 4.

Jede Zahl in der 0ten Potenz ist = 1.

Behauptung: $a^0 = 1$.

Beweis: Der Exponent 0 entsteht auf dem Wege der Addition aus der Einheit, indem ich die Einheit hinsetze, dann auch das der Einheit im Sinne der Addition Widerstreitende, nämlich -1, hinsetze und diese zwei Einheiten, nämlich $+1$ und -1, zu einander addire. Also muss ich auch, um die Potenz a^0 zu bilden, die Zahl a hinsetzen, dann auch das der Zahl a im Sinne der Multiplication Widerstreitende, nämlich $\frac{1}{a}$, hinsetzen und diese beiden Zahlen, a und $\frac{1}{a}$, mit einander multipliciren, welches bekanntlich 1 giebt. —

Lehrsatz 5.

Jede Potenz mit einem negativen Exponenten ist gleich der Einheit, dividirt durch dieselbe Potenz mit positiv genommenen Exponenten.

Behauptung: $a^{\frac{-p}{q}} = a^{\frac{\frac{1}{p}}{q}}$

Beweis: Der Exponent $\frac{-p}{q}$ entsteht aus der Einheit auf dem Wege der Addition, indem ich die Einheit in q gleiche Theile zerlege, p dieser Theile hinsetze und sie zu einander addire, welches $\frac{p}{q}$ giebt, alsdann aber das dem Bruche $\frac{p}{q}$ im Sinne der Addition Widerstreitende, nämlich $\frac{-p}{q}$, hinsetze. Also muss ich auch, um die Potenz $a^{\frac{-p}{q}}$ zu bilden, die Zahl a in q gleiche Faktoren zerlegen, p dieser Faktoren hinsetzen und sie mit einander multipliciren, alsdann aber das der Potenz $a^{\frac{p}{q}}$

Sinne der Multiplication Widerstreitende, nämlich $a^{\frac{1}{\frac{p}{q}}}$ hin-
tzen; folglich ist

$$a^{\frac{-p}{q}} = a^{\frac{1}{\frac{p}{q}}}$$

if Seite 138. hätte $\sqrt{-a} . \sqrt{-b}$ nicht $= -\sqrt{ab}$, sondern : $\pm\sqrt{ab}$ gesetzt werden müssen. Die übrigen zahlreichen tze dieser Nummer sind verständlich und gut abgehandelt. In o. 5. wird in der Kürze von den Decimalbrüchen gesprochen; in o. 6. das Ausziehen der Quadrat- und Cubikwurzeln auf eine nügende Weise gelehrt, und in *No.* 7. das Einfachste der Lorithmen mit lobenswerther Deutlichkeit gegeben. *No.* 8. entlt die Verhältniss- und Proportionslehre auf eine gute und llständige Weise, und hätte Rec. in dieser No. das Wort Expont weggewünscht, weil dasselbe bei den Potenzen schon seine deutung erhielt. No. 7. Die Behandlungsweise der arithmetihen und geometrischen Progressionen hat Rec. befriedigt; auch die Combinationslehre in No. 8. zur Genüge bearbeitet. No. 9. mit hinreichender Kürze und Genauigkeit abgehandelt; auch d die darin vorkommenden Uebungsaufgaben sehr zweckmässig wählt. *Druck und Papier sind gut.*

No. III. *Im Werke des Herrn Förstemann kommen vor:*

1) Die Erweiterung der Zahlenrechnung; 2) die Buchstarechnung; 3) die Erweiterung der Lehre von den Rechnungen r dritten Stufe; 4) die Gleichungen des ersten Grades; 5) die leichungen des zweiten Grades und reine höhere Gleichungen; die algebraischen Aufgaben, die bei den Logarithmen nöthig d; 7) die Progressionen; 8) die Zins- und Rentenrechnung; die Elemente der Combinationslehre und der combinatorischen alysis. —

No. 1. handelt zuerst von den 4 Grundoperationen mit hinichender Kürze. Doch hätten manche §§, wie § 16. u. s. w. was gründlicher ausfallen können. — Die auf S. 17—19. vorommenden Beispiele sind dagegen recht zweckmässig gewählt. der Potenzlehre ist ebenfalls Einiges nicht gründlich genug. heisst es z. B. (S. 19.):

Zweites Kapitel.

Potenzen mit ganzen Exponenten.

§ 1.

Die Bezeichnung 5^4 ist eine Abkürzung für 5. 5. 5. 5. Man richt dies aus: 5 in der vierten Potenz (5 hoch 4). Die Zahl ist hierin die Grundzahl, Basis oder Wurzel, 4 der Exponent;

625 ist der Werth dieser Potenz selbst. Man kann noch 1 als Faktor vorausschicken und schreiben $5^4 = 1.5.5.5.5 = 625$

Ebenso ist $5^3 = 1.5.5.5 = 125$

$5^2 = 1.5.5 = 25$

$5^1 = 1.5 = 5$

Endlich ist $5^0 = 1 = 1$

Jede Zahl in der ersten Potenz ist die Zahl selbst. Jede Zahl in der 0ten Potenz ist = 1.

§ 2.

Der Analogie nach stellen wir die Gleichungen auf:

$$5^{-1} = 1:5 = \frac{1}{5} = \frac{1}{5^1}$$

$$5^{-2} = 1:5:5 = \frac{1}{25} = \frac{1}{5^2}$$

$$5^{-3} = 1:5:5:5 = \frac{1}{125} = \frac{1}{5^3} \text{ u. s. w.}$$

Hieraus erkennt man, eine Zahl zu einer Potenz von negativem Exponenten zu erheben, könne man dieselbe zu der Potenz vom entgegengesetzten, gleich grossen Exponenten erheben, dann mit dieser Potenz die Zahl 1 dividiren. Die auf S. 22—24. stehenden Uebungsbeispiele sind dagegen sehr belehrend.

In der Lehre von den Theilern u. s. w. stehen gleichfalls einige nicht richtige Sätze. So heisst es z. B. auf S. 24.:

§ 1.

Bei der Multiplication zweier ganzen Zahlen mit einander, die wir immer als positiv betrachten wollen, weil die Berücksichtigung negativer Zahlen hier überflüssig ist, heisst das Produkt ein Vielfaches eines jeden Faktors und ein jeder Faktor ein Theiler des Produkts. Oder: Wenn eine ganze Zahl durch eine andere ohne Rest dividirt werden kann, so heisst jene Zahl ein Vielfaches von dieser, und diese ein Theiler von jener. Z. B. da

$$7.4 = 28,\ 28:7 = 4,\ 28:4 = 7,$$

so ist 28 ein Vielfaches (das Vierfache) von 7 und auch ein Vielfaches (das Siebenfache) von 4; 7 ist ein Theiler von 28 und 4 ein Theiler von 28.

§ 2.

Jede Zahl kann als ein Vielfaches von sich selbst angesehen werden (freilich eigentlich nur als das Einfache), und als auch ein Theiler von sich selbst. Ja es kann sogar 0 als Vielfaches einer jeden ganzen Zahl betrachtet werden, indem man z. B. jede Zahl der Reihe $0 = 7.0$, $7 = 7.1$, $14 = 7.2$, $21 = 7.3$ u. s. w.

ein Vielfaches von 7 nennt. Doch wird gewöhnlich auf 0 nicht Rücksicht genommen. Jede Zahl hat unendlich viele Vielfache, aber nur eine beschränkte Anzahl von Theilern.

Doch kommen auch hier wieder andere gut und zweckmässig bearbeitete Sätze und Uebungsbeispiele vor.

Die Behandlungsweise der Decimalbrüche genügt dem Rec., und dasselbe findet auch bei den Quadratzahlen statt.

No. 2. ist gründlicher als No. 1. abgehandelt und enthält viele Formeln für Summen, Differenzen, Produkte und Quotienten, Potenzen und Wurzeln, und auch sehr viele und zweckmässig geordnete Uebungsbeispiele. Rec. bemerkt aber auch hier, dass auf S. 122. $(ab)^{-p}$ und auf S. 123 a^{-4} u. s. w. nicht den Begriffen der Potenz entspricht. In No. 3. sind die mit gebrochenen Exponenten versehenen Potenzen mit hinreichender Genauigkeit abgehandelt; auch kommen in dieser Nummer die wichtigsten Logarithmen-Gleichungen vor.

Die imaginären Quadratwurzeln sind gut abgehandelt, und die zahlreichen Beispiele zweckmässig gewählt. 4) Die Gleichungen des ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten sind zweckmässig bearbeitet; auch ist die Lehre der Proportionen u. s. w. recht vollständig dargestellt; und die Menge der Uebungsbeispiele vorzüglich geeignet, die in diesem Theile der Algebra so nöthige praktische Fertigkeit im Operiren zu erzielen.

5) Die quadratischen Gleichungen hätten etwas kürzer und die höheren Gleichungen etwas vollständiger abgehandelt werden können. Die hierhergehörigen Gleichungen mit mehreren Unbekannten sind dagegen auf eine recht zweckmässige Weise bearbeitet. —

In No. 6. wird von den Logarithmen in möglichster Kürze gehandelt; auch kommen in No. 7. die Progressionen genügend bearbeitet, und in No. 8. die wichtigsten Sätze der Zinsen- und Rentenrechnung vor.

No. 9. ist endlich eben so zweckmässig als kurz abgefasst.

Druck und Papier sind gut.

Dessau. Prof. Dr. *Götz.*

System der Geometrie, Lehrbuch für akademische Vorträge und höhere Unterrichts-Anstalten von Dr. *A. Arneth. Von den geraden Linien in der Ebene.* 1. und 2. Abtheilung. Stuttgart bei Schweizerbart. 1840. XII und 372 S. gr. 8. (2 fl.)

Der Verf. versucht die Möglichkeit zu verwirklichen, die neuen Entdeckungen der Geometrie mit dem bisher Bestandenen zu vereinigen und eine allgemeine Verbreitung derselben durch

das Aufgeben der bis jetzt befolgten Darstellungs- und Unterrichts-Methoden der ersten Anfänge in der Geometrie zu bethätigen. Er geht von der Ansicht aus, dass die ersten Elemente hauptsächlich aus Betrachtungen über Lagenbestimmungen bestehen und die höchsten Theile der Geometrie vorbereiten müssten. Er nennt die bisherige Eintheilung dieser Wissenschaft, die Methode der Darstellung der einzelnen Theile bedingend, unwissenschaftlich und sucht ihre Entstehung in ihrer, anfänglich von der allgemeinen Grössenlehre unabhängigen Entwickelung, wodurch eine Geometrie im engeren Sinne, eine Trigonometrie, eine analytische Geometrie u. s. w. entstanden sei und die Entdeckungen und Theorien der neuesten Zeit als verschiedene und nur wenig zusammenhängende Zweige der Geometrie dargestellt würden.

Er hält die bisherige Behandlung der Geometrie für zersplitternd, unpraktisch und eine allgemeine Verbreitung ihrer Lehren hindernd, und das Anwenden der Zahlenlehre auf die Raumgrössen, also die Verschmelzung beider für unbedingt nöthig, wenn eine Idee das Ganze beherrschen und jede nutzlose Wiederholung vermieden werden solle. Hierdurch werde die Darstellung für praktische Zwecke geeigneter, lerne man gleich von vorn herein, was man mit der Geometrie ausrichten und wie man sie im Leben benutzen könne, was mehr werth sei und zum Studium mehr anrege, als die Entwickelung der interessantesten Eigenschaften einer Figur. Er beabsichtigte bei der Abfassung seiner Schrift die Vereinigung der verschiedenen Zweige der Geometrie zu einem organischen Ganzen, die Entwickelung ihrer Sätze und Wahrheiten in naturgemässer Folge und die Darlegung aller Hülfsmittel, deren sich die Geometrie bedient, schon bei den ersten Elementen, um den Lehrgang zu vereinfachen, das Studium der Geometrie zu erleichtern und zu erweitern und so zu einer allgemeineren Verbreitung dieses so schönen und nützlichen Zweiges des menschlichen Wissens beizutragen.

Ref. verkennt das eifrige Streben des Verf. keineswegs, findet aber in der Behandlungsweise des geometrischen Stoffes jene Idee, welche das Ganze beherrschen soll, um so weniger, als Zahlen- und Raumgrössenlehre, jede ihre eigene Idee hat, und somit beide sich entweder verdrängen oder verwirren, und sieht die Raumgrössenlehre ihres schönen Charakters beraubt, was für das Studium nachtheilig ist und den Lernenden mit dem Wesen derselben nicht vertraut macht. Zugleich geht bei der Behandlungsweise des Verf. der formelle Nutzen, welchen das Studium der Geometrie für die Bildung zum Gelehrtenstande bringt, fast ganz verloren und aus ihr kein besonders materieller Nutzen hervor, wovon sich jeder Leser leicht überzeugt, wenn er den Grundsatz festhält, dass die Betrachtungen der Eigenschaften der Figuren hinsichtlich ihrer Linien, Winkel und Flächen allein das wahre Feld für den formellen Nutzen darbieten und dass die Ver-

mischung der arithmetischen mit den geometrischen Disciplinen den erwünschten materiellen Nutzen nicht bringt, was jeder Lehrer an technischen Anstalten bei Gebrauch dieses Buches schon bei den ersten Kapiteln wahrnehmen wird.

Ref. ist mit dem eigensinnigen Anhängen an der alten, Euklidischen, Lehrweise keineswegs einverstanden, billigt aber eben so wenig die Vermengung der Arithmetik und Geometrie und die Beraubung der letzteren ihres eigenthümlichen Charakters, weil er von der Ansicht ausgeht, dass das Studium der Geometrie nur dann wahrhaft fruchtbringend wird, wenn die Eigenschaften und Gesetze der Linien und Winkel, sodann der Figuren nach ihren Linien und Winkeln rein, ohne Einmischung von Flächengesetzen und Arithmetik, betrachtet und letztere an jene gereiht werden. Alsdann erhält die Darstellungsweise einen ganz anderen, aber in dem Wesen der Raumgrössen allein begründeten Charakter, geht dieselbe vom Einfachen zum Zusammengesetzten über und macht mit dem Wesen der Figuren hinsichtlich ihrer Linien, Winkel und eigentlichen Flächen bekannt. Die Gesetze der beiden ersteren Beziehungen müssen von denen der arithmetischen Bestimmungen, der Berechnung, Vergleichung, Verwandlung und Theilung der Flächen rein getrennt und dadurch nach ihrem wahren Wesen betrachtet werden. Alsdann treten die Wahrheiten in einem ganz anderen Lichte hervor und erhält jeder elementare Zweig der Geometrie seine wissenschaftliche Stelle. Zugleich fallen die verderblichen Missstände des Ueberschlagens von einzelnen Kapiteln, was in der Schrift des Verf., wie er in der Vorrede selbst sagt, öfters geschehen muss, ganz hinweg und bauet sich der Lernende aus eigener Kraft ein wissenschaftliches System, welches in seinem Geiste lebt und ihn zu weiteren Studien befähigt.

Der Verf. zerlegt die Geometrie in drei Abtheilungen, nämlich in die Lehre von den geraden Linien und deren Lagen, in die von der Verbindung jener zu ebenen Figuren und in die von der Verbindung der geraden Linien in einer Ebene im Allgemeinen, ohne Zweck eine geschlossene Figur zu erzeugen, worunter er die Theorien über die geometrischen Verwandtschaften und die damit zusammenhängenden Untersuchungen versteht. Die 1. und 2. Abtheilung theilt er in der vorliegenden Schrift mit, die 3. soll später erscheinen und selbst das Neueste, namentlich das in den Plücker'schen Arbeiten Enthaltene, welche ihm erst zu spät zur Hand kamen, um gehörig benutzt zu werden, enthalten. Er will es seit mehreren Jahren bei seinen Vorlesungen zu Grunde gelegt und Ursache gehabt haben, mit dem Erfolge zufrieden zu sein, indem er es selbst solchen Studirenden, die gar keine geometrischen Vorkenntnisse mitbrachten, zugänglich gefunden habe. Gegen diese Erklärung wäre viel zu sagen, da des Verf. Wirkungskreis als Privatdocent beschränkt, seine Zuhörerzahl gering ist

und ein oder das andere Jahr nicht hinreicht, einen wissenschaftlichen Ideengang zu prüfen, zumal da bei so wenigen Zuhörern oder Schülern der Vortragende stets sich selbst hört und seine Ansichten aus Vorurtheilen für richtig hält; denn er ist der Entwickelnde, welcher seine Vorurtheile auf die Zuhörer überträgt. Versuchte es der Verf., die Zuhörer die meisten Wahrheiten selbst entwickeln zu lassen, so würde er bald einsehen, dass sein Ideengang keine Haltbarkeit hat und an gelehrten Schulen gar nicht gebraucht werden kann. Die Berufung auf Littrow hat keine Kraft, weil dessen Bearbeitung des geometrischen Stoffes den Forderungen der Wissenschaft und Pädagogik eben so wenig entspricht, als die des Verf., welcher viel besser gethan hätte, wenn er nicht allein der Anordnung, sondern auch den Darstellungen und Beweisen von Schweins in seinem Systeme der Geometrie (im engeren Sinne) gefolgt wäre.

Man vermisst für die meisten Disciplinen vollständige und umfassende Erklärungen, aus welchen sich jene allgemeinen, einfachen und elementaren Sätze ergeben, mit denen sich die Lernenden leicht vertraut machen, welche sie alsdann wegen ihrer Allgemeinheit und Einfachheit, wegen ihrer Bestimmtheit und Umfassendheit überall anwenden, welche sie zu jener Selbstthätigkeit veranlassen, sich zu üben, sich zu erkräftigen und zu zeigen, in der man den Grund derjenigen Liebe zu suchen hat, welche die Lernenden gleich von vorn herein erhalten müssen, wenn sie sicheren Fortschritt machen sollen und welche ihnen zu derjenigen Selbstständigkeit verhelfen, worin der Erfolg des Unterrichtes allein sicher und fest begründet wird und der Keim der Fähigkeit liegt, in den höheren Theilen der Mathematik mit Sicherheit und Leichtigkeit vorwärts zu schreiten. Diese Sätze sind theils Grundsätze, aus den Zergliederungen der Begriffe und Disciplinen sich ergebend, theils solche allgemeine Lehrsätze, welche eine ganze Disciplin beherrschen, also ihrer besonderen Behandlung vorausgehen müssen. Von diesem methodischen Verfahren findet man in der Schrift kaum eine Spur, weswegen sie in Bezug auf die Forderungen der Pädagogik, welche der Unterricht an gelehrten Anstalten an eine Wissenschaft macht, sehr viel zu wünschen übrig lässt und an diesen gar nicht zu gebrauchen ist. Die eigentliche geometrische Methode ist ganz vernachlässigt.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Schrift wendet sich Ref. im Besonderen zu ihrem Inhalte, welcher ihm ebenfalls viele Gründe darbietet, hinsichtlich der Wissenschaft und Pädagogik viele Verbesserungen zu wünschen. Die beiden Abtheilungen, welche sie enthält, zerfallen in 6 Abschnitte mit 22 fortlaufenden Kapiteln und bringen folgende Gegenstände zur Sprache: I. Von den geraden Linien und deren gegenseitigen Lagen, ihre Bestimmungs-Methoden, und von goniometrischen

Funktionen einfacher und zusammengesetzter Winkel nebst Berechnung. Kap. 1—6, Seite 1—73. II. Von den Geraden und deren Lagen gegen bekannte Lagen (analytische Geometrie) hinsichtlich der Bestimmung der Lage durch Linear- und Polar-Coordinaten. Kap. 7. u. 8., S. 74—98. Diese Materien bilden die 1. Abtheilung; die 2. handelt von der Verbindung der Geraden zu ebenen Figuren, Geometrie und Trigonometrie, woraus man folgern könnte, die erste Abtheilung enthalte keine derartigen Gegenstände und es gehöre die Vier- und Vieleckslehre zur Trigonometrie, da die Gesetze der letzteren doch nur auf jene angewendet werden. Im Besonderen handelt Abschnitt III. vom Dreiecke hinsichtlich des Zusammenhangs der Seiten und Winkel, der Vergleichung mehrerer Dreiecke nach bestimmten Beziehungen, der Verbindung der Dreiecke mit Linien und der ausführlichen Berechnung aus Seiten und Winkeln, Kap. 9—12. S. 101—154. IV. Vom Vierecke nach denselben Hinsichten, Kap. 13—16. S. 155—196. V. Von Fünf- und Vielecken nebst einem Anhange über den Kreis, Kap. 17—19. S. 197—239. VI. Von den Flächenräumen der ebenen geradlinigen Figuren hinsichtlich ihrer Vergleichung, Berechnung, Verwandlung und Theilung, Kap. 20—22. S. 240—372.

Eine genaue Betrachtung dieser Uebersicht zeigt im Allgemeinen, dass der Verf. zuerst die Linien und Winkel für sich, dann an den einzelnen Figuren die Gesetze beider Gesichtspunkte betrachtet, aber die eigentlichen Flächengesetze von jenen getrennt nicht gehalten hat. Er führt gleich anfangs die goniometrischen Funktionen ein und will nur die Hauptmomente festgehalten, das Uebrige überschlagen haben, womit er zu erkennen giebt, dass sein Ideengang für höhere Lehranstalten nicht passend ist. Den geometrischen Charakter der Funktionen übergeht er ganz, indem er blos ihren arithmetischen festhält, den sich die Lernenden gedächtnissmässig einprägen sollen. Nun hängen diese Funktionen mit den Kreisbögen enge zusammen, bestimmen an und für sich diese Bögen und erst mittelst dieser die Winkel, weil diese ja einzig durch ihre Zwischenbögen bestimmt werden, also direkt zum Kreise gehören, mithin legte der Verf. eine verfehlte Idee zum Grunde und hat sein ganzes System keine Haltbarkeit. Nebstdem müssen oft manche Kapitel überschlagen und erst nach anderen vollständig gelehrt werden, mithin liegt auch hierin manche Inconsequenz, welche kein System haben darf.

Den Untersuchungen selbst gehen „vorläufige Bestimmungen" über Raum, Form, Linie, Fläche, Körper und dgl. voraus, welche an und für sich Erklärungen sein sollen, aber meistens die Merkmale und Eigenschaften der Grössen nicht klar darstellen, eben deswegen unbestimmt sind und zu keinem allgemeinen Grundsatze führen, welche für den Unterricht in den Elementen der Geometrie unentbehrlich sind. Für die Bestimmung der Linien,

Winkel und Flächen hinsichtlich ihrer Merkmale, um sie von einander zu unterscheiden und eine kurze Uebersicht von dem zu behandelnden Stoffe zu gewinnen, sind ganz andere Erklärungen erforderlich, als sie der Verf. giebt. Die Merkmale und Haupteigenschaften der ausgedehnten Grössen muss der Lernende genau kennen, wenn er mit eigener Kraft in ihr Wesen eindringen soll.

Das über die Methoden zur Bestimmung der Lage von Geraden Gesagte ist mit Ausnahme einiger Erörterungen gesucht und schwülstig; aus ihm geht die horizontale, vertikale und schiefe Richtung einer Linie keineswegs hervor, weswegen die verschiedenen Winkelarten, ihre Gesetze u. s. w. eben so wenig klar werden. Das Messen der Linien trägt der Verf. auf das Verhalten zweier Linien über und hieraus leitet er sogleich die als Zahlenverhältnisse erscheinenden Begriffe Sinus, Cosinus u. dgl. ab, ohne die Gesetze von Neben-, Vertikalwinkeln, Parallelen und den dabei stattfindenden Winkelarten gehörig zu begründen und zur klaren Vorstellung zu bringen. Die Entwickelung der verschiedenen Formeln für die goniometrischen Funktionen und der Berechnung der letzteren für verschiedene Winkel bietet nichts Neues und Eigenthümliches dar, findet sich in allen elementaren Lehrbüchern der Trigonometrie und lässt sich in mehrfacher Beziehung sehr abkürzen, womit noch grössere Klarheit erzielt würde. Da nun der Verf. unter den Bezeichnungen sin., cos., tang. etc. die eigentlichen Zahlenverhältnisse versteht, so ist die Schreibart sin. A^2, cos. A^2 u. s. w. nicht gut gewählt, weil nicht der Winkel A, sondern sein Zahlenwerth, welchen die Zeichen sin., cos. bedeuten, zu quadriren ist und überhaupt ein Winkel niemals potenzirt werden kann. Die Zusammenstellung der einzelnen, durch dieselbe Grösse ausgedrückten Formeln für verschiedene Funktionen wäre wohl besser dem Lernenden überlassen worden, mithin liegt in ihr nicht nur nichts Wissenschaftliches, sondern vielmehr ein pädagogischer Fehler, weil jene keine Gelegenheit zur Selbstübung erhalten. Eine kurze Andeutung für die Ableitung vieler Formeln reichte vollkommen hin, und die Berechnung der Werthe der Sinus und Cosinus für mancherlei Winkel konnte sehr abgekürzt werden.

Der Inhalt des 2. Abschnitts bietet gleichfalls nicht Neues, aber dasjenige dar, was nicht zu den Elementen der Geometrie gehört, weil es die Anfangsgründe der analytischen Geometrie betrifft und in jedem guten Lehrbuche dieses Zweiges sich findet. Die Darstellungen gehen von der Methode der Coordinaten-Bestimmung aus, zur Entwickelung der Gleichung einer geraden Linie und umgekehrt über und behandeln alsdann 9 Aufgaben über die Geraden, welche in materieller Hinsicht zweckmässig und geeignet sind, verschiedene Eigenschaften des Gegenstandes in ein klares Licht zu setzen. Auch die Bestimmung durch Polar-

coordinaten und die Uebertragung der Linearcoordinaten in diese, sowie ihre Darstellung durch einander verdient insofern Beifall, als die entwickelten Gesetze für die höhere, analytische Geometrie von besonderer Wichtigkeit sind. Allein für den Schulgebrauch geht der Vortrag viel zu weit; entweder müssen die Untersuchungen überschlagen und nach Erlangung grösserer Reife nachgeholt, oder vom Vortrage ganz ausgeschlossen werden. Da übrigens der Verf. den Unterricht in der Geometrie im engern Sinne ganz aufhebt und nur aus den Formeln die Eigenschaften und Gesetze der Figuren abzuleiten strebt, wobei der intuitive Charakter der Wissenschaft, der Unterschied zwischen Erklärungen, Grundsätzen und Lehrsätzen ganz vernachlässigt ist und der Lernende durchaus nicht versucht wird, aus erwiesenen Lehrsätzen andere Wahrheiten durch eigene Thätigkeit des Geistes abzuleiten und dadurch zu derjenigen Selbstständigkeit zu gelangen, welche nothwendig ist, um aus eigener Kraft vorwärts zu schreiten, so befriedigt er keinerlei Anforderung.

Der Verf. will aus den Formeln den allgemeinen Zusammenhang der Figur und ihre Eigenschaften ableiten, übersieht aber ganz, dass eine grosse Summe von Wahrheiten mit den Formeln oder mit der Arithmetik nichts gemein hat und dass die Geometrie intuitiv behandelt werden muss, wenn ihr Studium wahrhaft formellen und materiellen Nutzen bringen soll. Die Parallelität der Linien, die Congruenz und Aehnlichkeit der Dreiecke, Vierecke und Vielecke, überhaupt alle Gesetze der Figuren, welche blos Linien und Winkel betreffen und vor Allem die rein geometrische Vergleichung der Flächen liefern jedem Sachkenner unzählig viele Beweise gegen die Haltbarkeit der Ansichten des Verf., welcher die Forderungen der Gelehrtenschulen an den geometrischen Unterricht entweder ignorirt oder aus Erfahrung nicht kennt. Möge er nach seinem vermeintlichen Systeme (dass es dieses nicht ist, wurde oben kurz nachgewiesen) an einem Gymnasium oder an einer technischen Anstalt zu lehren beordert werden; er wird bald wahrnehmen, dass es nicht vorwärts geht, dass höchstens einige recht befähigte Schüler mittelst grosser Anstrengungen sich einige Kenntnisse erwerben, welche für den Aufwand an Kraft und Zeit gar kein Lohn sind, und dass die übrigen von dem Unterrichte gar keinen Gewinn haben. Die Grösse dieses Verlustes kann nur derjenige wahrhaft bemessen, der aufmerksam einen solchen Vortrag beobachtet.

Für die Dreiecke lässt der Verf. wohl die Bedingungen für die Bestimmung vorausgehen und dann die Congruenz folgen; allein die Anordnung der Sätze ermangelt des inneren Zusammenhanges und diese selbst bleiben häufig unbestimmt; Produkte von Linien, also Flächengesetze, sind mit Linien- und Winkelgesetzen vermischt und die Darstellungen selbst oft dunkel. So giebt es an und für sich kein Produkt von Seiten, sondern nur von den

Zahlenmaassen derselben; sind Dreiecke ähnlich, wenn sie gleiche Winkel oder proportionale Seiten haben u. dgl. Die Materien des 3. Abschnittes sind nichts weniger als systematisch behandelt und ermangeln aller gründlichen Erklärungen. Mit der Congruenz und Aehnlichkeit haben arithmetische Bestimmungen nichts gemein, weil erstere auf der Uebereinstimmung aller Theile, diese auf der gleichen Beschaffenheit beruht; beide Materien haben ihre Grundlage in dem rein geometrischen Charakter und bedürfen der Rechnungen, Formeln, nicht; letztere verwirren vielmehr den Anfänger und lassen ihn nicht in das Wesen der Congruenz- und Aehnlichkeits-Bedingungen eindringen. Die Zeichnung führt eben so gut und noch bestimmter zur Natur des Dreieckes, als die Rechnung; sie ist intuitiv und bringt jene zum klaren Verständnisse der erforderlichen Elemente. Ref. bezieht sich bloss auf den Bestimmungsfall aus zwei Seiten und dem nicht eingeschlossenen Winkel; die Zeichnung versinnlicht den Lernenden sogleich, dass dieser Winkel der grösseren von jenen zwei Seiten entsprechen muss und bei Annahme des der kleineren Seite entsprechenden Winkels nicht blos zu zwei, einem spitz- oder stumpf-, sondern auch zu einem recht- und vielen spitz- oder stumpfwinkeligen Dreiecken führt. Für eine bekannte Seite sind nur zwei, und nicht die drei Winkel zur Natur des Dreieckes nöthig, wie der Verf. zu meinen scheint, indem er sagt: Eine Seite und die Winkel bestimmen die beiden anderen Seiten und das Dreieck. Diesen Fall zerlegt die Zeichnung in zwei besondere, welche auch für die Congruenz stattfinden. Am Wenigsten dürfte die Aehnlichkeit der Dreiecke gelungen sein.

Was der Verf. im 1. Kapitel von den Dreiecken mit Linien verbunden sagt, ermangelt aller Einfachheit und Consequenz, indem schon die Ueberschrift den meisten darin vorkommenden Gesetzen nicht entspricht. Die reinen Liniengesetze dürfen nicht mit Flächensätzen vermischt werden, weil für letztere der Schüler zuerst wissen muss, wie das Produkt zweier Linien, oder die 2. Potenz einer Linie u. s. w. zu verstehen ist; am Wenigsten dürfen Winkel hereingezogen werden. Nicht die Dreiecke an sich, sondern ihre fehlenden Stücke und Flächen lassen sich berechnen. Uebersieht man die ganze Darstellung von den Gesetzen und Eigenschaften der Dreiecke, so hat man wohl Ursache, mit dem Uebergange von ihrer Bestimmung zur Congruenz, Aehnlichkeit und Berechnung ihrer fehlenden Stücke zufrieden zu sein; allein die Aufeinanderfolge der einzelnen Wahrheiten verdient keine allgemeine Billigung, weil sie nicht selbstständig erscheinen, weil die wenigsten gehörig erwiesen und so dargestellt sind, dass der Anfänger aus ihnen andere ableiten kann. Nebstdem vermisst man viele zu einem systematischen Vortrage gehörige Sätze und ist der innere Zusammenhang nicht selten unterbrochen.

Für die Bestimmung des Viereckes (und jeden Vieleckes)

lassen sich auch die Diagonalen als Bestimmungs-Elemente einführen, wodurch die Zahl der Bestimmungsfälle vermehrt wird. Die Zeichnung versinnlicht diese weit besser, als die Arithmetik, weswegen der geometrische Weg den Vorzug verdient; kennt der Anfänger die auf letzterem entwickelten Gesetze, so wendet er sie für goniometrische Entwickelungen leicht an und gewinnt bei den letzteren um so grössere Liebe zur Wissenschaft, je mehr Gelegenheit er erhält, dieselben Gesetze oder doch wenigstens den grösseren Theil derselben mittelst der Arithmetik abzuleiten. Congruenz und Aehnlichkeit der Vierecke sind zu kurz abgehandelt und ihres geometrischen Charakters ganz beraubt. Aehnliche Ausstellungen sind hinsichtlich der Vielecke zu machen, obgleich in materieller Hinsicht manche Sätze Anerkennung verdienen; es geht aus den Darstellungen nicht hervor, dass unter den 2^{n-3} Bestimmungsstücken des N-eckes wenigstens n^{-2} Seiten vorhanden sein müssen, um den geometrischen Charakter desselben völlig zu bestimmen.

Den geringsten Beifall verdient die Behandlung der allgemeinen und besonderen Eigenschaften des Kreises, weil diese so vermischt sind, dass der Anfänger sich nicht zurecht finden lernt. Nach einigen umfassenden Erklärungen sollten einzelne Grundsätze dargestellt und zuerst die Gesetze von zwei und mehr Sehnen entwickelt, dann etwa die auf ihnen beruhenden Berechnungen eingeführt sein. Der Verf. geht den umgekehrten Weg, indem er aus der Berechnung des Umfanges der regelmässigen Vielecke die Peripherie des Kreises ableitet und die goniometrischen Funktionen nochmals aufsucht, wodurch er zu erkennen giebt, dass sein Ideengang nicht systematisch ist. Denn jene Funktionen beziehen sich auf Kreisbögen und mittelst dieser auf die Winkel, mithin sind die Verhältnisse zwischen den fraglichen Linien und dem Radius des Kreises hier an ihrem eigentlichen Orte, von welchem aus die Uebertragung stattfinden sollte.

Höchst sparsam, ja mangelhaft ist die Berechnung und Vergleichung der Flächenräume behandelt. Das Verhalten ähnlicher Figuren eröffnet den Vortrag, was darum zu missbilligen ist, weil es auf das Berechnen gegründet wird. Dadurch, dass der Verf. das Verhalten der Parallelogramme, Dreiecke u. s. w. mit der Berechnung der Flächen vermischt, führt er den Anfänger im Dunkeln herum und verschafft er ihm keine klare Vorstellung von den Vergleichungen der Flächen, welche für das selbstthätige Studium ein so weites und fruchtbares Feld darbieten. Allein dasselbe bleibt ziemlich öde, weil man einen grossen Theil der Gesetze für Flächenvergleichungen vergebens sucht. Gut sind die regelmässigen Figuren behandelt, wenn man die Einführung der goniometrischen Funktionen abrechnet.

Auch die Verwandlung der Flächenräume dürfte ausführlicher behandelt und ihre Theilung sollte nicht übergangen sein.

Vor Allem fehlt für jene die Zeichnung; die Rechnungen entsprechen dem Zwecke nicht, weil die Darstellungen auf jener beruhen und nur durch die Anschauung recht klar gemacht werden. Die Aufgaben des Verf. bieten zwar verschiedene interessante Seiten und Stoff zu speciellen Bearbeitungen dar; allein sie würden instruktiver sein, wenn der rein geometrische Charakter mehr hervortreten würde. Anders verhält es sich bei Theilungen, welche meistens und am leichtesten durch die Zahl geschehen.

Diesen theoretischen Untersuchungen, welchen, wie bei einzelnen Materien näher, jedoch wegen Mangel an Raum stets allgemein dargethan wurde, in wissenschaftlicher und pädagogischer Hinsicht eine wesentliche Verbesserung zu wünschen ist, lässt der Verf. eine Sammlung von Aufgaben und Beispielen folgen, welche, nach den einzelnen Abschnitten geordnet, nicht umfassend alle Disciplinen betreffen, sondern manche Lücken ausfüllen sollen. Sie sind der umsichtigen Benutzung der Lehrer empfohlen und lassen sich nach Zeit und Umständen leicht vermehren. Ref. empfiehlt ihre selbstständige Behandlung und verspricht sich von dieser für die Anfänger vielen Nutzen. Sie sind sogar geeignet, die theoretischen Entwickelungen nochmals zu reproduciren und gleichsam ein eigenes System von Sätzen zu entwerfen, wodurch das Buch einen grösseren Werth erhält, als ihm die wissenschaftlichen Darstellungen verschaffen.

Ref. hatte bei der Beurtheilung vorzüglich den Schulgebrauch im Auge und konnte darum mit den Ansichten des Verf. um so weniger einverstanden sein, als gerade nach der in dem Buche befolgten Darstellungsweise die Schüler weder leicht noch viel lernen, weder in den Charakter der geometrischen, besonders der Linien-, Winkel- und Flächengrössen eindringen, noch Selbstständigkeit erhalten, aus eigener Kraft vorwärts zu schreiten, und als gerade die pädagogischen Gesichtspunkte, welche bei der Bearbeitung eines Lehrbuches für den Schulgebrauch durchaus berücksichtigt werden müssen, wenn es sowohl den Bedürfnissen des Unterrichts, als auch den Anlagen der Schüler entsprechen soll, ganz vernachlässigt sind, so viel Rühmliches auch der Verf. in der Vorrede von seiner Darstellungsweise sagt. Für diejenigen Schüler, welche die Elemente der Geometrie schon kennen, und für den Lehrer hat das Buch manche Vorzüge, die man in anderen nicht findet, deren specielle Heraushebung der Raum nicht gestattete. Die Zeichnungen sind schön und correkt, und die äussere Ausstattung verdient jede mögliche Anerkennung.

Reuter.

G. W. F. Hegel's **philosophische Propädeutik.** Herausgegeben von *Karl Rosenkranz.* Berlin, 1840. XXII und 205 S. 8. Auch unter dem Titel: *G. W. F. Hegel's Werke.* 18. Band.

Eine Propädeutik der Philosophie von dem einflussreichsten Philosophen der neuesten Zeit, der selbst acht Jahre lang diese Einleitungswissenschaft an einem Gymnasium vorgetragen hat, und mit Rücksicht auf das Bedürfniss unserer Vorbereitungsanstalten abgefasst, müsste uns um so willkommener sein, je mehr es die fortschreitende philosophische Bildung nothwendig macht, dass schon die Abiturienten des Gymnasiums mit den Begriffsformen eines Systems vorläufig bekannt werden, das in allen Wissenschaften so bedeutende Veränderungen bewirkt hat und noch bewirkt. Einer Bekanntschaft wenigstens mit den allgemeinsten Formen desselben wird sich die Schule ebenso wenig auf die Länge entziehen können, als die allgemeine Denkweise; und es muss hierin gehen, wie es mit der Terminologie der kritischen Philosophie gegangen ist, welche ihren Einfluss sogar auf Grammatiken ausgedehnt hat. Freilich darf dabei nie vergessen werden, dass es sich blos um Einleitung, oder vielmehr um Anleitung handelt, und dass alle tieferen Fragen oder gar übersichtliche, enkyklopädische Darstellungen des Systems ganz und gar nicht am Orte sind. Ja es muss weit unter demselben angefangen werden, und der Gegenstand muss der Fassungskraft des Alters möglichst nahe gelegt sein, wenn überhaupt bei demselben der Uebergang zum philosophischen Denken vermittelt werden soll. Dies geschieht in Beziehung auf die logischen Verhältnisse zunächst durch Anlehnung an die allgemeine Sprachlehre; da aber sogar metaphysische Begriffe, die Kategorien, in der gewöhnlichen Logik schon vorausgesetzt und als gegeben angenommen werden, so sind es gerade diese, die den wichtigsten, wie auch den schwierigsten Theil der Propädeutik ausmachen. Dies ist dann bei einer Philosophie, bei welcher so vielfach über Dunkelheit der Termini geklagt wird, in erhöhetem Maasse der Fall. Wenn nun auch nichts an der Strenge des Begriffs soll nachgelassen werden, so muss man doch nicht mit den allerabstractesten Begriffen anfangen und nicht gleich zur Probe die härtesten Nüsse aufzubeissen geben. Dass endlich im Ganzen ein fester Zusammenhang herrschen muss, wodurch der Anfänger einestheils in den Stand gesetzt wird, das Folgende aus dem Vorangegangenen zu lösen, anderntheils an den dialektischen Fortschritt der strengen Wissenschaft sich gewöhnt, das versteht sich wohl von selbst.

In der vorliegenden Propädeutik haben wir aber vor Allem, wenn wir auf ihre Entstehung sehen, nicht sowohl eine Arbeit des Philosophen, als des Herausgebers, dessen „Bestreben war, aus Heften, Blättern und Varianten gewissenhaft ein Ganzes herauszuarbeiten.“ Es seien nämlich Originalhefte vorhanden, welche

Hegel für seinen Unterricht in der Philosophie auf dem Gymnasium in Nürnberg vom J. 1808—11 schrieb, die aber durch beständiges Corrigiren zu immer neuen Heften gemacht seien. Dazu kommen Nachschriften theils von Dictaten, theils von mündlichen Erläuterungen, welche ebenfalls durch Einschieben, Ausstreichen und Umstellen vielfach die bessernde Hand erfahren haben. Der Herausgeber vergleicht den Philosophen dem „alten Maulwurf", der immer wühlend bald da, bald dort aus dem Dunkel zu Tage kommt. Diese rastlose Arbeit der bessernden Hand hängt nun aber natürlich mit der Fortbildung des Systems zusammen, und wenn hierbei der propädeutische Zweck auch nach der äussern Stellung des Verfassers ganz wegfiel, so haben wir in der vorliegenden Gestalt des Buches wenigstens in den Haupttheilen desselben lange nicht mehr die Gymnasialpropädeutik *Hegel's*, sondern das System, und selbst dieses nicht, wie man erwarten könnte, im Ei, sondern in nuce beisammen. Der Herausgeber betrachtet es zwar als „Zwischenstufe zwischen der Phänomenologie von 1807 und der Encyklopädie von 1817", und bezeichnet diesen Punct zunächst der Kritik. Es ist dieses Orts nicht, näher darauf einzugehen, da wir nur die Anwendung der Schrift als Lehrbuch für Gymnasien ins Auge fassen; aber soviel ist auch von unserm Standpunct aus zu urtheilen, dass die zu erwartende philosophische Kritik ohne Einsicht in die Originalhefte und in den Fortschritt ihrer Verbesserungen nur wenig Bedeutendes für die Unterscheidung gewisser Stadien des Hegelschen Systems aus dem Vorliegenden entnehmen kann. Und dies um so mehr, als bei der augenscheinlichen Ungleichheit der Bearbeitung im Einzelnen gar nicht zu bestimmen ist, wie viel Einfluss die neueren Ausgaben der *Encyklopädie* auf die Bearbeitung des Werkes durch den Herausgeber gehabt haben.

Diese Propädeutik besteht ferner aus ziemlich heterogenen Theilen und enthält sogar mehr, als *Hegel* selbst in dem Schreiben an *Niethammer* vom J. 1812 (Werke, XVII, S. 333 flg.) darin begriffen wissen wollte. Wenn er nun wirklich in seinem propädeutischen Unterricht auf die Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften, wie wir sie hier finden, umfasst hat, so mag ihn theils Vorliebe für das eigene System, theils das bayerische Normativ dazu veranlasst haben. Jedenfalls ist er durch spätere Erfahrung davon abgekommen, und hat die Propädeutik, wie wir aus dem Schreiben an das preussische Ministerium vom J. 1823 ersehen, auf Logik und Psychologie, nebst Erläuterung der Rechts- und Pflichtbegriffe etc. beschränkt. — Vrgl. NJbb. für Philol. Bd. XXII. H. 2. S. 201. — Denn dass er die beiläufigen Erklärungen aus dem Naturrecht, der Moral, der sog. natürlichen Theologie hinzuzog, daraus folgt noch nicht, dass er, wie der Herausgeber meint, auf das Wesentliche *seiner* Propädeutik zurückkam: denn das Wesentliche daran ist, dass sie ein ganzes

System giebt. Und zu dieser Beschränkung mag ihn nicht blos die Erfahrung an Studirenden, sondern wohl auch schon jene bewogen haben, die er auf dem Gymnasium machen musste. Es ist wenigstens nicht bekannt geworden, dass *Hegel* in Nürnberg Schüler (Anhänger seines Systems) gebildet hätte; *Gabler* wurde es, wie er selbst erklärt (Propäd. S. XXVI.), in Jena. Schon dieses könnte gegen die Fruchtbarkeit einer Propädeutik, wie die vorliegende, nach Umfang und Methode ein Präjudiz begründen. Wir wollen indessen auf die Sache eingehen, ohne uns durch ein Vorurtheil leiten zu lassen. Nur eine Bemerkung müssen wir noch vorausschicken, welche den Inhalt des Werkes nicht angeht. Sie betrifft die unzeitige Polemik, welche ein Theil der Hegelianer überall anbringen zu müssen glaubt, und der sich auch der Herausgeber in seiner Vorrede nicht entschlagen kann. Da geht es wider Pietisten, Neoschellingianer etc. los, was doch gewiss überhaupt unnöthig und nutzlos ist, denn eine rechte Sache erhält sich selbst; vollends aber in einem zum Theil für Gymnasien bestimmten Lehrbuche ganz und gar nicht passt.

Das Ganze ist in drei Curse getheilt: *Unterclasse*, *Mittelclasse*, *Oberclasse*. In der ersten wird ausser der Einleitung, welche bereits einige hierher gehörige Sätze der Phänomenologie enthält, Rechtslehre, Pflichtenlehre und Religionslehre abgehandelt, und zwar die beiden ersteren auf eine eben so klare und bestimmte, als populäre Weise. Die Popularität herrscht hier noch so sehr vor, dass manche Bestimmungen von der Dialektik des Systems schwerlich Stand halten würden. Doch das ist gar nicht zu tadeln. Es handelt sich um die Vermittelung des philosophischen Denkens mit dem gewohnten und anererbten, um den Uebergang aus diesem in jenes, und da darf wohl für den Anfang dem gewöhnlichen Denken etwas zugegeben werden. Dies ist denn auch der wahrhafte subjective Anfang der Philosophie, insofern darin schon die freie Reflexion auf sich selbst liegt.

Die zwölf §§ der Einleitung lassen sich ziemlich verständlich machen; und die Erläuterungen dazu, welche (in 25 §§) mehr als sechsmal soviel Raum einnehmen, zeigen recht deutlich, wie *Hegel* sich am Concreten vollständig erklärt. Denn sie sind, mit wenigen Ausnahmen, für das vorausgesetzte Alter durchaus verständlich und völlig angemessen. Zunächst werden fast lauter praktische Begriffe erläutert, Trieb, Wille, Freiheit, Willkür, That, Schuld u. s. w. und die dialektischen Bestimmungen aus der Phänomenologie sind hier nur, um die Sphäre des praktischen Geistes von der theoretischen gehörig zu unterscheiden. Man könnte fast sagen, *Hegel* beginne mit der Trennung der Philosophie in theoretische und praktische, die er im System selbst wieder gänzlich aufhebt und negirt.

Man hört häufig behaupten, dass im Hegel'schen System die menschliche Freiheit keine Stelle finde, dass sie höchstens als

ein Abstractum, als ein Merkmal des Begriffs der Menschheit überhaupt, nicht aber als Eigenthum des Einzelnen gelte. Hören wir ihn nun selbst darüber. § 14. der Erläuterungen sagt er: Die Freiheit des Willens ist die Freiheit im Allgemeinen, und alle anderen Freiheiten sind blos Arten davon. Wenn man sagt: Freiheit des *Willens*, so ist nicht gemeint, als ob es ausser dem Willen noch eine Kraft, Eigenschaft, Vermögen gäbe, das auch Freiheit hätte. Gerade wie, wenn man von der Allmacht *Gottes* spricht, man dabei nicht versteht, als ob es noch andere Wesen ausser ihm gäbe, die Allmacht hätten. Es giebt also bürgerliche Freiheit, Pressfreiheit, politische, religiöse Freiheit. Diese Arten von Freiheit sind der allgemeine Freiheitsbegriff, insofern er angewandt ist auf besondere Verhältnisse oder Gegenstände. Die *Religionsfreiheit* besteht darin, dass religiöse Vorstellungen, religiöse Handlungen mir nicht aufgedrungen werden können, d. h. nur solche Bestimmungen in ihr sind, die ich als die meinigen anerkenne, zu den meinigen mache. Die *politische* Freiheit eines Volkes besteht darin, einen eigenen Staat auszumachen und, was als allgemeiner Nationalwille gilt, entweder durch das ganze Volk selbst zu entscheiden, oder durch solche, die dem Volke angehören und die es, indem jeder andere Bürger mit ihnen gleiche Rechte hat, als die seinigen anerkennen kann. — Ueber das Verhältniss des Willens zu den äusseren Einflüssen spricht sich H. (§ 15.) so aus: „Wenn man sagt: mein Wille ist von diesen *Beweggründen*, *Umständen*, Reizungen und Antrieben bestimmt worden, so enthält dieser Ausdruck zunächst, dass ich mich dabei passiv verhalten habe. In Wahrheit aber habe ich mich nicht nur passiv, sondern auch wesentlich activ dabei verhalten, darin nämlich, dass mein Wille diese Umstände als Beweggründe aufgenommen hat und als solche gelten lässt. Das Causalitätsverhältniss findet hier nicht statt. Nach diesem Verhältniss muss, was in der Ursache liegt, nothwendig erfolgen; als Reflexion aber kann ich über jede Bestimmung hinausgehen, welche durch die Umstände gesetzt ist. Insofern der Mensch sich darauf beruft, dass er durch Umstände, Reizungen etc. verführt worden sei, will er damit die Handlung gleichsam von sich wegschieben, setzt sich aber damit nur zu einem unfreien oder Naturwesen herab, während seine Handlung in Wahrheit immer seine eigene ist. Die Bestimmungen des niedern Begehrungsvermögens (Triebe) sind Naturbestimmungen. Insofern scheint es weder nöthig noch möglich, dass der Mensch sie zu den seinigen mache. Allein eben als Naturbestimmungen gehören sie noch nicht seinem *Willen* an, *dessen Wesen ist*, *dass nichts in ihm sei*, *was er nicht selbst mit Freiheit zu dem Seinigen gemacht habe*. Er vermag also das, was zu seiner Natur gehört, als etwas *Fremdes* zu betrachten, so dass es ihm nur angehört, insofern er es zu dem Seinigen macht, d. h. mit Entschluss seinen

Naturtrieben folgt. — Daraus wird denn auch der Begriff der *Schuld* und der *Zurechnung* abgeleitet, und in Bezug auf die erstere (§ 17.) folgende treffende Unterscheidung gemacht: In dem Unterschied von That und Handlung liegt der Unterschied der Begriffe von *Schuld*, wie sie vorkommen in den *tragischen Darstellungen der Alten* und in unsern Begriffen. In den ersteren wird That nach ihrem ganzen Umfang dem Menschen zugeschrieben. Er hat für das *Ganze* zu büssen, und es wird nicht der Unterschied gemacht, dass er nur eine Seite der That gewusst habe, die andere aber nicht. Er wird hier dargestellt als ein absolutes Wissen überhaupt, nicht blos als ein relatives oder zufälliges, oder das, was er thut, wird überhaupt als seine That betrachtet. Es wird nicht *ein Theil* von ihm ab und auf ein anderes Wesen gewälzt; z. B. Ajax, als er die Rinder und Schafe der Griechen im Wahnsinn des Zornes, dass er die Waffen Achills nicht erhalten hatte, tödtete, schob nicht die Schuld auf seinen Wahnsinn, als ob er darin ein anderes Wesen gewesen wäre, sondern er nahm die ganze Handlung auf sich als den Thäter und entleibte sich aus Schaam. — Der Raum erlaubt nicht, auch die Erklärungen über den Unterschied des absolut freien Willens, als Grund der Gesetze und des moralischen Urtheils, und des relativ freien oder der Willkür, des Eigensinns etc. anzuführen; nur wenige Sätze heben wir noch aus. „Die Freiheit besteht eben in der Unbestimmtheit des Willens, oder dass er keine Naturbestimmtheit an sich hat. Der Allgemeinheit des Willens ist die Besonderheit des Individuums untergeordnet. Eine moralische Handlung wird zwar von einem Einzelnen gethan, alle aber stimmen ihr bei. Sie erkennen also sich selbst oder ihren eigenen Willen darinnen. Der Verbrecher, der bestraft wird, kann wünschen, dass die Strafe von ihm abgewendet werde, aber der allgemeine Wille bringt es mit sich, dass das Verbrechen bestraft werde. Es muss also angenommen werden, dass es im absoluten Willen des Verbrechers selbst liegt, dass er bestraft werde. Insofern er zugiebt, dass er gerecht bestraft werde, stimmt sein allgemeiner Wille der Strafe bei.“ — „Die *Erziehung* hat den Zweck, den Menschen zu einem selbstständigen Wesen zu machen, d. h. zu einem Wesen von freiem Willen. Zu dieser Absicht werden den Kindern vielerlei Einschränkungen ihrer Lust auferlegt. Sie müssen gehorchen lernen, damit ihr einzelner oder eigener Wille, ferner die Abhängigkeit von sinnlichen Neigungen und Begierden aufgehoben und ihr Wille also befreit werde.“ Das sind nun allerdings zum Theil bekannte Dinge, aber hier war es um so nothwendiger, ihrer zu erwähnen, als an vielen Orten noch eine wahre Gespensterfurcht vor den pädagogischen Folgen dieser Philosophie herrscht. Man darf es zudem auch bei keiner Gelegenheit versäumen, auf den sittlichen Werth aufmerksam zu machen, den aller Unterricht, besonders aber der

philosophische, für die Bildung selbstständiger Charaktere haben muss. Soviel geht aber gewiss aus dem Bisherigen hervor, dass die Hegelsche Propädeutik, wie diese Philosophie überhaupt, völlig diese Richtung genommen hat.

Ganz vortrefflich ist nun in den beiden ersten Abschnitten die strenge Scheidung der Rechtslehre (Naturrecht) und Moral durchgeführt. Die erstere behandelt das Recht 1) an sich, 2) sein Bestehen in der Staatsgesellschaft. Das Recht ist im Gegensatz zur Pflicht (Sittengebot) eine negative Bestimmung, es behandelt den Menschen als abstracte Person, respectirt ihn als freies Wesen, d. h. „es duldet keinen Zwang, ausser dazu, den Zwang, den er Andern angethan hat, aufzuheben. Bei der rechtlichen Handlung kommt es nicht auf die Besonderheit des Inhalts, Absicht, Gesinnung etc. an, es soll blos der allgemeine Wille geschehen, ohne Rücksicht auf die Ueberzeugung oder Absicht des Einzelnen. Was nach dem Recht gefordert werden kann, ist eine *Schuldigkeit;* Pflicht aber ist etwas, insofern es aus moralischen Gründen zu beobachten ist. Die Pflicht erfordert vor Allem, dass das Recht um des Rechtes willen beobachtet werde, und da, wo es aufhört, treten moralische Bestimmungen ein." Noch näher wird § 35. der Unterschied an dem Gegenstand der pflichtmässigen Handlung bestimmt: „Die moralische Handlungsweise bezieht sich auf den Menschen nicht als abstracte Person, sondern auf ihn nach den allgemeinen und nothwendigen Bestimmungen seines *besondern Daseins.* Sie ist daher nicht blos *verbietend*, wie das Rechtsgebot, welches nur gebietet, die Freiheit des Andern unangetastet zu lassen, sondern *gebietet*, dem Andern auch Positives zu erweisen. Die Vorschriften der Moral gehen auf die einzelne Wirklichkeit." Man könnte dies noch anders so ausdrücken (und um den kürzesten Ausdruck war es auch *Hegeln* zu thun): die rechtliche Handlung hat das Individuum nur *mittelbar* zum Gegenstand, denn zunächst bezieht sie sich immer auf ein Aeusseres, Besitz, Eigenthum (worunter auch das Leben), Vertrag; wogegen die pflichtmässige Handlung den Menschen selbst zum *unmittelbaren* Gegenstand hat, daher die ganz richtige Eintheilung der Pflichten in 1) solche gegen sich selbst, 2) Familienpflichten, 3) Staatspflichten, 4) Pflichten gegen Andere, welche man auch allgemeine Menschenpflichten nennt, oder Umgangspflichten. Alle diese Verhältnisse sind mit ausserordentlicher Klarheit, Bestimmtheit und zum Theil mit grosser Feinheit der Unterscheidung entwickelt, wie man schon aus der Eintheilung der ersten Art nach der Seite der Einzelheit und der Allgemeinheit des menschlichen Wesens abnehmen kann, nämlich in die Pflicht der *Selbsterhaltung* und die der *Bildung*, theils der theoretischen, theils der praktischen, worunter wirklich die ganze Lehre von den Pflichten gegen sich selbst erschöpft wird. Ebenso ist auch das Verhältniss der Pflicht zu den Trieben und Neigun-

;en (Eudämonismus, Selbstbeherrschung) äusserst scharf bestimmt, o dass dieser Theil von Hegels Hinterlassenschaft auch der Phiosophie überhaupt zu Gute kommt, da *Hegel* bekanntlich die Moral nie besonders bearbeitet hat. Das Hegelsche Moralprincip, benso weit entfernt von dem blos abstract-formalen der Kantichen Sittenlehre als von der Schelling'schen Vorherbestimmung lurch eine intelligible That, ist in Rücksicht auf den Inhalt: das, vas die Vernunft als das *Allgemeine* und *Wesentliche* des *Beehrenswerthen* kennen lehrt (und damit geschieht auch den Trieen ihr Recht); in Rücksicht auf die Form aber oder die Gesinung — das *Objective* oder *das Handeln um der Sache selbst villen* (§ 38.). Dies ist die *freie* Hingebung an die objective Sittichkeit, die man als Aufgeben der persönlichen Freiheit verchrieen hat.

Der 3. Abschnitt des ersten Cursus erklärt in wenigen kurzen ätzen das Wesen der *Religion*. Wenn der Hr. Herausgeber diese „spärliche Behandlung der Religion" damit entschuldigt, dass das Normativ wöchentlich drei besondere Stunden für *Religionskenntnisse* ansetzte, die Religion also (auf dem Gymnasium) schon vereten war; so ist diese Entschuldigung kaum nöthig. Denn Religion wird hier nicht *gelehrt*, d. h. nach einem bestimmten Glauensbekenntniss vorgetragen, sondern vom Standpunct der Philoophie aus *betrachtet*, und es ist hinreichend, die allgemeinen Begriffe, die ihr zu Grund lägen, hervorzuheben, wie es hier § 71—80.) geschieht. Denn die eigentliche Religionsphilosohie ist nicht propädeutisch, die Religionslehre aber im engeren Sinne ist nicht philosophisch. Und so ist demnach in diesem erten Cursus der Einleitung in die Philosophie die ganze praktische Philosophie enthalten und zwar auf eine Art behandelt, die als Muster von *dogmatischer Methode* gelten kann.

In solcher Weise kann denn auch der Unterzeichnete, so ehr er noch jetzt überzeugt ist, dass die Einleitung in die strenge Wissenschaft mit der Logik begonnen werden sollte, gegen den raktischen Vorcursus der Hegelschen Propädeutik nichts einvenden. Dieser praktische Cursus vertritt einerseits, was sonst uf dem Gymnasium als Moral gegeben wird, und steht also desvegen ausser der eigentlich-philosophischen Vorbereitung, auf ler andern Seite dient er durch seine dem Gymnasialunterricht öllig angemessene Methode zur Fixirung der Begriffe und zur Reinigung der oft so crassen und verworrenen Vorstellungen junger Leute von öffentlichen und sittlichen Verhältnissen. Dadurch rst wird er eine gründliche Vorschule für das künftige Studium ler Philosophie und erweckt zum Voraus das Interesse für dessen Resultate; und für diejenigen, welche durch Umstände oder Mangel an Fassungsgabe und Ausdauer nie hineinkommen, giebt s gewiss keinen bessern Ersatz als diesen.

Wenn nun aber der zweite Cursus (die Mittelclasse) die

ganze Phänomenologie (versteht sich in nuce) und die Logik, und zwar von dieser den objectiven Theil ausführlich, nebst den Kantischen Antinomien enthält, die subjective oder formale Logik aber erst nur in kurzen, undeutlichen Umrissen, so sind wir mit einem Schritt in die tiefste Metaphysik hineingestellt, und es müsste einer ganzen Classe Gymnasiasten dabei zu Muthe werden, wie es *Hegel* in dem grösseren Werke über die Phänomenologie uneigentlich verlangt, dass ihnen *Hören und Sehen verginge*. Auf der ersten Stufe wird der Gegenstand des Bewusstseins, das *Ding*, bestimmt nach den Momenten der *Allgemeinheit* und *Einzelheit*, ferner nach dem Begriff der *Kraft* und deren Form, welche das *Gesetz* ist, und man wird alsbald auf den Nerv der Hegelschen Philosophie hingeleitet, dass das *Innere* der Dinge der *Gedanke* ist oder der Begriff derselben, und das Bewusstsein (als Verstand) in dem Innern der Dinge eben so sehr seine eigene Reflexion und Form, somit *sich* zum Gegenstand hat. Von der Identität des Gedankens und des Wesens der Dinge muss demnach der Anfänger ausgehen, ehe er nur an die Unterscheidung der Begriffe und der Momente des Begriffs gedacht hat. Eben jene Begriffe des Dinges, seiner Eigenschaften, des Gesetzes, der Kraft werden erst in der Logik aus den Reflexionsbestimmungen des Wesens abgeleitet (Identität und Unterschied, Grund und Begründetes). Die Phänomenologie hat daher ihre rechte Stelle erst im dritten Theile des Systems, in der Lehre vom Geist. Zwar kann man fragen, warum denn sie gerade am frühesten ausgearbeitet und von dem Urheber doch eigentlich an die Spitze seines Systems gestellt worden sei. Darauf ist aber zu antworten: Die Phänomenologie ist allerdings der historische Anfang dieser Philosophie, weil in ihr der Gegensatz des speculativen Denkens gegen die Kantische Vorstellungsweise concentrirt ist, und *Hegel* durchgängig in und an diesem Gegensatz seine Gedanken fortgebildet hat. Die ganze gebildete Welt, welcher *Hegel* sein System vorzutragen hatte, war Kantianisch gesinnt, und noch denkt sie zum grössten Theil nicht anders, als in Kantischer Weise, wenn sie über philosophische Probleme überhaupt denkt. Für den Kantianismus ist die Phänomenologie der neue Boden, wo das Denken eine ganz veränderte Stellung zur Objectivität einnimmt, und deswegen bleibt sie auch jetzt noch für den denkenden Mann der wahre Anfang und Uebergang zur speculativen Philosophie. Deshalb hat wohl auch *Hegel* in der Encyclopädie, wo er die Phänomenologie nicht aus ihrer Stelle herausrücken durfte, diesen Uebergang durch die historisch-kritische Darstellung der verschiedenen Stellungen des Gedankens zur Objectivität einzuleiten für nöthig erachtet. Aber eben deshalb ist sie nicht der Anfang für den Zögling des Gymnasiums, der erst denken *lernen* soll und in keiner philosophischen Denkweise schon befangen ist. Für ihn ist aus diesem Grunde eine Propädeutik, wie die *Gabler*-

sche, nicht; und ohne Zweifel auch nach der Absicht des Verfassers nicht. Wenn aber *Hegel* wirklich dennoch in seinem Gymnasialunterricht die Phänomenologie vorangehen liess, so geschah es entweder, weil er im Bewusstsein seines innern Berufes schon damals mehr die Ausbildung des Systems als den Jugendunterricht im Auge hatte, oder weil er natürlicher Weise diesen Anfang für den leichtesten hielt, weil es für ihn der Anfang war. Dass er aber für diesen Zweck erfolglos sein muss, kann Jeder ermessen, der den Zustand des Denkens bei dem fraglichen Alter kennt, und Ref. könnte es aus eigener Erfahrung bestätigen, wenn man nicht einwenden will, dass die Schuld davon an ihm selber gelegen haben müsse. Seine Erfahrung ist diese, dass Schüler von 17—18 Jahren die subjective (formale) Logik nach *Hegel* und die Psychologie (nach Anleitung der Encyclopädie) recht wohl fassen mochten, dass dagegen die vorausgegangene Bekanntschaft mit der Phänomenologie soviel als verloren war, weil sie in ihr noch nicht einheimisch werden konnten. Die zweite Stufe des Bewusstseins, wo es sich um die Probleme der Persönlichkeit und Gegenständlichkeit, Freiheit und Nothwendigkeit handelt, lässt sich schon eher dem Verständniss der Schüler näher legen, doch nur insofern, als es praktische Verhältnisse betrifft, die in ihrer Erfahrung vorkommen. Aber als Momente des Selbstbewusstseins (2. Stufe), wie die Phänomenologie jene Begriffe entwickelt, finden sie bei dem jugendlichen Denkschüler noch nicht den rechten Anknüpfungspunct, weil er noch nicht in den Zusammenhang hineingekommen ist. Die dritte Stufe, die der *Vernunft*, als selbstbewusster Einheit jener Gegensätze, bleibt ihm vollends rein äusserlich und ein blosses Schiboleth, womit Mancher dann vielleicht die Philosophie im Sack zu haben meint.

Doch den eigentlichen wahren Anfang glaubt der Herausgeber, wie wir schon bemerkt haben, mit der Ontologie machen zu müssen, und zwar aus diesem Grunde: „Die Logik ist nicht schwerer nach ihrer wahren und ganzen, als nach ihrer halben und mangelhaften Gestalt. Da man doch in der Lehre von den Urtheilen und Schlüssen die Begriffe der Qualität, Quantität, Modalität, Relation, Substantialität, Causalität, Reciprocität nicht umgehen kann, so ist es für die Begriffslehre eine grosse Erleichterung, diese ontologischen Bestimmungen zuvor in ihrer einfachen Gestalt durchgenommen zu haben.“ Hier ist zuerst die Frage, ob die subjective Logik an sich etwas Mangelhaftes sei ohne die objective? *Hegel* muss es nicht so verstanden haben, sonst würde er nicht in der Einleitung dazu, im grösseren Werke und auch hier, den Begriff ganz frei und ohne alle Voraussetzung von ontologischen Bestimmungen entwickelt haben. Und die Herausgeber der Logik haben sogar den 3. Theil als etwas Selbstständiges dem ersten Studium derjenigen empfohlen, die nach ihrer gewohnten Denkweise sich am ehesten mit diesem Theile

befreunden würden. Dass freilich die Kategorien der Urtheile vorausgesetzt werden müssen, haben wir oben schon erinnert; aber es folgt daraus nicht, dass sie die Vorkenntniss der ganzen objectiven Logik nothwendig machen. Die Kategorien, welche auch bei *Hegel* der Eintheilung der Urtheile und Schlüsse zu Grunde liegen, die der Qualität, Quantität (oder Reflexion), Relation (oder Nothwendigkeit), und Modalität (oder Beziehung des Begriffs auf das Dasein), erläutern sich vielmehr auf concretem Wege durch die Zerlegung in ihre Momente, und werden in der Anwendung auf das Urtheil von selbst klar. Diese Anwendung ist freilich zuerst noch formell; allein die speculative Anwendung derselben soll ja doch vom Anfänger noch nicht gefordert werden. Auch stehen diese 4 Kategorien in dem logischen Systeme *Hegels* gar nicht in der engen Verbindung mit einander, dass die Strenge des Schematismus es erforderte, sie vorerst in diesem Zusammenhang kennen zu lernen; vielmehr machen die beiden ersten nur zwei Seiten des *Seins* aus, und selbst von diesem gehört zur Qualität eigentlich nur die mittlere Bestimmung, nämlich *Dasein;* daher die erste Form der Urtheile auch Urtheil des Daseins heisst. Die dritte Kategorie (Relation) bildet nur die dritte Seite des *Wesens*, und die vierte (das Begriffsurtheil) fällt ganz ausserhalb der objectiven Logik. Ueberhaupt ist es ein grosser Irrthum, zu glauben, dass bei *Hegel* etwas vom Schematismus abhänge; er ist gar kein Schematiker, und in der eben besprochenen Eintheilung hängt er selbst noch ganz von *Kant* ab. Die ganze objective Logik ist eine Verarbeitung der Kantischen Kategorientafel mittelst der Dialektik des Begriffs. Für die Dialektik ist es aber nicht nothwendig, durchaus mit der einfachsten und inhaltlosesten Bestimmung (Sein = Nichts) anzufangen, sie beginnt vielmehr mit dem Wesen und seiner Bestimmtheit, der Wirklichkeit, und kommt auf die abstracten Bestimmungen. Vor allen Dingen ist also eine Einsicht in den Begriff und seine dialektische Natur erforderlich, und diese macht sich gerade vom Kantischen Standpunct aus, wenn jene Kategorien zuerst als gegeben angenommen werden. Wie durchweg Alles aus Kantischem Holz gezimmert ist, sieht man auch daran, dass hier der objectiven Logik noch ein Versuch, die *Antinomien* der reinen Vernunft aufzulösen, angehängt ist. Die Auflösung ist ebenfalls von der Art, dass sie ohne den Begriff des Begriffs unverständlich bleibt. Also fangen wir die Logik mit dem Begriff an! Der Herausgeber gesteht selbst, der *subjective* Anfang der Philosophie sei, dass das Bewusstsein sich zum Setzen einer Abstraction erhebe (S. XIX.), — was ist aber für den Anfänger abstracter, als der *Begriff* an sich? Was soll ihm der *objective* Anfang, das schlechthin unbestimmte Sein, welches die Möglichkeit des Anfangs oder der Anfang des Anfangs ist? Mit Worten ist nichts gethan; einen solchen Anfang *denkt* er nicht, weil ihm ohne logische Bildung

das *Sein* etwas Concretes ist und bleibt. Am Ende liegt ein Geständniss von der Unfruchtbarkeit dieses Anfangs auch darin, dass *Hegel* (S. XV.) das eine Mal in einem Heft von 1809 von dem Begriff der Vernunft zu einer *Dialektik* eben der Kategorien, die in der subjectiven Logik zu Grunde gelegt werden, überging; das andere Mal, wie er in dem Schreiben an Niethammer sagt, nach der Phänomenologie die *Psychologie* als Lehre von der theoretischen und praktischen Intelligenz vorgetragen hat. Dies ist's, was wir vorschlagen möchten, jedoch ohne die Phänomenologie, und zwar eher die Psychologie nach der subjectiven Logik, da die Betrachtung der Intelligenz als einer subjectiven Thätigkeit theils interessanter und verständlicher ist, theils kürzer gefasst werden kann, wie sie hier in der Encyclopädie gefasst ist (§§ 130—172.), wenn die Formen und Gesetze ihres Objects, der Gedanken, schon bekannt sind. In Beziehung auf die vorangehende Logik beschränkt sich dann auch (wie in der Encyclopädie) die *Psychologie* auf die *theoretische* Intelligenz, da die praktische schon in dem Vorcursus von Rechtslehre und Moral abgehandelt ist. Sollte nun aber die *Hegel*sche subjective Logik oder seine Psychologie irgend einer Empfehlung bei den Lehrern dieses Faches bedürfen, so ist es genug, auf die scharfe Unterscheidung der Urtheile in Hinsicht auf ihren logischen Werth und Gehalt, auf die höchst einfache Zurückführung der Schlüsse jeder Kategorie auf die Formel E — B — A (Einzelnes, Besonderes, Allgemeines) und ebenso auf die feinen psychologischen Distinctionen zwischen Erinnerung, Einbildungskraft und *Gedächtniss*, sowohl *productivem*, dessen Product die *Sprache*, als reproductivem Gedächtniss, aufmerksam zu machen. Wie ferner *Hegel* überhaupt eine Art von Etymologisiren liebt, nämlich den philosophischen Gehalt der deutschen Sprache herauszufinden, so bestimmt er den Begriff des *Urtheilens*, den des *Erinnerns* und drgl. äusserst fein und treffend; ein Hauptunterschied aber, der zwischen Urtheil und Urtheil (Satz und Begriffsurtheil, unter welchem auch das richterliche Urtheil begriffen wird), ist *vor Hegel* in der Logik gar nicht gemacht worden. Der Unterzeichnete glaubt daher durch eine kurze Uebersicht dessen, was das Buch in dieser Hinsicht darbietet, am besten theils zu näherer Bekanntschaft einladen, theils seine eigene Meinung von dem Umfang der Propädeutik näher bestimmen zu können.

I. Der *Begriff* und seine Momente: Allgemeinheit, Besonderheit, Einzelheit. Inhärenz, Subsumtion, Coordination etc. etc.

II. Das *Urtheil* und seine Theile: Subject, Prädicat, Copula. Satz. Verhältnisse des Subjects und Prädicats: A) Qualität oder Inhärenz: bejahendes (E — A), verneinendes (E — B), identisches und unendliches Urtheil (E — E). B) Quantität oder Reflexion: singuläres, particuläres, universelles Urtheil. C) Relation, Nothwendigkeit: kategorisches, hypothetisches, disjunctives Urtheil.

D) Modalität, Beziehung des Begriffs auf das Dasein: assertorisch (Versicherung: „diese Handlung ist schlecht"), problematisch, apodiktisch (welches die vollkommene Angemessenheit des Daseins zu seinem Begriff ausspricht).

III. Schluss = das Urtheil mit seinem Grunde. Mitte.

A) Inhärenz.

1) E — B — A, das *Einzelne* mit dem Allgemeinen durch das Besondere zusammengeschlossen; der Form nach richtig, dem Inhalt nach *zufällig*. Allgemein bejahend.

2) A — E — B, partikulärer Schluss (A = B), das Allgemeine wird partikulär.

3) B — A — E, Obersatz negativ, also umkehrbar; dann entsteht die erste Form daraus.

B) Reflexion.

1) A = A = A der mathematische Schluss.

2) B — E — A Inductionsschluss.
E
E

3) E — A — E Analogie. (Vgl. Jahrbb. a. a. O.)

C) Relation.

1) Der *kategorische* Schluss hat die *Allgemeinheit* des einzelnen Subjects zur Mitte.

2) Der *hypothetische* hat ein *Besonderes* zur Mitte, wodurch ein anderes Besonderes mit dem *Dasein* zusammengeschlossen wird.

3) Der *disjunctive* Schluss hat die Allgemeinheit zur Mitte, zu Extremen die *Besonderheiten*.

Im qualitativen Schluss ist die *Vermittlung* durch ein *verschiedenes* Drittes, im quantitativen durch ein *gleichgültiges*, im Relationsschluss geschieht sie durch die unmittelbare Einheit der Extreme.

Die Anwendung der formalen Logik wird nun aber nicht dem Zufall überlassen, sondern es wird nachgewiesen, dass den Momenten und Formen des Begriffs die Objectivität entspricht, und zwar a) im Mechanismus, b) im Chemismus, c) im Zweckbegriff; und in der ideellen Sphäre 1) die Idee des Lebens (das Organische, das *Schöne*); 2) die Idee des Erkennens und des *Guten*; 3) die Idee der *Wahrheit* oder des Wissens.

Von der subjectiven Seite des Geistes gehört zunächst hierher die *organische* Einheit von Seele und Leib, *Anthropologie*; ferner die *Intelligenz* auf ihren verschiedenen Stufen: 1) *Gefühl*; 2) *Vorstellung*, und zwar a) Anschauung, b) Vorstellung (im engeren Sinn), c) Erinnerung, d) Einbildungskraft (reprod. prod.), e) Gedächtniss, Zeichen machendes, Sprache bildendes und reproductives Gedächtniss; 3) *Denken*: a) *Verstand*, das Vermögen der *Kategorien* (hierher gehören dann *erst* diese selbst nach ihren allgemeinsten Bestimmungen, *Sein*, *Wesen*,

Erscheinung, *Wirklichkeit*, *Substanz* etc.); b) *Urtheil*, in seinen 3 Formen, Aussage, Reflexion, comparatives Urtheilen (Scharfsinn, Witz u. s. w.); c) *Vernunft*.

Ob man dann nach allem Diesem noch eine *Encyclopädie* der Philosophie vortragen kann, wie es im Buche darauf angelegt ist, das wird von der Zeit und den Kräften der Schüler abhängen; bei dem spärlichen Maasse von Zeit, das der Propädeutik zufällt, ist es kaum denkbar. Im Uebrigen schliessen wir uns mit Ueberzeugung an das Urtheil des Herausgebers an, *dass diese Propädeutik für alle Lehrer auf Gymnasien nicht nur, sondern auch für akademische von grossem Nutzen sei*. Ob sie Epoche machen wird, wollen wir erst abwarten. Am meisten kann sie dies thun, wenn solche Lehrer, welche eine Propädeutik verfassen wollen, sich in dieser vorher recht heimisch machen. Dem Hrn. Herausgeber, wie viel oder wie wenig an dem Werke sein Eigenthum sein mag, ist man auf jeden Fall für die Bearbeitung desselben Dank schuldig.

Schnitzer.

Ξενοφῶντος τὰ σωζόμενα. Xenophontis scripta quae supersunt. Graece et Latine cum indicibus nominum et rerum locupletissimis. Parisiis, editore *Ambrosio Firmin Didot*. 1838. XXIV u. 799 S. Lexiconformat. 4 Thlr.

Diese Ausgabe ist der *dritte* Band der seit dem Jahre 1837 in der berühmten Didotschen Buchhandlung zu Paris erscheinenden Bibliothek der griechischen Classiker mit lateinischer Uebersetzung, welche ungefähr auf 60 Bände berechnet ist und dans l'intérêt des lettres et aussi un peu dans celui de l'éditeur, wie *Letronne* in dem Journal des Savans, December 1839, sagt, den Text der griechischen Schriftsteller nach den besten Ausgaben und nach neuen Recognitionen und dazu eine dem jetzigen Zustande des Textes angemessene lateinische Uebersetzung und indices rerum et nominum zu geben beabsichtigt. Es sind bis jetzt sechs Bände erschienen. Der *erste* enthält *Homeri* Carmina. Der *zweite Aristophanis* Comoediae et deperditarum fragmenta, ex nova recensione Guilielmi Dindorfii (542 S.). Accedunt *Menandri* et *Philemonis* fragmenta auctiora et emendatiora (135 S.). 1838. 4 Thlr. Dem von W. Dindorf berichtigten Texte liegt die Oxforder Ausgabe zu Grunde, die Uebersetzung der Fragmente ist von Longueville besorgt, der Anhang von Dübner, welcher auch die Uebersetzung von Brunck verbessert hat, und welchem überhaupt die Leitung des ganzen Unternehmens anvertraut ist. Am Ende stehen noch Fragmens inédits d'anciens poètes grecs tirés d'un papyrus appartenant au Musée royal, par M. Letronne. Der *vierte* und *fünfte Polybii* et *Appiani* quae supersunt. 1839. 5 Thlr. 12 Gr. und 4 Thlr. Gleichsam eine zweite Schweighäu-

sersche Ausgabe von Dübner. Der *sechste Plutarchi* scripta moralia. T. I. 1839. 4 Thlr. Wie sich diese Ausgabe zu der Wyttenbachschen verhalte, geht aus der Stelle der Vorrede hervor, in welcher es heisst: Tradimus tibi Plutarchi moralia in tribus fere millibus locorum ex codd. mss. emendata; eine Aeusserung, zu welcher besonders neue Vergleichungen der Pariser Handschriften berechtigten. vgl. NJbb. XXXI. S. 25 ff. Vieles Andere ist vorbereitet und demnächst zu erwarten: Hesiod, Apollonius, Musäus, Koluthus, Tryphiodorus, Quintus Smyrnäus, Tzetzes von Lehrs, nebst Fragmenten der Epiker v. Dübner; Demosthenes v. Vömel; Plato von Schneider; Lucian von W. Dindorf mit einer Uebersetzung von Rossignol; Sophokles von W. Dindorf; Kallimachus, Orphika, Lykophron, sowie Diodorus von L. Dindorf; Euripides von Fix; die Verfasser von Romanen und Briefen von v. Sinner; die Lebensbeschreibungen des Plutarch von Schultz; Aeschylus und Isokrates von Ahrens; Dionysius von Halikarnass von Gros; die Redner ausser Demosthenes und Isokrates von Baiter; Thucydides mit einer Uebersetzung von Haase. Was bisher erschienen ist, giebt den griechischen Text mit lateinischer Uebersetzung in gespaltenen Columnen in scharfem, zwar engem, aber deutlichem und gefälligem Drucke.

Was den *Xenophon* betrifft, so erklärt die Vorrede, dass die Recension L. Dindorfs mit Ausnahme einiger Aenderungen, wie aus Dobree's Adversarien, beibehalten worden sei: denn da die Anmerkungen auf eine andere Zeit verschoben bleiben müssen, sei darauf zu sehen, ne quid ipsis textis immittatur, quod non omnes contineat numeros veritatis, Worte, welche erheblichen Bedenklichkeiten Raum geben, mag man sie von den eigenen Aenderungen der neuesten Ausgabe verstehen oder auch nur an jene wenn auch noch so treffliche Textesgestaltung denken. Wo die Darstellung Xenophons ungenau sei, namentlich in Anordnung der Gegenstände, habe man, heisst es weiter, um so weniger sich erlauben mögen, ohne Angabe von Gründen von dem, was in den Handschriften stehe, abzuweichen, weil ja einige Schriften, besonders die über den Staat der Athenienser und Lacedämonier, und auch die griechische Geschichte nicht von Xenophon selbst vollendet und herausgegeben worden seien. Es wird hierauf in der Vorrede die Anordnung der Schrift De rep. Lac. nach Haase als bequemer und verständlicher dargestellt; in Bezug auf die andere De rep. Athen. bedauert, dass die Abhandlung des Unterzeichneten nicht zur Hand gewesen sei. Sie kam zu spät nach Paris: die neue Ausgabe der Opuscula konnte auch noch nicht benutzt werden.

Der Text ist also im Allgemeinen der Dindorfsche: was man, wenn es nur darauf ankommt, eine gleichmässig durchgeführte, bewährte Recension zu Grunde zu legen, nicht anders als gut heissen kann. Zuerst aber weicht der Pariser Text von seiner

Grundlage darin ab, dass er die einzelnen Sätze nach einem Punkte alle mit einem grossen Buchstaben anfangen lässt, ein Verfahren, welches in dialogischen Stücken Missverständnisse und Schwierigkeiten veranlasst. Dass nach der Gewohnheit anderer Ausgaben zur Bezeichnung des Personenwechsels keine Striche gesetzt sind, mag gebilligt werden. Aber woran ist dieser zu erkennen? oder hat man ein solches Zeichen für moderne Leser, denen eine Uebersetzung neben dem Texte gegeben wird, nicht für nöthig gehalten? Etwas ist nöthig, zumal wenn Schwierigkeiten im Verständnisse entstehen; z. B. Sympos. V, 7. sind die Herausgeber wegen der Vertheilung einzelner Sätze an die Personen des Sokrates und des Kritobulus getheilter Meinung. Die Worte *διὰ δὲ τὸ καχέα ἔχειν τὰ χείλη οὐκ οἴει καὶ μαλλακώτερον εἶναί σου ἔχειν τὸ φίλημα;* gehören gewiss dem Kritobulus; die folgenden *Ἔοικα* u. s. w. dem Sokrates. Dem Pariser Texte ist eine Meinung gar nicht anzusehen, wenn gleich derselbe gewiss auch hier der Dindorfschen Ansicht sich anschliesst. Aehnliches lässt sich überall bemerken, wie § 6., wo, wie oft, nur aus dem Zusammenhange und aus dem Sinne der einzelnen Reden der Wechsel der Personen zu ersehen ist und Dindorf fälschlich ein klein geschriebenes *τό* hat, und § 8., wo man bei solchem Texte nicht gleich weiss, dass die Worte *Μόνον κρυφῇ φερόντων* auch noch dem Kritobulus angehören. Uebrigens schliesst sich die Interpunction der Uebersetzung nicht überall genau an die im griechischen Texte gegebene an: dort findet sich, wie in manchen heutigen lateinischen Texten, z. B. dem Orellischen des Cicero, oft das Semikolon. Eine Abweichung von dem Dindorfschen Texte ist sodann in dem Pariser Texte auch insofern, als überall vor ein Komma die oxytonirten Wörter den Gravis haben, eine Rückkehr zu früherer Gewohnheit, die man in andern Dingen, z. B. in der Setzung des Iota unter den Infinitiven auf *αν* nicht wiederfindet. Uebler ist, dass der Dindorfsche Text mit offenbaren Fehlern, auch Druckfehlern wiedergegeben ist. Sympos. VIII, 14. fehlt hier wie dort die Angabe von § 14.; Comm. I, 2, 18, in welcher Schrift die Recension von L. Dindorf bei Reimer, nicht die von W. Dindorf bei Teubner befolgt ist, steht dieselbe falsch; Ven. V, 31. steht wieder *ἐλαφρόν ἐστιν*, VI, 20. mit den neueren Ausgaben gegen die Handschriften *ἴχνεσι* und Ages. VII, 3. *ἁμαρτήμασι* ohne *ν ἐφ*. Ven. VIII, 8. *κατὰ τὰ ἴχνη*. Sympos. VIII, 36. fehlt seit Bach in den Ausgaben *πάντα* nach *ταῦτα*, auch bei Dindorf, also auch hier, obwohl derselbe in der bei Weidmann das Jahr vorher erschienenen Ausgabe den Druckfehler gerügt hatte. Auch Bornemann und Herbst haben den Fehler bei andern bemerkt und das Wort doch auch in der eignen Ausgabe weggelassen. Ebenso ist, wie in früheren Ausgaben, Hipparch. I, 21. der Artikel vor *φυλάρχοις* auffallenderweise weggeblieben. Hell. II, 3, 18. steht wiederum *μὴ συῤῥεῖ-*

ησαν. Ages. I, 36. fehlt δέ nach αὐξανόμενος und steht ὥς statt ὡς. Derartige Fehler der Dindorfschen Ausgabe sind nur hier und da berichtigt, wie, um das Fragzeichen R. Eq. XI, 13., das Komma Ages. I, 13., wo freilich nun ein anderes dagegen fehlt, τοὐμὸν Sympos. IV, 16., das einfache δέ Ven. X, 3. und Aehnliches nicht weiter zu erwähnen, Hist. gr. VII, 5, 26., wo in den in der früheren Ausgabe ganz ausgefallenen Worten statt ὡς νενικηκότες das zweite Mal nun richtig das alte ὡς ἡττημένοι steht, und Ven. IX, 15., wo das bei Dindorf fehlende λεπτά richtig gesetzt ist. Eigene Druckfehler finden sich gewiss nur selten, wie Ages. VI, 7. virgo pudacissima, Comm. II, 3, 15. in ore statt in more, oder das falsche Fragezeichen S. 670. 1. Z.; Hell. VI, 5, 41. οὐδενί mit doppeltem Accente, im index Erymachus statt Eurym., wie Anab. V, 6, 21. richtig steht.

Anderartige Abweichungen von dem Dindorfschen Texte finden sich zuweilen. Merkwürdig und unbegründet ist das wieder eingeführte ἐντυγχάνοι Hier. VIII, 6. statt τυγχάνῃ, was die Handschriften, freilich ohne ἄν, haben. Mit Recht ist überall Ἆγις geschrieben, auch Ages. I, 5., wo beide Dindorfsche Ausgaben Ἄγις haben. Die Ausgabe der griechischen Geschichte bei Teubner hatte diese, die spätere bei Reimer jene Schreibart. R. Eq. I, 13. stand τά γε μὴν ἰσχία πλατέα εἶναι μὲν χρὴ καὶ εὔσαρκα — ὀξύτερον μᾶλλον αὖ τὸν ἵππον παρέχοιτο. Dindorf rieth in der Vorrede μέν nach εἶναι zu tilgen und wollte ἄν statt αὖ. Der Pariser Text klammert das unbequeme μέν ein (ich schrieb auf Hermanns Rath πλατέα μὲν εἶναι χρή), und giebt ἄν, was Dindorf im Texte zu ändern vergessen hatte. Auch sonst findet man, dass die neue Ausgabe auf die Anmerkungen Dindorfs hin Aenderungen, die derselbe nicht in den Text aufzunehmen wagte, aufgenommen hat: Hist. Gr. I, 1, 2. II, 1, 5. 28. ist, in einer zweifelhaften Sache (s. Lob. Phryn. 25.), nach einer Andeutung Dindorfs gegen die Handschriften, Anab. II, 1, 23. mit einigen Handschriften σημῆναι geschrieben, während Cyrop. IV, 5, 36., zu welcher Stelle Dindorf sich nachdrücklicher dagegen ausspricht, σημάνῃ stehen geblieben ist; II, 1, 2. ist nach der zu Cyrop. VIII, 2, 1. ausgesprochenen Meinung und nach der Note „scribendum δύσνοι" dies auch statt δύσνοοι geschrieben, wie dort κακόνοις, Apol. 27. εὔνοις; V, 2, 17. u. VI, 1, 3. νῷ, Anab. V, 7, 7. πλοῖ, während doch R. Athen. I, 20. πλόων, und dies zwar mit Recht, gelassen ist. Hell. V, 4, 24. ist nach der nachträglichen Verbesserung Dindorfs ἡ δίκη geschrieben, nicht so I, 6, 4. ἀκαίρους ohne δή. Ναυβάτης III, 2, 6. τὸ δεξιὸν τοῦ μετ' αὐτοῦ IV, 3, 16. τελευταίων 22. αὐτὸς μέν V, 1, 10. ἅμα δὲ δή VII, 1, 20. Aber R. Lac. XIII, 2. ist weder nach der Praef. XIX. vorgebrachten Verbesserung σὺν τοῖς σὺν αὐτῷ, noch nach der Bemerkung zu Anab. Teubn. 1826. p. 181. καὶ οἱ σὺν αὐτῷ geschrieben, was nur zu loben ist. Was aber an der letztgenann-

ten Stelle auf unzweifelhafte Weise Mag. Eq. V, 10. hergestellt war, κοσίνδα, ist aufgenommen. Unter den nach Dindorfschen Anmerkungen gemachten Aenderungen im Texte sind nun aber auch solche, welche Hr. Dindorf, wie ich zum Theil aus brieflichen Mittheilungen weiss, jetzt selbst verschmäht: ein Verfahren, das an der Behutsamkeit des Herausgebers und an der Wahrheit der oben aus der Vorrede angeführten Worte irre macht. Vect. III, 6. ist statt οὐδέ πως δαπανῆσαι nach der Vorrede οὐδέπω δαπανῆσαι geschrieben. Richtiger nach der Bemerkung zu Hellen. I, 7, 15. ed. stereot. οὐδὲ προςδαπανῆσαι, eine Verbesserung, die auch Victorius bestätigt. R. Eq. I, 17: εἰ δέ τινες αὐξανόμενοι μεταβάλλουσιν, ὅμως οὕτω θαῤῥοῦντες δοκιμάζοιμεν. Dindorf wollte ἄν hinzufügen, oder δοκιμάζωμεν, nahm aber mit Recht später seine Meinung zurück. Gleichwohl hat der neue Text ἄν. Dasselbe gilt von der Umstellung der Worte ὅτι καί Hipparch. I, 19.: es ist gar nichts Ungewöhnliches, dass namentlich in der Verbindung mit δέ und ὅτι die Partikel καί umgestellt werden zu müssen scheint: s. die Anm. zu Comm. IV, 7, 7. Bornem. Sympos. VI, 2. Anab. IV, 3, 14. Cyrop. VII, 1, 2. ed. Schn. In dem Hipparch. VII, 25. rieth Dindorf in den Worten ἢ τέτταρας ἢ πέντε das erste ἢ zu tilgen: der Pariser Text hat es in Klammern; aber schon bei Homer Od. V, 484. steht ὅσσον τ' ἠὲ δύω ἠὲ τρεῖς ἄνδρας ἔρυσθαι. Die Erklärung von Hell. IV, 6, 5. mag zweifelhaft bleiben; ähnlich ist aber auch Thucyd. I, 82. διελθόντων ἐτῶν καὶ δύο καὶ τριῶν. Noch auffallender und ein starker Beweis von der Unzuverlässigkeit und Unvorsichtigkeit des neuen Textes ist es, dass Ven. I, 11. Παλαμήδης δέ, ἕως μὲν ἦν, πολὺ τῶν ἐφ' ἑαυτοῦ ὑπερέσχε σοφίᾳ, ἀποθανὼν δὲ ἀδίκως τοσαύτης ἔτυχε τιμωρίας ὑπὸ θεῶν, ὅσης οὐδεὶς ἄλλος ἀνθρώπων, wo Dindorf, die Beziehung der τιμωρία noch nicht erkennend, τιμῆς geschrieben wissen wollte, der Pariser Text die nichts weniger als billigenswerthe Aenderung ohne Weiteres aufgenommen hat. Die Erklärung von τιμωρίας habe ich in der Anmerkung zu der Stelle gegeben. Mit solcher Willfährigkeit wird Hrn. Dindorf nicht gedient sein. An andern Stellen ist eine solche nicht wahrzunehmen, wie Hipparch. VII, 9., wo das vormals verdächtigte ἐπιμελείᾳ mit Recht beibehalten worden ist. Wo es doppelte Ausgaben von Dindorf giebt, ist bald der einen bald der andern nachgegeben. Einiges ist schon angeführt. Ages. II, 2. ist das in der Weidmann'schen Ausgabe aus der Parallelstelle der Hellenika aufgenommene ἱππικόν nach der Teubnerschen weggelassen, obwohl es kaum entbehrt werden zu können scheint. Dagegen ist Sympos. IV, 11. VIII, 12. in der Accentuirung der Worte οἵαπερ, οἵουπερ zu der Schreibung jener älteren zurückgekehrt. Ueberhaupt scheint in den beiden letztgenannten Schriften zum grössten Theil die Interpunction, die Paragraphenabtheilung, die Ac-

centuirung und Aehnliches sich nach der Weidmannschen, das kritische Interesse nach der Teubnerschen zu richten. Anders ist das Verhältniss bei der Griechischen Geschichte, wie billig, wo die spätere Reimersche, welche einen vielfach berichtigten Text vor der Teubnerschen voraus hat, durchgängig befolgt ist. Den Bemerkungen Dobree's ist hier und da nachgegeben, besonders wo Dindorf dieselben billigte, wie Hell. II, 2, 3., wo nach ἑαυτούς interpungirt ist; zum Theil auch V, 4, 9., wo Dobree τοὺς nach Ἀθηναίων tilgt und hier der Artikel eingeklammert ist; VII, 2, 9. οἱ ἐξαλλόμενοι. Ohne Dindorf's ausdrückliche Zustimmung steht nach Dobree VI, 5, 7. ἐν τοῖς θεαροῖς — [οὐκ] ἐλάττους; 41. οὐδενί. Weniger endlich sind bei der Einrichtung der neuen Ausgabe Dinge zu erwähnen, die dieselbe mit allen gemein hat, wie Ven. IX, 18. τραχείας. XI, 1. Πινδάρῳ. Ueberhaupt lässt sich sagen, dass der Text gut gedruckt ist, aber eine wesentliche Fortführung zu grösserer Vollkommenheit oder Zurückführung auf ursprüngliche Reinheit nicht gewährt. Wenn freilich in andern Bänden dieser neuen Unternehmung neue Handschriften oder Handschriften neu verglichen worden sind: wie gross würde das Verdienst dieser Pariser Ausgabe sein, wenn, wie sich wohl erwarten liess, die Pariser Handschriften, die oft einzig und allein die Grundlage des Xenophonteischen Textes bilden, einer neuern Durchsicht und Vergleichung, deren sie wohl bedürftig sind, unterworfen worden wären!

Auf die lateinische Uebersetzung ist mehr eigenthümliche Aufmerksamkeit und Fleiss verwendet als auf den griechischen Text. Sie ist überall verbessert, und die Verbesserungen gründen sich auf besseres Verständniss der Stellen, wie überhaupt auf bessere Kenntniss der Sprache. Der Herausgeber erklärt, dass, wenn auch die gegebene Uebersetzung ihren jedesmaligen ursprünglichen Verfasser verrathe, doch kaum ein Paragraph ohne Aenderung geblieben sei. Die Uebersetzung ist im Allgemeinen die Löwenklauische, nur dass die nach derselben erschienenen vorzugsweise benutzt sind: die Vorrede erklärt aber, es sei, wie an des Leonclavius übertriebener Nachahmung des Livius, so in der Cyropädie, Anabasis und dem Agesilaus an Hutchinsons mühseliger Feinheit, in den Memorabilien an der Leichtfertigkeit des Engländers Edwards vielfach zu bessern gewesen; die Equestria und Venatica seien nach Courier, Jacobs und Lenz berichtigt. Wenn nun in dem, was wir hier erwähnt haben, der eigenthümliche Werth des Pariser Xenophon besteht, so wollen wir ihn gern anerkennen. Die vorgenommenen Aenderungen sind zwiefach: sie beziehen sich entweder auf die blosse Form der zu Grunde gelegten Uebersetzung oder zugleich auf Berichtigung des Sinnes; und wenn das erste besonders von der Uebersetzung der Griechischen Geschichte, des Gastmahls, des Oekonomikus und des Hiero gilt, so ist das letztere von den

übrigen und namentlich von einigen kleineren Schriften zu verstehen. Letronne giebt hiervon in dem angeführten, von der Verlagshandlung vor dem 22. Hefte des Thesaurus wieder abgedruckten Aufsatze einige Beispiele, wie R. Lac. II, 5., wo die Worte *ἀπὸ τοῦ αὐτοῦ σίτου πλείω χρόνον ἐπιταθῆναι* natürlich nicht länger durch abstinendo zu übersetzen waren; IX, 5., einer etwas schwierigen, wenigstens vielfach angefochtenen Stelle, deren Uebersetzung von Löwenklau allerdings zu berichtigen war, wo aber, wenn man auch gelten lassen will, dass *ἀνανδρία* von dem Ledigbleiben der Mädchen verstanden wird, doch die Worte *γυναικὸς δὲ κενὴν ἑστίαν οὐ περιοπτέον*, in denen Dindorf *οὐ* zu tilgen rieth und die Pariser Ausgabe es allzu schnell einklammerte, falsch verstanden und falsch übersetzt sind: domus etiam sine coniugio ei sustinenda est: ich habe übersetzt: nuptiis vero ut sit domus sacra, non est committendum; s. d. Anm.; R. Ath. I, 3., wo die Worte *ἀρχαὶ ἢ χρησταὶ ἢ μὴ χρησταί* jetzt zwar besser übersetzt sind: magistratus bene gesti seu male, aber ohne darum die Schwierigkeit des Verständnisses zu heben: was auch von den nächsten von Letronne angeführten Stellen gilt: R. Ath. I, 11. Vect. III, 9. Was die nächstfolgenden Schriften Xenophons über die Reitkunst betrifft, so lobt Letronne die Verdienste Couriers ausserordentlich: ein Lob, welches, wenn man auch gern in dasselbe einstimmt, doch den Zweifel über die Beschaffenheit und Benutzung seiner italienischen Handschriften und die Frage, ob er nicht mehr aus diesen als aus seinem Genie jene Schriften genutzt habe, übrig lässt. Hr. Dübner hat die Stellen, welche Dindorf nach Courier verbessert hat, in dieser Weise übersetzt.

Wenn nun auch nicht zu leugnen ist, dass die lateinische Uebersetzung an der neuen Ausgabe das bedeutendste, um nicht zu sagen das einzige Verdienst ist, so giebt es doch Stellen genug, an denen man Anstoss nehmen muss, und zwar nach verschiedenen Gründen. Ich führe nur einige beispielsweise an. Sympos. VIII, 1. ist die noch sehr zweifelhafte Blomfieldsche Conjectur *ψυχῇ δὲ ἀνθρώπου ἱδρυμένου* beibehalten, aber übersetzt: animo hominibus insidet, als ob es *ἀνθρώποις* hiesse, was, richtig verstanden, wohl eine Wahrheit enthält; wenn nicht vielleicht hominibus ein Druckfehler für hominis ist. IV, 22. sind die Worte *ἄγεις τε αὐτὸν ὅπου ὄψει* übersetzt: eoque eum ducis, ubi videas. Entweder ist das Verständniss oder die Interpunction verfehlt. Comm. II, 3, 5. sind die Worte *ὁπότε παντὸς ἐνδέοι καὶ πᾶν τὸ ἐναντιώτατον εἴη* noch in dem Sinne der früheren Uebersetzung, wenn auch mit andern Worten, wiedergegeben: quum vero ab hoc longissime absit et in omni re maxime sit adversarius, da doch diese Worte allgemein gehalten und die neutra beizubehalten sind. § 9. ist *ἐπειρῶ* höchst wunderlich übersetzt: tua gratia eniti soles statt enitereris oder conareris oder nach der angefangenen Satzbil-

dung coneris; wie denn auch gleich nachher die Uebersetzung aus der Construction fällt oder sich wieder an die erst verlassene alte anschliesst. § 11. οὐκ ἂν φθάνοις λέγων; dicesne mihi prius? So erkennt man den Sinn der Frage oder, wie Kühner will, des Satzes ohne Frage nicht. Hier. VIII, 10. ist abweichend von Dindorf und von den bessern Handschriften die alte Lesart wieder aufgenommen οὐ γὰρ τυράννοις ἰσοτίμους κτέ. und, zum Theil nach der alten Uebersetzung, gesagt: Arbitrantur enim, hos a tyrannis ali, non ob iuris aequalitatem tuendam, sed ad augendam potentiam, eine Uebersetzung, deren Rechtfertigung ich auf keine Weise übernehmen mag, und welcher das Dorvillische ἰσοτιμίας zu Grunde zu liegen scheint. Ages. II, 12. ἐνταῦθα δὴ Ἀγησίλαον ἀνδρεῖον μὲν ἔξεστιν ἰδεῖν ἀναμφιλόγως, οὐ μέντοι εἵλετό γε τὰ ἀσφαλέστατα. Abweichend von der alten Uebersetzung: Hic Agesilaum sane fortem adpellare sine controversia licet; tutissima certe non elegit. So der deutsche Uebersetzer Christian: er wählte wenigstens doch nicht das Sicherste. Zwar lässt sich zu Gunsten der Uebersetzung anführen, dass der Guelf. μέν weglässt; aber nicht so die Pariser, und der Sinn ist: Muthig und tapfer bewies sich Agesilaus hierbei ohne Widerrede; das Sicherste jedoch wählte er nicht. Darin liegt ein leiser Tadel: Ag. sei wohl tapfer, aber nicht vorsichtig genug gewesen, da er sich in eine Gefahr begab, die er leicht vermeiden und die leicht schlecht ablaufen konnte. Das beweist auch der Gebrauch der Partikeln μέν — οὐ μέντοι — γε. § 19. ist τὰ τείχη ἃ ἐνετετείχιστο geschrieben und nach der alten Lesart ἀνατετείχιστο die Uebersetzung instaurata fuerant beibehalten. § 30. ἐπεὶ — ἀπεδίδου Hutch. posteaquam mandabat, Paris. attribuebat. Es muss heissen: quum redderet, oder wenigstens traderet: denn der Aegypterkönig hatte dem Agesilaus den Oberbefehl versprochen. V, 4., in einer der Berichtigung noch bedürftigen Stelle, sind die Worte ἆρ' οὐ τοῦτό γε ἤδη τὸ σωφρόνημα καὶ λίαν γεννικόν; die Leonclavius so wiedergab: an non id insane pudicum quoddam facinus est? falsch übersetzt, da τοῦτο τὸ σωφρόνημα das Subjekt ist, mag man γεννικόν lesen oder nicht. Das alles aber sind Ausstellungen, die, wenn sie auch noch vielfach vermehrt werden können, doch das Verdienstliche der umgearbeiteten Uebersetzung nicht schmälern. Unerwähnt mag freilich nicht bleiben, dass sich Manches in der Latinität erhalten hat, was nicht gut zu heissen ist, wie der Indicativ st. des Conjunctivs (s. Ages. IX, 1.); ac vor Vokalen, an in einfach abhängiger Frage, operam dare mit dem Infinitiv u. s. w. Der index nominum et rerum ist von Schottki, „olim professor in aliquot Borussici regni gymnasiis", besonders für die griechische Geschichte neu bearbeitet. Voran stehen die ausführlichen Argumenta der einzelnen Schriften, welche in dieser Folge stehen: Cyrop. Anab. Hell. Ages. Hier. Mem. (in der Vorrede: sive potius Commentar.) Apol. Oecon. Conv.

R. Lac. R. Athen. Vect. R. Eq. Hipparch. Cyneg. Es lässt sich die vorliegende Ausgabe etwa mit der des Thucydides vergleichen, welche vor einigen Jahren aus derselben Handlung hervorging, an welcher auch die lateinische Uebersetzung das Verdienstlichste war.

G. Sauppe.

Bibliographische Berichte.

Der Kaiser Julianus Apostata ist in neuerer Zeit in zwei Schulprogrammen zum Gegenstande der Besprechung gemacht worden. Ein ausführlicher Bericht über ihren Inhalt wird hoffentlich den Lesern der NJbb. nicht unwillkommen sein. Die erste der hier anzuzeigenden Schriften führt den Titel: *de Juliani philosophia et moribus scripsit H. Schulze, Ph. Dr.* (Herbstprogr. d. Stralsunder Gymnasium. 1839. 24 S. 4.). Im Vorworte spricht der Hr. Verf. die Ansicht aus, dass das Studium des Alterthums nur dann zum wahren Nutzen gereichen könne, wenn dabei vorzüglich auf Religion und Philosophie Rücksicht genommen werde, das Christenthum (und zwar der kirchliche Lehrbegriff) sei das Erste, was den Jünglingen gelehrt werden müsse; daran reihe sich die Kenntniss dessen, was die Menschen vor Christo über die Religion gedacht hätten (weshalb auch die hebräische Sprache ja nicht von dem Unterrichte auszuschliessen sei; hac enim, si non major, quam Latina ac Graeca lingua, at certe aeque magna pars antiquitatis prodita est); endlich müssten die Schüler lernen, quid intersit inter haec et illa et quid antiquitas habeat rei cum nostra religione (?). Ref. erinnert gegen diese Ansicht nur, dass dabei die Bedeutung, welche das Studium des Alterthums für die formelle Bildung des Geistes hat, gar nicht berücksichtigt ist; dass man nach ihr die alten Schriftsteller am Ende gar nicht zu lesen, sondern nur Geschichte der Religionen und Philosophie vorzutragen brauchte, dass endlich der angegebene Zweck auf dem Gymnasium kaum zu erreichen sein dürfte; auch ist der zu Anfang der neueren Philologie gemachte Vorwurf zu allgemein gehalten und ungerecht. Der Hr. Verf. führt jene seine Ansicht dann als den Grund an, warum er sich besonders die Zeiten, wo das Christenthum mit dem Heidenthume im Kampf lag, und in diesen den Kaiser Julianus zum Gegensand seines Studiums gemacht habe. Er nennt darauf die von ihm benutzten Quellen: Julian's Werke (in der Ausgabe von Spanheim; die neuere Arbeit von Heyler scheint ihm unbekannt geblieben zu sein); Gregor. Naz., Socrat., Sozomen., Theodoret., Ammian. Marcell., Eutrop., Aurel. Vict., Sext. Ruf. und bedauert, dass er des Libanius Reden (auch seine Briefe sind wichtige Quellen) in sua vicinia nicht habe finden können (?). Kann das Letztere auch nicht eine günstige Ansicht für das Quellenstudium des Hrn. Verf. erwecken, so muss Ref. doch erwähnen, dass er jene Quellen, namentlich Julian's eigene

Werke fleissig benutzt hat. Von den Schriften der Neuern führt der Hr. Verf. an: Vie de l'Empereur Julien; Amsterd. 1735 (er vermuthet, dass der Verf. derselben der Abbé de la Bletterie sei, welcher zu Paris zuerst 1734 ein Leben des J. herausgegeben habe); Wiggers diss. de Jul. Apost. relig. Christianae et Christianorum persecutore. Rostock 1810; Neander: Ueber den Kaiser Julianus und sein Zeitalter. Leipzig 1811 (die allgemeine Kirchengesch. dess. Verf. 2. Bd. 1. Abth. hätte doch auch verglichen werden sollen, schon um zu sehen, ob derselbe alle seine Ansichten noch später gebilligt habe); endlich C. H. van Heerwerden: de Juliano imper. religionis Christianae hoste eodemque vindice. Lugd. Bat. 1827. In der Einleitung zur Abhandlung selbst spricht Hr. S. kurz über die verschiedene Beurtheilung des Julian; ihm scheine nicht nöthig, um den Julian zu erheben, die Christen herabzusetzen; verkehrt sei, ihn über die Christen oder ihnen gleich zu stellen (er meint damit nicht die Christen seiner Zeit, sondern wahre Christen); verkehrt aber auch anzunehmen, dass Vieles, was gegen ihn spreche, ersonnen, entstellt oder missverstanden sei (dies ist besonders gegen Neander gerichtet); man dürfe in der Geschichte nie das Wahrscheinliche für das Wahre nehmen. Propterea, fährt er fort (p. 4.), satius duximus, postquam ex iis, quae vel ipse Julianus, vel alii eius temporis scriptores (quorum quum nullus, *quantum coniicere liceat* (also doch nicht gewiss), *mendacia referre vellet*, facile est ea, quae facta narrantur, a cuiusque scriptoris sententiis et opinionibus discernere) tradiderunt, sincere ostenderimus, qualis fuerit Julianus, postea nostrum de eo iudicium adiicere. — Ein so ohne Begründung ausgesprochenes Urtheil kann sich nicht sogleich Beistimmung erwerben, zumal da eine so wichtige Quelle wie Libanius (auf den gar nicht genannten Zosimus legt Ref. weniger Gewicht), gar nicht benutzt ist. Auch ohne es zu wollen, kann ein Schriftsteller Unwahrheit berichten, zumal in Zeiten leidenschaftlichen Kampfes. Uebrigens sind die Facta auch meistentheils nicht zweifelhaft und nur die Absichten und Beweggründe, die Julian dabei hatte, aufzusuchen; hier aber ist ein Feld, wo die Schriftsteller selten sichere Führer sind und dem Scharfsinne und der Combination freier Raum gelassen ist. Um auf engem Raume ein möglichst treues Bild des Julian zu geben, hält der Hr. Verf. nur für nöthig zu sehen: quomodo vixerint et quid de rebus divinis humanisque senserit. Das Letztere nimmt er zuerst, weil Julian vor Allen ein solcher gewesen sei, der nicht nach den Eingebungen des Augenblicks gehandelt; sondern bei Allem, was wahr und vernünftig sei, gefragt habe. (Dies eben zu erweisen, musste sich der Hr. Verf. zur Aufgabe machen.) Den Julian unter die Philosophen zu rechnen, trägt der Hr. Verf. kein Bedenken, obgleich man seine Philosophie sich aus einzelnen Stücken zusammensetzen müsse; als Hauptquelle wird die or. IV. in Solem regem angeführt. Die Philosophie des J. wird nun in drei Abschnitten auseinander gesetzt: 1) quid de Deo statuerit, 2) quid de homine statuerit, 3) quae inter utrosque ratio intercedere videatur. Sein eigenes Urtheil darüber beginnt Hr. S. mit der Bemerkung, dass eine Beurtheilung um so schwieriger sei, da die Philosophie des J. dem Christenthume entgegengesetzt

sei (opposita); es sei etwas Anderes, das Evangelium gar nicht gekannt zu haben, als von demselben abgefallen zu sein; man habe deshalb an J. oft das zu tadeln, was Anderen zum Lobe gereichen würde; auf die Gründe, welche ihn zum Abfalle bewogen, könne hier nicht eingegangen werden; es solle nur gezeigt werden, wie sehr die Philosophie des Kaisers dem Christenthume nachstehe; vorher aber, ob sie überhaupt mit der Vernunft übereinstimme und sibi constans sei. Richtig stelle J. auf, dass alles Menschliche und Göttliche von *einem* Gotte ausgegangen sei (aber jene ewige Welt, von welcher Julian Alles ableitet, ist kein Gott; und nirgends wird der Name θεός dafür gebraucht); eben so richtig stelle er im göttlichen Wesen Verschiedenheiten auf und statuire zwischen den einzelnen Göttern eine Verbindung und Einheit; aber darin fehle er, dass er eine unendliche Menge von Göttern annehme und dass er zwischen ihnen kein Verhältniss herzustellen wisse; daher er oft die Götter mit einander verwechsele und, wenn er eben nicht wisse, welchen Gott er nennen solle, nur θεός sage, wie Plato; was eben zeige, dass er von der Gottheit keine rechte klare Ansicht gehabt habe. Wie sehr Julian's Philosophie dem Christenthume nachstehe, konnte von dem Hrn. Verf. noch weiter und schärfer entwickelt werden. Das Hängen an einem glänzenden Aeusserlichen, was aber in sich leer und trostlos ist, erscheint als ein Hauptcharacterzug des Julian (wie der ganzen Familie des Constantin), dies Resultat ergiebt sich auch aus der Darstellung seiner Philosophie, wird aber von dem Hrn. Verf. nicht genug hervorgehoben; und doch wirft gerade dies ein genügendes Licht auf den Seelenwerth des Julian. Ebenso ergiebt sich, dass Julian kein consequentes System hatte; was auch hätte mehr hervorgehoben werden sollen. Ref. wünschte ferner, dass die Frage, in welchem Verhältniss steht Julian's Philosophie zu der seiner Zeit, nicht blos mit der Bemerkung, er nähere sich den Neuplatonikern, abgemacht worden wäre, dass auseinander gesetzt worden wäre, worin sie von der anderer gleichzeitigen Philosophen verschieden sei, dass endlich die Frage beantwortet wäre: Hat Julian die Philosophie (unabhängig vom Christenthume) weiter gefördert oder nicht? — Im 2. Abschnitt handelt der Hr. Verf. de Juliani vita et moribus. Zuerst fragt er, ob er die vier Tugenden gehabt habe, welche die Alten als die Cardinaltugenden betrachteten, und weist zuerst rücksichtlich der temperantia seine Mässigkeit in sinnlichen Genüssen (doch hatte die temperantia bei den Alten eine viel weitere und tiefere Bedeutung) nach und, was Gregor. Naz. or. IV. p. 121. c. ihm vorwirft, ab. Ziemlich ungenügend erscheint dem Ref., was Hr. S. über die prudentia des Jul. sagt. Seine Kenntnisse im Kriegswesen und in den Wissenschaften gehörte hier nicht hierher; dagegen wird von der in andern Handlungen bethätigten Klugheit, Umsicht und Besonnenheit fast gar nichts erwähnt und Alles, was dagegen spricht, mit der menschlichen Schwäche entschuldigt. Es folgt 3) die iustitia. Als Beweis derselben wird das Benehmen Julians gegen die Angeber des Florentius und gegen den Nebridius angeführt. Dass Julian die Hofbedienten des Constantius abschaffte, wird als Beweis gegen die Gerechtigkeit des Julian abgewiesen (das Genauere findet sich

in der zweiten zu besprechenden Schrift. Ref. fragt hier: wenn auch J. ein unbestreitbares Recht hatte, jene Diener der Ueppigkeit abzuschaffen, war es gerecht und besonnen, sie ohne Urtheil über ihre Schuld oder Unschuld in's Elend zu verweisen? Sein Benehmen gegen die Christen wird für die besondere Besprechung aufbewahrt; doch werden in der Anm. ***) mehrere Vermuthungen Neanders abgewiesen; wie uns scheint, nicht ganz mit Recht; so ist es gewiss richtig, dass J. in den christlichen Bischöfen vorzüglich Störer der öffentlichen Ruhe und der gesetzlichen Ordnung sah; zumal da sie seinen Absichten am meisten entgegenwirkten (s. unten). Mehr stimmen wir bei, dass die Vermuthung eines tieferen Grundes bei dem Spotte Julian's, die Christen dürften sich des Schwertes nicht bedienen, nicht angenommen wird, obgleich sie nicht absurd ist. Die Angaben Gregor's v. Naz. or. IV. p. 120. u. 121. hätten wohl eine genauere Prüfung verdient. Die fortitudo nimmt der Hr. Verf. nur für kriegerischen Muth und Unerschrockenheit. Sodann wird gerühmt, dass J. sich auf die rechte Art auctoritas zu erwerben gesucht und seine Gewalt nicht gemissbraucht habe; nach diesen werden Beispiele seiner humanitas angeführt (Freundlichkeit im Benehmen, nicht in unserem Sinne: Menschlichkeit); sowie seine Beredtsamkeit kurz gepriesen. Zur Beurtheilung bahnt sich nun der Hr. Verf. den Weg mit der Bemerkung, dass die Tugenden der Heiden nur glänzende Fehler seien; Julian sei nicht von reiner wahren Liebe zum Guten, sowie in der Philosophie nicht von reiner Liebe zur Wahrheit beseelt gewesen; Ehr- und Ruhmbegierde sei eine hauptsächliche Quelle seiner Handlungen und seines Wirkens gewesen. Seine Eitelkeit wird durch Anführung einzelner Züge bewiesen. Das Endurtheil lautet so: videtur nobis J. inter philosophos haud infimo loco ponendus (Ref. fragt, was von einem Philosophen zu halten sei, der, wie der Hr. Verf. zugegeben hat, nicht von reiner Liebe zur Wahrheit beseelt forscht); reges autem antiqui temporis omnes fere singulos singulis virtutibus aut superasse aut certe aequasse, idem tamen cum veris christianis sive philosophis, sive regibus vix comparari posse. Dass Julian den wahren Christen an Sittlichkeit nachstehe, wird gewiss Jedermann gern unterschreiben; dass aber Julian alle heidnischen Herrscher wenigstens erreicht habe, dies Urtheil erscheint dem Ref. viel zu gewagt. Es ist misslich, Männer, welche zu verschiedenen Zeiten gelebt haben, rücksichtlich ihres sittlichen Werthes zu vergleichen; und es lassen sich Beispiele genug aufführen, welche eine reinere Liebe zum Guten beweisen, als sie Julian besass; ohne dass wir etwa damit das Gute in Julians Character herabsetzen wollen. Auch musste wohl berücksichtigt werden, dass er nur zu kurze Zeit gelebt hat; in dieser Zeit aber genug Beweise gab, welche Schlimmeres von ihm fürchten liessen. Das Characterbild, welches der Hr. Verf. von Julian entwirft, kann Ref. nicht genügend finden. Es werden wohl viele Züge dazu beigebracht; aber sie sind nicht vollständig (so wird seine Heuchelei unter Constantius nur in einer Anm. p. 20. erwähnt) und nicht zu einem Ganzen geeinigt. Ueberhaupt konnte nach des Ref. Ueberzeugung kein genügendes Bild gegeben werden, da die Jugendbildung gar nicht berück-

sichtigt ist, obgleich die Art, wie ein Mann das wurde, was er ist, erst den richtigen Standpunct zu seiner Beurtheilung giebt, und da der ganze sittliche Zustand seiner Zeit nicht zum Hintergrunde des Gemäldes genommen ist. Die Hauptfrage ist von jeher nur die gewesen, ob Julian's Benehmen gegen die Christen ein würdiges gewesen sei; und da ein Mann nur richtig gewürdigt werden kann aus der Art, wie er seine Zwecke verfolgt, so findet Ref. es nicht ganz passend, dass der Hr. Verf. dies von dem Characterbilde Julian's abtrennt und erst in einem dritten Abschnitt: qua ratione J. ad opprimendos Christianos usus fuerit, handelt. Er beginnt, dass J. gegen die Christen auf ganz andere Weise verfahren sei, als die früheren Christenverfolger, vel quod omnino iis ingenio ac moribus longe praestaret, vel quod sic melius ecclesiam opprimi posse speraret, praesertim quum maior iam esset toto orbe Christianorum numerus, vel denique, quod ipse olim eandem fidem professus est. Diese Worte beweisen nach des Ref. Dafürhalten eine zu grosse Unentschiedenheit. Welcher von den angegebenen Gründen ist der wahre? Jeder fordert eine andere Beurtheilung des Julian. Am wenigsten ist der letzte zu billigen. Dem Ref. ist keine Stelle des J. bekannt, worin er Milde gegen die Christen anempfohlen, weil er selbst ja einmal ihren Irrthum getheilt habe, und man also sehe, wie verzeihlich ein solcher Irrthum sei. Dum (?) igitur, fährt Hr. S. fort, cum illis comparatum laudandum censemus Julianum, quod non ferro et sanguine fidem exstirpandam putaret, tamen ipsum nulla alia in re magis infirmum atque levem fuisse quam tum cum Christianos lacesseret; denn die Argumente, welche er gegen das Christenthum vorgebracht habe, seien so wenig vernünftig, so sehr eines gebildeten Philosophen unwürdig, ut nisi obstinato quodam animo J. Christianis infensum fuisse putamus, interdum dubii nobis videri possimus, num idem J. sit hic atque ille, quem multa doctrina multisque virtutibus excelluisse vidimus. Nach des Ref. Dafürhalten musste dies schon gegen die Auffassung des J. Bedenken erregen. Die Einwürfe, welche Julian gegen die Christen machte, werden kurz, aber ausführlich angeführt. Sie beweisen, wie sehr J. verblendet war; aber eben diese Verblendung wirft für uns auf Julian's persönlichen Character einen Schatten; wir erkennen darin seine Leidenschaftlichkeit. Indem der Hr. Verf. nun zu seinen Maassregeln übergeht, spricht er in einer Anm. die Ueberzeugung aus, J. habe, wie den M. Aurel., Alexander u. A., so auch Christus nachzueifern sich vorgenommen; doch in der Absicht, ihn carpere, minuere, obscurare, dies schienen auch seine Worte auf dem Todtenbette: νενίκηκας Γαλιλαῖε, zu beweisen, wenn anders die Sache wahr sei. Ref. glaubt jene Worte vielmehr so deuten zu müssen, dass J. damit seine Ueberzeugung aussprach, wie mit ihm die letzte Stütze des Heidenthums sinke, das Christenthum also gesiegt habe. Die Erzählung des Greg. Naz. p. 117. B., Julian habe verschwinden wollen, um Jesu Himmelfahrt nachzuahmen, weil dies dem Character Julian's unangemessen sei, als auf einem falschen Gerüchte beruhend abgewiesen; doch scheint sie immer dem Ref. zu beweisen, was man dem J. zutraute. Der Hr. Verf. bespricht nun, wie J. die Christen durch Belehrung

und durch Versprechungen zum Uebertritt zum Heidenthum zu bewegen gesucht, von dem Uebertretenden aber Reinigungen und Büssungen gefordert; auch um das Heidenthum zu empfehlen, manche Einrichtung vom Christenthume entlehnt habe. Deinde, heisst es weiter, ita multos ad sacra facienda invitabat, ut Christianos commodis vitae atque adeo doctrinae subsidiis exutos deprimere studeret. Zuerst spricht der Hr. Verf. von der Zurückberufung der von Constantius verbannten Bischöfe und erkennt mit Amm. die Absicht an, dadurch Zwietracht in die Kirche zu säen, was auch die Ausnahme des Athanasius beweise. (Ref. erinnert hier, dass es nach Hrn. S. Darstellung scheinen möchte, als sei A. sogleich ausgenommen gewesen; vgl. aber Neander Kirchengesch. II, 1. p. 75. Wenn hier der Grund hinzugefügt wird, dass es dem Julian ungerecht geschienen habe, dass Jemand wegen der Religion verbannt sei, welche er selbst so verachtete, dass er alle Anhänger glaubte unterdrücken zu müssen, so erscheint dies dem Ref. nicht richtig. Hätte Julian nicht Zwietracht säen wollen, so hätte es sonst seinen Absichten mehr entsprochen, diese Männer, welche schon einmal ihrer Glaubensmeinung wegen das Exil nicht gescheut hatten, von dem Staate fern zu halten. Rücksichtlich des Gesetzes, welches den christlichen Lehrern Grammatik und Rhetorik zu lehren verbot, entscheidet sich Hr. S. mit Recht für diese Auffassung der abweichenden Nachrichten. Es wird sodann bezweifelt, ob es wirklich ein Gesetz gewesen, dass die Christen sollten Galiläer genannt werden, weil es Greg. allein erzähle (νομοθετήσας) und es lächerlich sei. Dem Ref. erscheint J. deshalb in keinem andern Lichte, da er diesen Namen allein gebrauchte und gewiss allein gebraucht wissen wollte, wenn er auch darüber kein Edict erliess. Das Gesetz, dass die Christen nicht unter den Prätorianern dienen und in den Provinzen Magistrate bekleiden sollten (Theodoret. III, 7. und Wiggers' Meinung darüber wird verworfen), erklärt Hr. S. für ungerecht, weil es die Christen vieler Vortheile beraubt und so den Verfolgungen ihrer Feinde blossgestellt habe; auf die Religion habe es keinen Bezug gehabt (ad religionem vix spectat), dass er einigen Bischöfen Ersatz für den Heiden zugefügten Schaden auferlegt, dass er die Kleriker gewisser Privilegien beraubt, die sie nur der Willkür des Constantius verdankt hätten, und dass er nicht Alles, was heidnische Obrigkeiten gegen Christen verübt hatten, streng bestraft habe. In jenen Maassregeln sieht Ref. immer eine gewaltsame Zurückführung auf den alten Stand und eine Härte; in dem Letzteren aber zeigt sich deutlich, dass J., wenn ihn auch selbst noch eine gewisse Menschlichkeit, vor Allem aber gewiss auch Klugheit von Grausamkeit zurückhielt, doch im Herzen jene Fälle nicht ungern sah. Es werden dann weiter mehrere Beispiele angeführt, wie J. durch List die Christen zu Heiden zu machen versucht habe; doch nennt sie der Hr. Verf. magis ridicula, quam crudelia. Ref. hält es auch für grausam (für jesuitisch), Jemanden durch List zur Verleugnung seiner Ueberzeugung zu verlocken, für thöricht oben ein. Julian konnte in der That von seinem Heidenthume nur eine niedrige Ansicht haben, es konnte ihm nur um das Aeusserliche zu thun sein, wenn er meinte, dass,

wer einmal ohne Ueberzeugung unwissend heidnische Gebräuche befolgt, nun auch ein Heide sei. Als Beweis der höchsten Ungerechtigkeit wird angeführt, dass er den Pessinuntiern Hülfe verweigert habe, wenn sie nicht die mater Deorum sich versöhnten, den Nisibanern aber sogar die Annahme der Gesandten verweigert habe, wenn sie sich nicht zum Heidenthume wenden würden. (Abweichend von des Hrn. Verf. Darstellung ist Neander Kirchengesch. p. 93. Anm. 2.) — Ferner führt der Verf. an, dass er listig habe Priester und Bischöfe zu entfernen gesucht; auch vermuthet er, dass er wohl zuweilen gegen Christen um ihres Namens willen ungerecht gewesen sei. Als das Ungereimteste und Härteste von Allem sieht er an, dass er seine Natur an Christi Stelle gesetzt habe. Seine Begünstigung der Juden leitet er davon her, dass er sie für nicht von den Heiden verschieden gehalten habe. Ref. meint, dass er auch dadurch seinen Hass gegen die Christen, welche die Juden, wie die Heiden hassten, aussprach, dass er sie über die Christen triumphiren lassen wollte, dass er vielleicht die Weissagungen der Christen in Betreff der Juden zuschanden machen wollte. Der Hr. Verf. schliesst zuletzt, dass Greg. Naz. nicht Unrecht habe, wenn er die Verfolgung Julian's für die schlimmste von allen erkläre, quod persuasionem blandosque sermones tyrannidi (! Latein.) adiunxerit, Christianis insuper invidens gloriam martyrum. Ref. erinnert noch gegen die Darstellung des Hrn. Verf., dass darin das allmälige Fortschreiten Julian's zu härteren Maassregeln gar nicht berücksichtigt ist, und wendet sich zur Besprechung der zweiten Schrift: *Specimen narrationis de Juliani Augusti in Asia rebus gestis usque ad bellum Persicum a Carolo Pistotheo Jähne* (Osterprogramm des Gymnas. zu Budissin 1840. 35 S. 4.). Ref. erkennt in derselben zuerst ein sehr umfassendes Quellenstudium an. Die Schrift gewährt dadurch, dass die einzelnen Handlungen Julians der Zeit nach uns vorgeführt werden, dabei aber seine Jugendgeschichte Berücksichtigung erhält, ein mehr historisches Bild. Auch Hr. J. beginnt mit den Gründen der verschiedenen Beurtheilung des Julian. Unter den wahrheitliebenden und glaubwürdigen Quellen stellt er den Ammian. Marcell. und Zosimus voran. (Den Libanius hat er sehr fleissig benutzt.) Von den christlichen Schriftstellern sagt er, sie hätten bei Julians Lebzeiten aus Furcht geschwiegen, nach seinem Tode ihn zu hart angeklagt; vom ganzen Mittelalter könne man keine gerechte Beurtheilung erwarten, erst in neuerer Zeit hätten Männer, wie Spanheim, G. Arnold, Schröckh, Wiggers, Neander (dessen Kirchengeschichte ebenfalls benutzt ist), Hase (Kirchengeschichte) günstiger über ihn urtheilen gelehrt. (Das von Hrn. Schulze angeführte Buch: Vie de l'Emp. Jul. Amsterd. 1735. scheint Hr. J. nicht gekannt zu haben: dagegen citirt er einige Male: Jondot: Histoire de l'Empereur Julien, tirée des auteurs idolâtres et confirmée par ses propres écrits. Paris 1817. 2 Bde.) Der Hr. Verf. ist weit davon, die christliche Wahrheit herabzusetzen, glaubt aber den J. gegen ungerechte Beschuldigungen in Schutz nehmen zu müssen; er habe schon in seiner Jugend so grosse Hoffnungen von sich erregt, dass das ganze Reich von ihm das Beste erwartet habe; ein Fürst, welcher sich Alexanders Tapfer-

keit, Marc. Aurel's Selbstbeherrschung (temperantia), Plato's Weisheit zu erreichen zur Aufgabe gemacht habe, könne nicht schlecht sein; er habe sich wirklich das Glück der Bürger, ihre Sicherheit und Tugendhaftigkeit zum Zwecke genommen. Ref. giebt dies gern zu; bedauert aber um so mehr, dass J. seinen Zweck durch so verkehrte Mittel zu erreichen suchte. Er hätte bei seinen herrlichen Anlagen ein Reformator der christlichen Welt werden können. Zuerst verweist sodann der Hr. Verf. auf den Zustand der christlichen Kirche unter Constantin und Constantius. Der Letztere namentlich (Christianorum religionem absolutam et simplicem anili superstitione confundens, sagt selbst Amm. XXI, 16, 18.) habe durch seinen Arianismus die Kirche in den grössten Verfall gebracht; daher sei die Freude zu erklären, mit welcher das Reich den Tod jenes Kaisers vernommen und den Julian als Nachfolger anerkannt habe. Sodann wird der Aufenthalt in Constantinopel besprochen, wohin er unerwartet schnell im December 361 ankam; die Einrichtung eines Senates, wie der römische war (Constantin hatte nur einen Senat zweiten Ranges, die clari, angeordnet); die Vertreibung der Hofbedienten (s. d. Ref. frühere Bem.), die Herstellung der Kriegszucht, die Eröffnung der Tempel und die Erklärung, jeder solle furchtlos, aber ohne allen Streit seiner Religion dienen, sein häufiges Beiwohnen bei den Gerichten, sein Benehmen gegen die delatores, die gegen sich selbst ausgesprochene Verurtheilung zu einer Mult von 10 Pfd.; die Bauten, die er zum Nutzen und zur Verschönerung der Hauptstadt theils ausführte, theils beabsichtigte, werden mit lebhaften Farben geschildert. Dann werden kurz die Gründe zum Perserkrieg berührt; sein Aufbruch im Mai 362 erwähnt und das, was er auf der Reise that, erzählt. Bei Nicomedia wird dieser Stadt Glanz angedeutet und was J. für diese im Aug. 358 durch eine Feuersbrunst furchtbar heimgesuchte Stadt, in der er einen Theil seiner Jugendjahre verbracht hatte, erwähnt. Bei dem Aufenthalte zu Pessinus wird der Inhalt der dort gearbeiteten or. V. in matrem Deorum angegeben und die laudis et gloriae captatio am Ende gebührend hervorgehoben. Auch der Inhalt von or. VI. wird angegeben. Die Weiterreise nach Cilicien wird geschildert; dem Lobe aber, dass er allenthalben die von Constantius verletzten Rechte wieder geordnet, und die Gleichheit Aller hergestellt habe, der Tadel beigefügt, dass gegen Curialen bei ihm schwer Recht zu erhalten gewesen sei. Bei Antiochien, dessen Pracht nach Liban. u. A. mit glänzenden Farben geschildert wird, geht der Hr. Verf. zu Julian's Verhältniss zu den Christen über. Er schickt das Urtheil voraus: Julianum fuisse illum quidem superstitiosum; sed coluisse tamen semper pura, integra, incorrupta et mente et voce, quidquid eius veneratione dignum visum esset, quem ille supremi numinis cultum optimum eundemque castissimum atque sanctissimum plenissimumque pietatis arbitrabatur; und geht dann auf die Gründe ein, welche ihn zum Abfall vom Christenthume bewogen. Er findet diese 1) in der schändlichen Grausamkeit des Constantius gegen Julians ganze Familie; 2) Julian sei schon als Knabe veri investigandi cupiditate et imaginandi quodam impetu zu den Wundern der Magier und sogenannten Theurgen hingezogen

worden. Dies habe den Einfluss der heidnischen Philosophen, namentlich des Maximus Ephesius vermehrt; gerade dass man ihn ängstlich vor ihnen habe hüten wollen, habe ihn dem Libanius zugeführt. 3) der Zustand des Christenthums sei ein solcher gewesen, dass er einen Julian wohl habe abschrecken können. Schon in Constantinopel habe er den Homer eifrig gelesen, dessen Erklärer, Nicocles der Lakonier, muthmasslich ein Heide gewesen sei und jener allegorischen Auslegung, die im Homer alle Weisheit finden wollte, huldigte. Auch der Einfluss seines Lehrers Ecebolius, des vollkommensten und leichtfertigsten Heuchlers, wird erwähnt. (Auch Hr. S. gedenkt in einer Anm. dieses Menschen [levitatis in mutanda religione exemplum], erwähnt aber sein Verhältniss zu Julian nicht.) Auch das wird hinzugefügt, dass das Verfahren des Constantius gegen das Heidenthum ihm ungerecht erscheinen musste. Ob die Hoffnung, statt des allgemein verhassten Constantius den Thron zu besteigen, mitgewirkt habe, lässt der Hr. Verf., wie Ref. urtheilt, mit Recht unentschieden. Ref. macht hierbei folgende sich ihm aufdrängende Bemerkungen: Es hätte mehr hervorgehoben werden sollen, wie Julian in einem glänzenden Aeussern Befriedigung suchte. Ein Jüngling, dem bei Bekanntschaft mit der Bibel der Schritt zum Heidenthume so leicht wird, kann wohl Entschuldigung finden, beweist aber offenbar ein leeres oberflächliches Gemüth. Der Geist der Liebe und der Wahrheit, der in der Bibel jedem Gemüthe entgegenspricht, wurde Julians Herzen nicht offenbar. Er nahm die äusserliche Erscheinung, welche damals die Kirche darbot, für das Christenthum selbst; übertrug den Hass gegen die Person des Constantius auf die von diesem bekannte, aber gerade nicht ehrenvoll vertretene Religion, und verstopfte ohne alle besonnene und ruhige Prüfung seine Ohren gegen die so laut redenden Zeugnisse der Geschichte für das Christenthum. Doch folgen wir dem Hrn. Verf. weiter. Er erzählt, wie Jul. sich bei Constantius Lebzeiten aus Furcht als eifrigen Christen stellte, im Geheimen aber sich dem heidnischen Cult ergab (erga quem a rudimentis pueritiae primis inclinaverat. Amm. Marc. XXII, 5, 1. Jul. Ed. ad S. P. Q. Ath. p. 509.). Ref. bemerkt auch hier, dass eben diese Verstellung und Heuchelei ihm den Jul. in einem weniger günstigen Lichte erscheinen lässt. Wer Eifer für eine ihm verhasste Religion heucheln kann, der kann auch, wo es Klugheit gebietet, Milde und Duldsamkeit heucheln; wenigstens muss dann seine Milde bei sonst unverkennbarem Fanatismus verdächtig scheinen. Noch schildert der Hr. Verf., wie Julian, nachdem er zu Paris gegen seine Erwartung (er selbst u. A. bezeugen dies) von den Soldaten zum Augustus ausgerufen worden war, sich öffentlich zum Heidenthume bekannte, sich unermesslich freute, als er bei seinen Soldaten grossen Anklang bemerkte, den Titel eines Pontifex max. annahm und fortan auf die Opfer und den heidnischen Cultus die grösste Sorgfalt verwandte, und geht dann zu den Schritten über, welche er in Antiochien zur Ausrottung des Christenthums unternahm, in der Ueberzeugung, dass alles Unglück der damaligen Welt nur vom Christenthum herrühre; dagegen nur vom Heidenthume wahres Heil zu erwarten sei. Da der Hr. Verf. berührt, dass J. dabei

sich alles Blutvergiessens enthalten wollte, so hätte hier wohl auf die Gründe eingegangen werden sollen. Ref. mag dem J. das menschliche Gefühl, welches ihn von Grausamkeit abhielt, nicht abstreiten; aber es war auch mit berechnende Klugheit; er wollte nicht, dass die Verfolgten, als Märtyrer verehrt, nur den Bekennern des Christenthums zu festeren Stützen dienen sollten (Liban. ep. 73. s. auch Neander Kirchengesch. a. a. O. p. 72.); er fürchtete wohl, dass bei der grossen Anzahl von Christen Gewaltsamkeit nur heftigern Widerstand veranlassen und sein Vorhaben am Ende vereiteln würde; endlich ist auch die Täuschung unverkennbar, dass sich Julian die Zurückführung der Christen zum Heidenthume viel leichter dachte, worin ihn freilich der Erfolg bei Vielen bestärken musste. Nur von Wenigen, von den Geistlichen besonders, scheint er ernsten Widerstand gefürchtet zu haben, die grosse Menge sah er gewiss nur als durch jene durch schlechte Künste verführt an. In der Anm. 43. handelt der Hr. Verf. über den Namen: Galiläer; er erwähnt, dass erst seit Claudius der Name Christen zu Antiochien aufkam; äussert übrigens nicht den von Hrn. Schulze ausgesprochenen Zweifel; weist aber darauf hin, dass der Name Galiläer bei den Juden und sonst verachtet gewesen sei und dass die Neuplatoniker geglaubt hätten, in nominibus nunc bonum nunc malum omen inesse. Dem Ref. erscheint hier Julian als ein unwürdiger Gegner der Christen; nur blinder Hass und Leidenschaftlichkeit legt den Gegnern beschimpfende und verspottende Namen auf. Der Hr. Verf. erzählt hierauf weiter, wie der Erfolg seiner Ueberredung bei Einigen (complures), der Beifall seiner Umgebung, namentlich der von ihm wie Brüder geliebten Philosophen, ihn zu kräftigerem Fortschreiten aufmunterte und anspornte; wie er die Priester und Pontifen zum Eifer für die Religion ermahnte; wie die Christen namentlich vor der Grausamkeit derer, welche die Befehle des Kaisers ausführten (der Hr. Verf. hätte hier wohl einige Beispiele beibringen können, da sie ja gerade zur Beurtheilung Licht geben), erschraken, wie allenthalben das Heidenthum wieder sein Haupt erhob; doch, heisst es weiter, habe Julian nicht ein morsches Gebäude aufführen wollen, er habe erkannt, dass das Heidenthum festerer sittlicher Stützen bedürfe und deshalb manche Einrichtungen von den Christen entlehnt. Als Beleg dazu wird der Inhalt der ep. XLIX. ad Arsac. angegeben; es wird der Lesung und Erklärung der Mythen, der Wechselgesänge, der Weihungen, der Phrontisterien, einer Art heidnisch - philosophischer Mönchs- und Nonnenklöster, gedacht; Ref. vermisst jedoch dabei eine Andeutung, wie wenig doch Julian die Bedürfnisse der Menge kannte; wie wenig er einsah, dass jene Mythenerklärung, jene philosophischen und rhetorischen Phrasen dem Volke unmöglich verständlich und erbauend sein könnten, und wie dies erkennen lässt, dass ein erbauliches Gemüth ihm selbst gänzlich abgeht. Neander in seiner Kirchengesch. hebt dies sehr schön hervor. Als besonders nachtheilig wird nun jenes Verbot gegen die christlichen Lehrer besprochen. Mit vollständigerer Quellennachweisung erlangt hier Hr. J. dasselbe Resultat wie Hr. Schulze. Der Verf. erkennt hierin die Absicht auf Verlockung der christlichen Jugend,

obgleich er auch mit Paulus (theolog. Littbl. z. allgem. Kirchenzeitung 1838. nr. 39.) jene Absicht annimmt, dass die heidnischen Lehren nicht länger sollten verspottet werden. Gewiss lag auch Beides zu Grunde. Ref. macht gleich hier auf die eigenen Worte Julians aufmerksam: *καίτοι δίκαιον ἦν, ὥσπερ τοὺς φρενιτίζοντας, οὕτω καὶ τούτους ἄκοντας ἰᾶσθαι;* sie sind ihm eine Andeutung, was Jul. in der Zukunft erwarten liess; wie leicht er wohl, durch ferneren Widerstand gereizt, das, was er jetzt schon für gerecht hielt, ausführen konnte. Die Bemerkung des Hrn. Verf., Jul. scheine besonders die Evangelien des Matth. u. Luc. verachtet zu haben, wirft auch auf Julians Gemüth einen Sinn. Die einfachste, vollständigste Darstellung des Lebens Jesu musste ihm am verächtlichsten erscheinen; hätte Jemand in der damals herrschenden rhetorischen Sprache ein Leben Jesu geschrieben gehabt, vielleicht wäre ihm der Uebertritt zum Heidenthume schwerer geworden. Es folgt das Edict wegen der Kriegsdienste und Aemter, in welchem Hr. J. die Absicht erkennt, die nach äusserer Ehre und Gütern Begierigen zum Heidenthume zu verlocken. Zu der in Anm. 64. gemachten Bemerkung, dass Jovian, Valentinian, Valens gern das cingulum abgelegt hätten, wünschte Ref. genauere Nachweisung und Auseinandersetzung, da Hr. Schulze gerade das Bleiben des Jovianus als Beweis anführt, dass nicht alle Christen aller Kriegsämter beraubt worden seien. Jovian befand sich wenigstens bei dem gegen die Perser ziehenden Heere. In der von Julian beigefügten Bemerkung sieht auch Hr. J. nichts als einen Spott auf Jesu Wort. Evang. Matth. 26, 52. Es folgt in der Besprechung des Hrn. Verf. das Edict, in welcher die Bischöfe des Rechtes, zu Gericht zu sitzen und Testamente zu machen (abusus tollendi causa, qui erat ortus alienis intervertendis hereditatibus), beraubt wurden, und es wird behauptet, Julian habe die dabei ausgesprochenen Beschuldigungen keineswegs fingirt; dies beweise sein Brief an die Bostrener. In Anm. 66. bedauert Hr. J. mit Heyler, dass Sozom. V, 5. über die den Klerikern entzogenen Privilegien nicht weitläufiger spreche. Auch der von Hrn. Schulze dem Jul. gemachte Vorwurf, dass er die Missbräuche der Gewalt von Seiten heidnischer Obrigkeiten nicht bestraft, sondern sie nur mit Worten zurecht gewiesen habe, wird als richtig anerkannt. Dass Julian bei Beschwerden darüber die Christen mit Spott abwies, bekräftigt des Ref. Ansicht, wie sehr Julian im Herzen jene Härte billigte, wozu bereits sein Fanatismus gediehen war und wie ihn wohl nur noch Klugheit abhielt, selbst solche Maassregeln anzuordnen. Der Hr. Verf. führt das Verfahren bei der Ermordung des Georgius und das gegen Athanasius an und geht dann ausführlich die Vorfälle in Alexandrien durch, wobei die von Hrn. Schulze erwähnten Kunstgriffe der Besprengung der Quellen mit Weihwasser u. s. w. unerwähnt bleiben. Wie die Antiochener den Jul. verspotteten, wird ausführlich angegeben. Dass Julian den Spott verdiente, indem er den Antiochenern ein ihnen bereits zum Gespött gewordenes Heidenthum aufnöthigen wollte, scheint dem Ref. gewiss genug; obgleich er die Sittlichkeit der Antiochener (die gewissermaassen den Alexandrinern der älteren Zeit glichen) nicht hoch stellt. Er erkennt mit Hrn. J. an, dass

Julian sich nicht von Leidenschaftlichkeit zur Grausamkeit fortreissen liess, macht aber darauf besonders aufmerksam, dass ihn erst Salustius zu milderen Maassregeln stimmen musste; dass ihn seine leidenschaftliche Stimmung einen schlechten Menschen den Antiochenern zum Richter geben hiess, und dass also wohl mehr Klugheit ihn von Strenge zurückhielt, obgleich er nicht leugnen will, dass sich wohl auch die Stimme der Menschlichkeit in seinem Herzen regen mochte. Rücksichtlich des Misogogon ist des Ref. Ansicht, dass er ein Beweis gegen die Seelengrösse Julians sei. Jene Spottreden verwundeten seine Eitelkeit; ein wahrhaft fester Character hätte sie unbeachtet gelassen. Und was konnte Julian von der Herausgabe dieser Schrift Anderes erwarten, als grössere Reizung der Gemüther? Man sieht, dass die Leidenschaftlichkeit selbst die Klugheit zum Schweigen brachte. Hr. J. geht dann ferner die volumina durch, welche Jul. theils in Antiochien, theils auf dem weiteren Marsche verfasste; in welcher er mit scharfer Spitze das Christenthum angriff. Es wird der Ausspruch Cyrill's angeführt, dass nichts so sehr den Glauben vieler Christen wankend gemacht habe, als jenes Buch. Es sei kein Wunder, dass sich dasselbe nicht erhalten habe, da Theodosius (cod. Justin. l. I. t. I.) alle gegen das Christenthum gerichtete Bücher zu verbrennen gebot. Was Hr. Schulze mit Recht von den Einwürfen Julians gegen das Christenthum sagt, hat Hr. J. nicht vorgebracht. Ref. macht dabei aber auch aufmerksam, dass Jul. allerdings manche Erscheinungen, durch welche das Christenthum von seinem Urbilde abwich, den Heiligenglauben, das Reliquienwesen und das Mönchsleben angriff. Freilich aber waren jene Erscheinungen in der christlichen Kirche so nothwendig, dass sie den Gemüthern nehmen zu wollen, nur ein unzeitiges Unternehmen hätte heissen können, weshalb auch Julians Angriffe so erfolglos blieben. Zuletzt erwähnt der Hr. Verf. die Begünstigung der Juden und erkennt darin mit Recht die Hoffnung, von den Juden bei Unterdrückung des Christenthums unterstützt zu werden. Ausführlich wird geschildert, wie er die von Constantius angeordneten Gelderpressungen aufhob und ihnen Sicherheit durch sein ganzes Reich gewährte, wie er den Tempel von Jerusalem wieder aufrichten wollte, was aber durch Feuer verhindert wurde (über diesen Vorfall verweist Hr. J. nur auf Jondot; er lässt sich wohl natürlich erklären). Auch hier erkennt Ref. die Leidenschaftlichkeit und den auf das Aeusserliche gerichteten Sinn des Julian. Er vermochte nicht zu erkennen, wie himmelweit das Judenthum von dem Heidenthume verschieden sei, wie es dem Christenthume weit näher stehe als jenem; nur dass die Juden ihren Gott durch Opfer ehrten, wie die Heiden, machte, dass er sie für von den Heiden nicht verschieden erklärte. Das Endurtheil des Hrn. Verf. über Julian fällt dahin aus: Julian habe allerdings das Christenthum heftig verfolgt, aber er sei zu entschuldigen mit seiner Abneigung gegen dasselbe und damit, dass seine Handlungsweise ihm immer löblich und edel erschienen. Er habe von der Herstellung der griechischen Religion die Herstellung der Würde und des Ruhms des Römerreichs gehofft und hätte daher einige Jahrhunderte früher leben sollen. Dies Letztere erscheint dem Ref. als nichtssagend; denn

hätte Julian in einer andern Zeit gelebt, so wäre er eben nicht Julian geworden. Gern unterschreibt dagegen Ref. das Urtheil, dass Julians Handlungen, wo es sich nicht um die Religion gehandelt habe, löblich seien; sowie auch die Worte seinen vollen Beifall haben: Quid ostendere voluerimus, satis explicatum arbitramur: voluimus disputare contra eos, qui etiam nunc dicunt, Julianum gravissimis fuisse obrutum vitiis; neque tamen diffitemur, multa in eo fuisse reprehensione digna ob levitatem quandam ingenii, superstitionem, immodicam gloriae cupiditatem, mores interdum parum decentes regem, pertinaciam, inclementiam. In Betreff der letzten Worte aber: Illud autem pro certo affirmari potest, futurum fuisse, ut summis apud omnes laudibus extolleretur, si per fata ei licuisset, bellum Persicum, quod quam diligentissime apparaverat, ad exitum perducere, gesteht er anderer Meinung sein zu müssen. Julian hätte gewiss den Umsturz des Römerreichs, das den Keim des Verderbens mehr in sich trug, selbst durch die glänzendsten Siege nicht verhindern, höchstens ihn um wenige Zeit hinausschieben können. Was wäre aber das Schicksal der Christen gewesen, hätte Julian den Perserkrieg durchführen können. Seine Eitelkeit hätte dann erst rechte Stärke gewonnen; dann erst würde er sich vielleicht selbst für einen Gott gehalten haben. Sehen wir, wie sehr ihn schon der Widerstand bisher zu reizen vermochte, so können wir nicht zweifeln, dass dann weit blutigere Scenen erfolgt sein würden. Ref. hält daher den frühen Tod für ein Glück nicht für die Kirche (denn diese hätte eine hartnäckigere Verfolgung nur läutern und befestigen können); sondern für ihn selbst. Nur so kann die Geschichte über ihn ein milderes Urtheil fällen. — Mögen Hr. Schulze und Hr. Jähne, deren Fleiss, Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Liebe zur Wahrheit Ref. nur die vollste Anerkennung zu Theil werden lassen kann, in seinen Bemerkungen das Streben nicht verkennen, über Julian ein richtiges Urtheil zu gewinnen; keineswegs ist er des Glaubens, dass er überall die richtige Auffassung gefunden habe. —

Grimma. *Rud. Dietsch.*

Selecta Schilleri Carmina. Latine reddidit Ph. H. Welcker. [Gothae, in libraria Beckeriana, 1840. 42 S. gr. 8. 8 Gr.] Während die Berühmtheit unsers *Schiller* von Jahr zu Jahr im Auslande zunimmt, und geistreiche Männer und Frauen — wir wollen nur an Baron *Reiffenberg* in Brüssel und Miss *Jamieson* in London erinnern — es sich ernstlich angelegen sein lassen, den Lieblingsdichter des deutschen Volks auch bei fremden Völkern einheimisch zu machen, hat sich auch im Vaterlande die Liebe und Verehrung für Schiller im Norden und Süden, im Osten und Westen auf die verschiedenartigste Weise bethätigt. Scheint es doch fast, als wolle man die Nichtachtung wieder gut machen, welche an einigen Orten den Dichter getroffen hat, der, wie *Immermann* *) so schön sagt, in Gemeinschaft mit Goethe der Apostel gewesen ist, an deren Predigt sich das deutsche Volk zu Muth und Hoffnung in den Tagen

*) Memorabilien. I, 270.

der Unterdrückung auferbaut hat, und der es wiederum gewesen ist, durch den im Elsass gegen Corneille und Racine der deutsche Sinn und die deutsche Literatur erhalten worden sind *). In verschiedenen Beziehungen haben in den letzten Jahren *G. Schwab*, *Strauss*, *Hinrichs*, *Hoffmeister*, *R. Binder*, Frau *von Wolzogen*, *W. E. Weber* u. A. den gemeinsamen Empfindungen der deutschen Nation Worte geliehen und jeder an seinem Theile zur Beehrung des deutschen Dichters beigetragen. Von demselben Gesichtspunkte aus betrachten wir auch die Uebertragungen Schillerscher Gedichte in die lateinische Sprache von *Feuerlein*, *Fuss*, *Seyffert*, *Echtermayer* und Andern, die *Friedemann* in der neuen Ausgabe seiner *Methodologisch-practischen Anleitung zur Verfertigung lateinischer Verse S. LXIII—LXVII.* mit lobenswerther Genauigkeit verzeichnet hat. Alle diese haben sowohl durch einzelne Aeusserungen und noch besser durch die That selbst gezeigt, dass sie ohne Lust an metrischen Spielereien vielmehr mit Ernst und heiliger Liebe an ihr Geschäft gegangen waren. An diese Männer nun schliesst sich gleichzeitig ein Italiener und ein Deutscher an. Der Italiener ist *Francisco Filippi*, der im J. 1840 zu Venedig hat *Schilleri Carmina nonnulla latinitate donata* drucken lassen, denen Leichtigkeit und gute Bekanntschaft mit den Schätzen der Sprache nachgerühmt werden. Der Deutsche, dem wir eine ausführlichere Relation widmen können, ist Hr. *Welcker*, der bereits bei mehreren Gelegenheiten sich als den würdigen Schüler Dörings durch gelungene lateinische Gedichte zu erkennen gegeben hat, so bei dem Tode seines eben genannten Lehrers, bei dem Jubiläum des Hofrath Kries in Gotha und bei der Vermählung des Prinzen Albert von Sachsen-Coburg-Gotha mit der Königin Victoria von England. Eben so begrüsste derselbe die zu Gotha versammelten deutschen Philologen und Schulmänner am 1. October v. J. mit einem sehr launigen, lateinischen Gedichte, welches wir unserer Relation gern anfügen würden, wenn dasselbe nicht bereits in Nr. 129. der *Zeitschrift für Alterthums-Wissenschaft vom J.* 1840 abgedruckt worden wäre. Dass Hr. *Welcker* zu gleicher Zeit ein glücklicher, deutscher Dichter ist, hat derselbe durch seine bereits zum dritten Male aufgelegte *Sammlung deutscher Volkssagen* (Gotha 1840) und durch die zu verschiedenen Zeitschriften gesteuerten Gedichte hinlänglich beurkundet. Bei diesem günstigen Zusammentreffen erachten wir es um so mehr für einen Vortheil, dass sich Hr. *Welcker* zur Uebertragung einiger Gedichte Schillers entschlossen hat. Gewandtheit im Technischen zeichnet dieselbe nicht minder aus als die Sorgfalt im lateinischen Ausdruck, der nur aus der Sprache der besten Dichter und nicht aus allen Zeitaltern der lateinischen Literatur entlehnt ist. Die von ihm gewählten Gedichte sind im Gegensatze zu Hrn. *Filippi*, der auch Romanzen und Balladen, z. B. den Kampf mit dem Drachen, übersetzt hat, aus der Zahl der kleineren lyrischen Gedichte Schillers und alle im elegischen Versmaasse abgefasst, wie *der Tanz*, *der spielende Knabe*, *Macht des Weibes*, *Nänie*, *Quelle der*

*) Correspondenz-Nachricht der Leipz. Allg. Zeitung im Aug. 1840.

Verjüngung, *deutsche Treue*, *die Flüsse*, *die Sänger der Vorwelt*, *die Johanniter*, *Kant und seine Ausleger*, *das Kind in der Wiege* und viele andere, im Ganzen 59 an der Zahl. Einige Stellen aus denselben werden am besten unser obiges Urtheil belegen können. Eines der schwierigsten unter diesen Gedichten ist unstreitig *der Tanz*. Hier heisst es:

Wie vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch in die Luft fliesst,
Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Flut;
Hüpft der gelehrige Fuss auf des Tacts melodischer Woge;
Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib.
Jetzt als wollt' er mit Macht durchreissen die Kette des Tanzes,
Schwingt sich ein muthiges Paar dort in den dichtesten Reihn.

Herr *Welcker* übersetzt also:

Ut levis, a Zephyro motus, se fumus in auras
Tollit, et ut vitreis cymba movetur aquis:
Pes salit in numerum docilis modulantibus undis;
Effertur blandis corpus, ut umbra, modis.
Nunc audax, tanquam vi rumpant vincla coronae,
Orbes in densos virgoque virque ruunt.

Ferner wählen wir einige epigrammatische Gedichte, die moderne Zustände behandeln, als *die Sonntagskinder:*

Jahre lang bildet der Meister und kann sich nimmer genug thun:
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume beschert.
Was sie gestern gelernt, das wollen sie morgen schon lehren.
Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm.

Herr *Welcker*:

En opifex fingens nunquam sibi sufficit arte:
Somnia divinis optima quaeque ferunt.
Quod quis heri didicit, vult iam hac luce docere.
Horum visceribus quam brevis ecce via!

Dass „die Genialen" durch divini wiedergegeben sind, dürfte sich wohl durch den mitunter komischen Gebrauch dieses Wortes vertheidigen lassen: undeutlich aber ohne die Vergleichung mit dem deutschen Texte scheint uns *via* am Schlusse des Gedichts. Durchaus gelungen ist das Gedicht: *die achtzeilige Stanze:*

Te tener est meditatus amor, Stropha! Namque pudica
Ter refugis tacite, ter cupiensque redis.

Im Deutschen lautet es:

Stanze, dich schuf die Liebe, die zärtlich schmachtende — drei Mal
Fliehst du schamhaft und kehrst drei Mal verlangend zurück.

Eben so *die Buchhändleranzeige:*

Nichts ist der Menschheit so wichtig als ihre Bestimmung zu kennen;
Um zwölf Groschen Courant wird sie bei mir jetzt verkauft.

Im Lateinischen:

Nil homini maius, quam *summam* noscere *vitae*
Legem: quam drachmis vendo duabus ego.

Wir brauchen hiernach aus den Gedichten, die sich schon dem Stoffe nach mehr dem Antiken nähern, wie *die Sänger der Vorwelt*, *das Glück*, *Odysseus* und andere, keine Proben mehr zu geben, da hier überall die genannten Vorzüge hervortreten und nur die Schwierigkeit für den Uebersetzer vielleicht etwas geringer war. Von echt ovidianischer Leichtigkeit und Gefälligkeit ist das vorangesetzte Gedicht *ad librum suum*. Da heisst es unter andern mit rühmlicher Bescheidenheit:

Scimus et imponat quantum vir ponderis ille
Carminibus, sensis et brevitate potens
Teutonicus vates quam saepe supervolat astra,
Dum procul Ausonii iussaque frena iacent.

Und am Schlusse:

Si qua parte tamen poteris, succende inventam
Artis amore pio, sollicitaque lyras.

Möge dieser, gewiss schönste Lohn den Bestrebungen des Hrn. Verf. zu Theil werden. Die Lust zu solchen poetischen Uebungen fehlt unsrer Jugend im Allgemeinen nicht, — es sind nur zu viele Hindernisse, die man ihr entgegenstellt, zu viele andere Dinge, mit deren Erlernung man sie bedrängt, ohne dass sie dadurch an Heiterkeit und Lebensfrische gewinnen. Um diese jetzt so oft vermissten Eigenschaften zu erlangen, ist gerade das Studium griechischer und lateinischer Dichter mit eigenen Uebungen in der Sprache derselben von ganz besonderm Nutzen, und es wird immer an solchen Jünglingen nicht fehlen, die sich diesen Studien mit Eifer hingeben, besonders wenn man ihnen so gelungene Muster vorhalten kann, als die in der vorliegenden Sammlung sind.

K. G. Jacob.

Car. Frid. Hermanni *disputatio de distributione personarum inter histriones in tragoediis Graecis* [Marburgi 1840. 68 S. 8.] Ueber den Gegenstand der vorliegenden Schrift, die G. Hermann zu seinem Magisterjubiläum in herzlicher Verehrung zugeeignet ist, hat vielleicht niemand so viel Recht mitzusprechen als ich, der schon im Jahre 1822 versuchte in der Schrift *de mensura tragoediarum* die Rollen sämmtlicher uns erhaltenen attischen Tragödien unter die zwei oder drei Schauspieler zu vertheilen, von denen sie, wie wir wissen, dargestellt waren. Ich habe damals wohl in allen Tragödien alle Möglichkeiten durchversucht, und so eine Anschauung von der Sache gewonnen, die mich in den Stand setzen wird, wenn ich auch die Untersuchung nicht fördern kann, doch den Fortschritt in der neuen zu beurtheilen. Hr. Prof. Hermann und ich sind darin natürlich einer Meinung, dass wir Unmöglichkeiten für unmöglich halten; dass also zum Beispiel, sollen mehrere Rollen von demselben Schauspieler gegeben werden, die gehörige Zeit zum Umkleiden bleiben muss. Ob es indess dem Verf. immer gelungen ist, das Unmögliche zu vermeiden, muss ich bezweifeln. Denn dass im Oedipus auf Kolonos (p. 43.) die Rolle des Theseus nicht von Einem Schauspieler dargestellt, sondern unter alle

drei soll vertheilt gewesen sein, ist ein Versuch der Verzweiflung, der auf die Lachsucht des attischen Publicums zu wenig Rücksicht nimmt. Wenn aber dabei der Verf. Müllern bewundert, der zuerst die Schwierigkeit bemerkt habe, so liegt darin eine Härte gegen mich, wie sie sich in vielen Stellen dieser Schrift wiederholt; als ob ich, ohne zu überlegen und zu prüfen, nur meiner Sache zu Liebe das Erste Beste angenommen hätte: auch das Unmögliche, wird ein Unkundiger nach dem Schluss der Note 58. denken. Das ist die Strafe dafür, dass ich nicht alles weitläufig auseinander geredet, sondern auf mitforschende Leser gerechnet habe. In den Choephoren nimmt der Verf. p. 23. 39. an, dass derselbe Schauspieler, der V. 886. als ἐξάγγελος sprach, dann sogleich, da V. 892. ein anderer in Pylades Gestalt aus dem Hause gekommen ist, V. 900. in der Maske des Pylades (*Pyladis persona indutus*) rede. Zum Weggehen und Umkleiden ist während der fünf oder höchstens neun Verse keine Zeit: soll also vielleicht die Meinung sein, der Sklave dränge sich so dicht an Pylades, dass die Zuhörer glauben, die Worte kommen aus seinem Munde? Aber können die Alten in scenischen Anordnungen das klumpige Drängen mehr geliebt haben, als sonst in der Kunst? Ausser dem Möglichen haben die attischen Dichter aber nothwendig auch eine gewisse Schicklichkeit in dem Uebertragen mehrerer Rollen an einen Schauspieler beobachtet. Dergleichen Schickliches hat der Verf. mehreres aufgefunden und angegeben, was mir freilich eben nicht neu war, aber ich hatte doch nichts davon gesagt. Indessen das Meiste hing ohne Zweifel von den Fähigkeiten der Schauspieler ab: und so feine mythologische Beziehungen, wie die zwischen Phädra und Aphrodite (p. 35. N. 41.) oder Prometheus und Hephästos (p. 45. N, 57.) werden einen Dichter, der für das Verständniss der Zuhörer arbeitete, schwerlich geleitet haben. Am wenigsten wird man dem Verf. zugeben (p. 34.), dass es rührend sei, wenn einen Todesfall der Schauspieler, der den Todten dargestellt hat, selbst melde. Im Gegentheil, hat es der Dichter so eingerichtet, so muss der Darsteller nach der äussersten Unähnlichkeit in Stimme und Haltung streben, weil die Zuschauer gerade bei dem Ernsten geneigt zu possenhaften Gedanken sind. Wir haben uns beide, wohl noch vor näheren Versuchen, gesagt, dass die blos negative Beobachtung des Möglichen und des Schicklichen nur in sehr wenigen Tragödien die gesammte Vertheilung der Rollen bedinge, wie in den Schutzflehenden des Aeschylus und im Philoktet. Ich hatte daher noch eine gesetzmässige Regelung und eine auch von den Alten angedeutete Erleichterung angenommen, die der Verf. so gut als ganz verworfen hat. Er büsst dadurch offenbar ein: gleichwohl wäre sein Rückschritt ein Fortschritt, wenn ich nur gefaselt hätte. Ich meinte (dies war das beschränkende Gesetz, die Regel), Verse sowohl als Reden jedes der zwei oder drei Schauspieler und des Chors müssten in einem bestimmten Zahlenverhältniss stehen, jede Summe müsste durch eine und dieselbe Zahl theilbar sein. Der Verf. sagt N. 4. 57., das werde mir wohl niemand glauben. Damit ist aber nicht widerlegt, dass, wenn so schwierige Rechenexempel im Ganzen so gut zutreffen, wohl etwas

Wahres daran sein mag. Ich habe immer sehr wohl gewusst, dass weder die Dichter noch die Zuschauer, sowie ich, nachgezählt haben: die Sache ist darum doch gegründet, und es ist mir nur nicht gelungen, den richtigen der Anschauungsweise des Alterthums angemessenen Ausdruck zu finden, in dem ohne Zweifel alles leicht und einfach erscheinen würde. Es wird ihn aber schon noch einer finden; wahrscheinlich zuerst ohne zu wissen, dass er mit mir auf dem nämlichen Wege geht, weil sich fast niemand die Mühe gegeben hat, meine Behauptungen näher anzusehen, oder auch nur die vier Perioden der tragischen Technik zu beachten, die ich *de mensura trag. cap. XII. XIII. XV. XXIII.* bezeichnet habe, und die sich ohne Zählungen erkennen lassen. Die Erleichterung, welche den Dichtern nach meiner Ansicht bei der schwierigen Vertheilung der Rollen oft vom Choregen gewährt ward, war die, dass er ihnen gestattete, einen oder mehrere vom Chor als Schauspieler zu brauchen. Bekanntlich erklärt Pollux IV, 110. das *παραχορήγημα* so, *εἰ τέταρτος ὑποκριτής τι παραφθέγξαιτο.* Ich habe aus dem, was er unmittelbar vorher vom *παρασκήνιον* sagt, *ὁπότε ἀντὶ τετάρτου ὑποκριτοῦ δέοι τινὰ τῶν χορευτῶν εἰπεῖν ἐν ᾠδῇ*, den vierten Schauspieler genommen für einen Choreuten, der ausser seiner chorischen Rolle einen vierten Schauspieler vorstellen muss. Dies ist nach dem Verf. (N. 45.) ein arger Missverstand, und der Ausdruck passt nicht. Die Sache kann aber gar nicht anders sein. Dem Dichter wurden drei Schauspieler durch das Loos gegeben, der Chorege gab keine Schauspieler (Böckh, Staatshaush. I. S. 487.): wollte also der Dichter einen vierten Schauspieler für den Dialog haben, und zwar vom Choregen als Zugabe, als *παραχορήγημα*, so musste für einen vom Chor eine Schauspielerkleidung, ausser der, die er im Chor brauchte, geschafft werden. Denn dass der Chorege ausser den funfzehn Tänzern noch mehrere oder gar ganze Nebenchöre gestellt habe, ist eine unbegründete Vermuthung (N. 53.) und eine unnöthige. Sollte der Choreut als vierter Schauspieler singen, so konnte dies schicklich *παρασκήνιον* genannt werden, weil er neben seiner eigentlichen Bestimmung auch *ἀπὸ σκηνῆς* singen musste: aber dem Choregen war das gleichgültig, es war ebenfalls *παραχορήγημα*. Dies Verhältniss ist so klar, dass ich durchaus nicht begreife, wie darüber je hat der mindeste Zweifel entstehen können. Nur so viel ist zuzugeben, dass, wenn auch einmal der Chorege keine besondere Ausgabe für das Costum zu machen hatte, wie für den unsichtbaren Chor der Frösche und, wenn auch sie nicht zu sehen waren, für die Töchter des Trygäos, Gesang oder Spiel der Choreuten auf der Bühne dennoch *παραχορήγημα* hiess. Wenn das *παραχορήγημα* in ganzen Nebenchören bestehen soll, so muss der Chor natürlich eben unbeschäftigt sein. Dergleichen sind zwei in der Tragödie, die der Verf. p. 41. trotz meinen Tafeln übersehen hat; der Jägerchor im Prolog des Hippolytus 58—69. und die *προπομποὶ* am Schlusse der Eumeniden: denn diese letzten, die erst V. 1005. im Hintergrunde sichtbar werden, sind, denk ich, von den zwölf während der Rede der Athena 881. im Zorn enteilenden Erinyen dargestellt worden, nach deren Abgange die bleibenden drei atti-

schen Göttinnen noch sechs Trimeter sprechen und sechs melische Systeme singen. Was man auch von den Zahlenverhältnissen denken mag, den vierten Schauspieler, den nach dem Verf. p. 40. der Chorege soll gestellt haben, wird gewiss niemand glaublich finden, sondern wer Umstände und Zeugnisse erwägt, lässt sich gewiss lieber παραχορήγημα und παρασκήνιον gefallen. Was ist wohl wahrscheinlicher? dass Aeschylus den Schauspieler, der den Hephästos dargestellt hatte, während der sechs Verse, die das Κράτος sprach, früher forteilen und in die angenagelte σκευή des Prometheus von unten hinein schlüpfen liess (p. 23.)? oder, wie ich angenommen (der Verf. nennt p. 45. lieber einen andern), dass ein Tänzer die Rolle des Κράτος übernimmt und dann nach der Monodie des Prometheus gemächlich umgekleidet mit dem Chor wiederkehrt? Um nur noch Ein Beispiel zu geben, in den Choephoren besteht anfangs der Chor der Mägde nur aus vierzehn, die funfzehnte bleibt hinter der Scene. Elektra geht ab (554. 579.), nachdem sie ihr Werk vollbracht hat, und sie kommt nur wieder als Klytämnestra auf die Bühne. Die funfzehnte Magd kommt V. 657. auf das Klopfen des Orestes. Wer die Klage über seinen vermeinten Tod (691.) ironisch zu deuten versteht, mag sie dem Chor zuschreiben. Ist sie ernsthaft gemeint, Orest erfülle durch seinen Tod die ersehnte Heilung der rasenden Angst der Gebieter (*ἐν δόμοισι βακχείας ἄλης ἰατρὸς ἐλπίς*), so spricht diese Worte die funfzehnte, die einzige, welche den Orest nicht kennt. Mit ihm hinein geschickt (712.) kommt sie nachher (875.) wieder, weiblich wehklagend über das Grauen, über den Tod des gehassten Herrn: aber schnell erhebt sie sich zu dem beissenden Spruche, *τὸν ζῶντα καίνειν τοὺς τεθνηκότας λέγω*. Es ist wahr, dieser funfzehnte Tänzer, der übrigens den Choregen kein besonderes Kleid kostete, musste ein vorzüglicher Schauspieler sein. Aber das ist kein Einwand gegen die Annahme. Weshalb begnügten sich denn die Alten in den edelsten ihrer Darstellungen mit drei Schauspielern? Gewiss doch nur, weil sie die Nebenrollen durch den ersten besten Stümper, der für geringes Geld zu haben war, nicht wollten verderben lassen. Den Statisten (denn das sind die vierten Schauspieler des Verf.) giebt kein ehrliebender Theaterdirector die Nebenrollen. Aber unter den mannigfaltig geübten Choreuten fand der Dichter für kleinere Rollen leicht einen tauglichen Darsteller. Wenn er gut spielte, und wenn der Chorege die kostbare Kleidung lieferte, was lag daran, dass Euripides nach der kleinen Rolle eines Choreuten seine Tragödie Rhesus nannte? Wo steckt in dieser Annahme die Verwegenheit, die mir der Verf. vorwirft (p. 63. *eo audaciae progressus est*)? Ist es nicht weit verwegener, wenn er ein nach allen Regeln gemachtes Stück in eine späte Zeit versetzt? in der wir keinen Grund zur Beobachtung der attischen Technik finden, wenn wir ihr auch die Fähigkeit dazu nicht absprechen wollen. Was der Verf. über die Schauspieler des ersten, zweiten und dritten Ranges sagt, mag man bei ihm selbst lesen. Mir scheint es, dass er über ihr Verhältniss zu den drei Schauspielern einer Tragödie, wenn es anders irgend bestimmt gewesen ist, so wenig als ich etwas sonderlich Haltbares

und Genügendes gegeben hat. Die Schwierigkeiten, die ich *de mensura tragoediarum* p. 25. aufzählte, hat er bei weitem nicht gelöst.

Lachmann.

Paränesen für studirende Jünglinge auf deutschen Gymnasien und Universitäten. Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet von Friedrich Traugott Friedemann. [Fünfter Band. Braunschw. bei G. C. E. Meyer sen. 1840. 8.] Zu den früher in diesen Blättern [Bd. 27. S. 401 ff.] angezeigten vier ersten Bänden dieses Werkes ist nunmehr der Schluss desselben wenigstens für dieses Jahrzehend in einem fünften Bande geliefert, welcher 14 Nummern auf 347 klein und eng gedruckten Octavseiten enthält, zwei ältere Abhandlungen, nämlich Lob der Wissenschaften von Garve, und Schillers bekannte Rede, was heisst und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte? (welche zur Raumersparniss wohl hätte wegbleiben können); übrigens neuere, nämlich die altclassische Welt von Hegel, über Sophokles und die alte Tragödie von Solger (aus dessen Vorrede zu seiner Uebersetzung des Sophokles entnommen); über die Verbindung des Studiums der deutschen Muttersprache und der alten Sprachen, 3 Aufsätze von G. L. Spalding, Hiecke und Herling; über die Philosophie des Cicero von Herbart; die antike und moderne Welt von K. E. Schubarth; Goethe und die Griechen, in 5 Aufsätzen von Düntzer, Reck, Hinrichs, Ch. H. Weisse und Deycks; das Antike und Moderne in der Poesie, 2 Abhandlungen von A. W. Schlegel und Solger; über Weltliteratur und Weltsprache von Goethe (aus dessen Werken zusammengestellt, mit Benutzung der Gespräche Eckermann's mit Goethe); Warnungen vor Fehlern des Zeitgeistes, in 5 Aufsätzen: Misologie, Präcocität und Plebejität von Doederlein, Carricaturen der Idee von E. Platner, das junge Deutschland von K. Hase und M. Meyr, und Missbrauch des Reisens von einem Ungenannten (aus einer Recension von Reiseschriften in der Hall. Allgem. Literaturzeitung 1837, wenige aber sehr gehaltvolle und originelle Worte); über selbstthätige Benutzung akademischer Vorträge von L. Thilo, aus einer Schrift desselben v. J. 1809, sehr zu beherzigen; über das Studium der classischen Alterthumswissenschaften von B. G. Niebuhr, ein Brief und Briefbruchstücke, nebst einem Bruchstück aus dessen Einleitung zu den Vorlesungen über die römische Geschichte vom Jahre 1810; und endlich ein Aufsatz des Engländers Thomas Wyse, übersetzt aus dessen Education-Reform etc. London 1836, über dessen gebieterische Forderung einer Reform des classischen Unterrichts der Herausgeber in der Vorrede S. VI, Bemerkungen macht und den Streit zwischen dem Humanismus und Realismus zu versöhnen sucht. Er schliesst: „Der Streit, wovon jedem Theil das Seinige gebührt, wird durch Hinweisung und Hervorbildung einer höhern Einheit im Idealen zur vollsten Harmonie ausgeglichen werden. Wird dann weiter die studirende Jugend, die freilich im Staatsdienste meistens ihren Lebensunterhalt suchen muss, und ihn mit Ehren auch darin finden kann, nur vor jener Gemeinheit der Gesinnung bewahrt, die Geisteswerk und

Handwerk nicht zu unterscheiden weiss; so wird sie ihrer Seits bald fühlen, dass wahre Theorie und wahre Praxis überall unzertrennlich zusammenhalten, dass Wissenschaft und Leben auf höherem Standpunkte eins sind, dass die Studien jedes besondern Faches nur in dem Allgemeineren ihren wahren Angelpunkt haben, und dass Ideales und Reales nur besondern Manifestationen eines und desselben Gottesgeistes dienen, zu dessen Erkenntniss und Darstellung der Mensch in allen seinen Verhältnissen den erhabenen Ruf erhielt" — treffliche, des Abschreibens wohl würdige Worte, wie denn das ganze Werk nach Wahl und Inhalt der Aufsätze und dem dabei zum Grunde liegenden Plane eine Fortsetzung recht sehr wünschen lässt.

Breslau. *Kannegiesser.*

Die *Verhandlungen der zweiten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Mannheim* [Mannheim, Löffler. 1840. 124 S. 4.] sind ziemlich spät und fast gleichzeitig mit der dritten Philologenversammlung in Gotha erschienen, weil der Herausgeber derselben, Hr. Lyceallehrer Karl Bissinger in Mannheim, zu lange mit dem Einsammeln der Manuscripte von den in der Versammlung gehaltenen Vorträgen aufgehalten wurde. Allein sie werden eben dadurch zu einem desto erfreulicheren Erinnerungsdenkmale, welches durch Mittheilung der über die Verhandlungen geführten Protokolle das Bild jener Versammlung wieder ins Gedächtniss ruft und dadurch, dass die einzelnen Vorträge gewöhnlich nach den Originalmanuscripten der Sprecher mitgetheilt sind, auch sehr treu das Wesen und die Richtungen der gepflogenen Besprechungen erkennen lässt. Die Einrichtung des Buches ist wie diejenige von den *Verhandlungen der ersten Versammlung* [s. NJbb. XXV, 459 ff.], d. h. es sind zuerst die Statuten des Vereins abgedruckt und dann folgen die an den drei Sitzungstagen geführten Protokolle, erweitert und ausgedehnt in allen den Stellen, wo es durch die Mittheilung der Originalmanuscripte von den gehaltenen Vorträgen möglich war. Zu denjenigen Vorträgen, über welche in der Versammlung weitere Discussionen sich erhoben, ist aus den Protokollen auch der Hauptinhalt dieser mündlichen Erörterungen mitgetheilt, und man erhält dadurch ein sehr vollständiges und treues Bild von den Verhandlungen. Mitgetheilt sind funfzehn wirklich gehaltene Vorträge und anhangsweise noch vier Aufsätze, welche wegen Kürze der Zeit nicht zum Vortrag kamen, aber von den Verfassern den Protokollen beigelegt wurden. Sie sind nach Aufschrift und Hauptinhalt folgende: 1) die von dem Ministerialrathe Dr. *Zell* gehaltene *Eröffnungsrede* der Versammlung (S. 5—11.), worin derselbe die Zwecke des Vereins darlegt und im Allgemeinen über Werth und Bedeutsamkeit der classischen Philologie sich verbreitet, namentlich die fortwährende Pflege derselben und die dadurch zu bewahrende geistige Berührung der modernen Bildung mit der antiken Welt darum empfiehlt, weil die classischen Studien das wohlthätigste Gegengewicht gegen die einseitige Richtung auf das Materielle in Leben und Wissenschaft gewähren, das Selbstverständniss und die Selbster-

kenntniss der Zeit befördern und das gemeinsame Organ, sowie der allgemeine Maassstab der geistigen Bildung Europas sind. 2) *Ueber das Verhältniss der Philologie zu unserer Zeit* von dem Geh. Rath Prof. *Creuzer* in Heidelberg (S. 11—18.), ein geschichtlicher Abriss von der Entwickelung und Fortbildung der Philologie, der meistens nur Bekanntes und Gewöhnliches mittheilt und mit scharfen Bemerkungen gegen die häufige Herabsetzung der Philologie in der Gegenwart schliesst. 3) Das *Testamentum in procinctu* des Geh. Hofraths *Jacobs* in Gotha, eine kurze, sehr herzliche Rede, worin der Verf. seinen freundlichen und friedfertigen Sinn allen Anwesenden empfiehlt und als Erbtheil überlassen will, sowie zugleich das Andenken seines Lehrers Chr. Gottl. Heyne feiert. 4) *Ueber Plato's schriftstellerische Motive* von dem Professor *K. F. Hermann* aus Marburg (S. 21—26.), ein gedrängter, aber überaus scharfsinniger Abriss platonischer Forschungen, durch welche bewiesen werden soll, dass wir in den vorhandenen Schriften Platos kein scientivisches System seiner Philosophie, sondern nur rhapsodische Erörterungen einzelner Theile derselben, gewissermaassen nur exoterische Fragmente platonischer Weisheit haben, welche von den *ἀγράφοις δόγμασι* oder den eigentlichen Unterscheidungslehren dieser Philosophie, welche den fähigen Schülern in mündlichen Vorträgen gründlich und vollständig mitgetheilt wurden, wesentlich verschieden sind. Der Vortrag ist eben so geistreich als anregend, überhaupt einer der gediegensten, welche in jener Versammlung gehalten worden sind, und giebt über Plato's schriftstellerisches Wirken und seine gesammte Weltanschauung sehr schöne Andeutungen, welche nur noch der weiteren Ausführung und Begründung zu bedürfen scheinen, und namentlich für solche, die in das Wesen der platonischen Schriften nicht tiefer eingedrungen sind, nicht vollständig überzeugend sein dürften, zumal da die Darstellungsform an der den meisten Schriften dieses Gelehrten eigenthümlichen Schwerfälligkeit leitet, welche dadurch entsteht, dass derselbe die Ideen zu sehr zusammendrängt und mit zu vielen Nebenbemerkungen und beiläufigen Andeutungen durchzieht. 5) Die bereits in den NJbb. XXVIII, 215 f. mitgetheilte Preisfrage des Stadtrathes *Suringar* aus Leuwarden (S. 26—28.). 6) *Ueber die Beziehungen der einzelnen Sprachlaute zu den verschiedenen Vermögen des menschlichen Geistes*, von dem Hofrath Dr. *Schilling* aus Stuttgart (S. 28—38.), geht von dem richtigen Grundsatze aus, dass in den Sprachtönen, d. i. in den Buchstaben und Wörtern, welche zur Ausprägung geistiger Ideen in der Sprache sich gebildet haben, ein gewisser psychischer Charakter und nationale Eigenthümlichkeit des Volkes sich ausprägt, vergisst aber, dass dieses charakteristische Gepräge sich selten rein herausstellt, weil es durch unendlich viele, oft gar nicht zu ergründende Nebeneinflüsse verändert und verwischt wird, so dass es nur in wenigen Fällen und blos mit der grössten Vorsicht aufgefunden werden kann, und sucht in übertriebener Weise und mehr durch blosses Spiel des Witzes diese Beziehungen nachzuweisen. 7) Die von dem Prof. *Hermann* aus Marburg verfasste *Votivtafel*, welche von dem Vereine dem Geh. Hofrath Jacobs

aus Gotha überreicht wurde. 8) *Ueber das Verhältniss und das gemeinsame Interesse der humanistischen Bildung unserer Zeit* von dem Hofrath *Thiersch* in München (S. 41 — 46.), eine nach Inhalt und Form gediegene und schon aus der Beilage zur Allgem. Zeitung 1839 Nr. 288. bekannte Rede, welche den erfolgreichen Nutzen der Begründung der höheren Jugendbildung auf classischen Sprachunterricht nach denselben Ideen erörtert und nachweist, die schon aus früheren Schriften dieses Gelehrten bekannt sind. 9) *Ueber Seneca's Stellung zu seinem Zeitalter* von dem Prof. *Gerlach* aus Basel (S. 46 — 54.), ein durch Klarheit, Bündigkeit und Abgeschlossenheit des Resultats besonders ausgezeichneter Vortrag, durch welchen Senecas Gegensatz zum augusteischen Zeitalter und sein eigenthümliches polyhistorisches und ruhmsüchtiges Wirken und Schaffen auf dem Felde der Wissenschaften klar gemacht und dargethan werden soll, dass man in dessen Schriften kein strenges System der stoischen Philosophie zu suchen, wohl aber dieselben in die zwei Hauptclassen der ethischen und physischen zu theilen habe, von denen die physischen (die Quaestiones naturales) die teleologische Weltanschauung ihres Verfassers offenbaren, in den weit vorzüglicheren ethischen Schriften aber die erhabenen und glänzenden Gedanken eines vielbegabten und kenntnissreichen Geistes niedergelegt sind, der über Sittlichkeit und Moral viel Ausgezeichnetes denkt und sagt, dennoch aber die höhere Liebe und die Erhebung zum wahren Ideal der Sittlichkeit entbehrt und die ideelle Weltanschauung oft mit einer sehr sinnlichen Betrachtungsweise vermengt. 10) *Ueber die Spuren alter Culturanlagen in Süddeutschland* von dem Professor *Pauly* in Stuttgart (S. 54 — 56.), weist darauf hin, dass in Bayern und Schwaben eine ziemliche Anzahl ausserhalb des Limes Romanus gelegener Haidestrecken und Viehtriften mit unverkennbaren Spuren eines alten geregelten Ackerbaues sich finden, deutet diese Spuren auf eine von den alten Sueven geübte Wechselwirthschaft und will sie als ein wichtiges Zeugniss für die Markgenossenschaften und für den schon von Caesar b. Gall. IV, 1. VI, 22. und Tacitus Germ. 26. gerühmten Culturzustand der Deutschen angesehen und gegen Eichhorns Zweifel in Anschlag gebracht wissen. 11) *Ueber die Sitte der Alten, die Werke der Sculptur zu bemalen*, von dem Professor *Walz* in Tübingen (S. 56 — 58.), eine recht scharfsinnige und lehrreiche Erörterung der in der neuesten Zeit viel besprochenen Streitfrage [siehe NJbb. XXI, 441 ff.] über die Anwendung, Weise und Grenzen der Sculpturbemalung bei den alten Griechen, worin der Verf. gegen Kugler darzuthun sucht, dass diese Bemalung nicht blos eine partielle war, sondern über das ganze Sculpturwerk sich erstrecken konnte, indess durch seine Ansichten mehrfachen Widerspruch von Seiten der Herren *Welcker*, *Thiersch*, *Creuzer* und *Hermann* erregt hat, deren Einwendungen S. 59 — 62. mitgetheilt sind. 12) *Ueber den Gang und die Methode des Gymnasialunterrichts in der Philosophie* vom Professor *Scharpff* aus Rottweil (S. 63 — 67.), worin der Verf. den Gymnasien Psychologie, Dialektik und einen wissenschaftlichen Vortrag über die philosophischen Disciplinen als philosophische Unterrichtsgegenstände zuweist und seine An-

sichten über deren Behandlung eröffnet. Sobald einmal die Nothwendigkeit philosophischer Vorträge auf Gymnasien zugestanden ist, so wird man diese Erörterungen mit Interesse lesen, wenn man sich auch nicht verbergen kann, dass der Verf. zu viel theorisirt, die vorausgesetzte Fassungskraft der Schüler und den darauf zu begründenden Gegensatz dieser Vorträge zu den philosophischen Vorträgen der Universität zu wenig klar macht, und ihr Verhältniss zu den andern Unterrichtsgegenständen der Gymnasien, sowie den Einklang, welcher zwischen diesen aprioristischen philosophischen Erörterungen und der ganz entgegengesetzten Lehrweise des Sprachunterrichts hergestellt werden muss, zu sehr im Dunkeln lässt. 13) *Eine lateinische Rede* des Prof. *Schilling* aus Heidelberg (S. 68 — 72.), welche in nicht eben gelungener lateinischer Darstellungsform die Nothwendigkeit des Lateinisch-Sprechens und Schreibens in den Gymnasien vertheidigt. 14) *Wann soll auf den Mittelschulen der Unterricht in fremden Sprachen beginnen?* ein Vortrag des Prof. *Döll* (S. 74—77.), worin er den Anfangspunkt der fremden Sprachstudien in das 14. Lebensjahr selbst, aber mehrfache Widersprüche hat hören müssen, welche S. 77 — 84. mitgetheilt sind. 15) *Ueber den Zustand der englischen Schulen* von dem Dr. *Seeburg* aus Kieburg (S. 85 — 96.), eine recht interessante und, wie es scheint, auch recht genaue und treue Schilderung des englischen Schulwesens, wozu sich der Verf. während eines mehrjährigen Aufenthaltes in England die Materialien durch eigene Anschauung und Beobachtung gesammelt hat. Im Anhange folgen dann noch vier Aufsätze, welche wegen Mangel an Zeit in den Versammlungen nicht zum Vortrage gekommen sind, nämlich: 1) *über die relative Apposition* von dem Oberlehrer Dr. *Fuisting* aus Münster (S. 99 — 104.), eine neue sorgfältig durchgeführte und durch reiche Beispiele erläuterte grammatische Theorie über die Eintheilung der Syntax in Syntaxis convenientiae und Syntaxis rectionis und über die Scheidung der Apposition in absoluta und relativa, mit genauer Nachweisung und Durchführung dieser Scheidung; 2) *über die Schulen in Ostindien* von dem Missionair Dr. *Schmid* in Jena (S. 105 — 109.); 3) *Notiz über den handschriftlichen Nachlass des P. Desbillon* vom Ministerialrath Dr. *Zell* in Karlsruhe (S. 109 — 121.), namentlich über Desbillons Nachlass zu Phädrus; 4) *über die Art und Weise des Vortrags der Geschichte an gelehrten Anstalten* vom Subrector *Vögele* aus Anweiler (S. 121 — 122.). Es ist ein besonderes Verdienst der vorliegenden Sammlung, dass die meisten Aufsätze in extenso mitgetheilt sind, weil sie nur so ein vollständiges Bild des Ganzen gewähren. Eine specielle Kritik der einzelnen Vorträge würde hier zu weit führen, scheint auch insofern unnöthig, als sich von selbst schon erwarten lässt, dass Aufsätze, welche in einer so zahlreichen Versammlung von lauter Männern von Fach vorgetragen wurden oder vorgetragen werden sollten, mit Fleiss und Sorgfalt gearbeitet sein werden. Und dies ist auch im Allgemeinen von Allen zu versichern; nur bei zwei oder drei Vorträgen will es dem Ref. vorkommen, als ob sie mit etwas mehr Gründlichkeit und Tiefe gearbeitet sein sollten. Mehr liesse sich vielleicht darüber

sprechen, dass mehrere von den Aufsätzen ihrem Stoff und Inhalte nach nicht durchaus geeignet scheinen, das Interesse einer solchen Versammlung allseitig in Anspruch zu nehmen, sowie dass sie in ihrer Behandlungsform nicht genug Anregendes haben oder nicht zur genügenden Abgeschlossenheit des Resultates gelangen. Namentlich scheint es, als hätten viele der vortragenden Herren zu sehr die Stellung genommen, die Gesellschaft belehren zu wollen, während der eigentliche Zweck solcher Vorträge doch wohl sein sollte, in geistreicher Weise Ideen anzuregen und Ideen auszutauschen. Darum gesteht Ref. für seine Person, dass ihm namentlich die Vorträge über Methodik am wenigsten gefallen, weil er in solcher Versammlung nicht erwartet, dass man über die Behandlung der Lehrobjecte theorisirt — das geschieht in der Gegenwart leider so zuviel —, sondern dass man Erfahrungen mittheilt, und von andern zu erfahren sucht, was sie für Beobachtungen gemacht haben. Allerdings müssen diese Erfahrungen eine gewisse allgemeine theoretische Grundlage haben, d. h. man muss die allgemeinen Grundbedingungen, von denen man ausging, darlegen, aber von der reinen Theorie werden sich solche Vorträge darin entfernen, dass nicht blos die aprioristischen Gründe, warum man etwas verlangt, sondern auch die besondern Bedingungen und Verhältnisse angegeben werden, unter welchen die empfohlene Methode zur Ausführung gebracht wurde, sowie dass man ebenso über die bemerkten Hindernisse und Nachtheile, wie über die errungenen Vortheile getreulich berichtet. Indess wollen wir uns auch über diesen Punkt hier nicht weiter verbreiten, weil es nicht unsere Absicht ist, eine Kritik der aus diesen Verhandlungen hervorgehenden Thätigkeit der Versammlung anzustellen, sondern weil wir nur berichten wollen, was der Leser in diesen Mittheilungen findet. [J.]

Alterthumswissenschaft in Frankreich.

Traduction en vers français des Bucoliques de Virgile, par le Comte de Marcellus, suivie de poésies diverses et de quelques réflexions sur l'enseignement. [Paris 1840. 8. 7 fr. 50 c.] Das Verdienst dieser Uebersetzung besteht hauptsächlich in der Anmuth und Harmonie des französischen Verses, und zuweilen in der glücklichen Nachbildung einzelner Stellen des Originals, dessen Einfachheit und Kraft sie jedoch so wenig, als eine ihrer Vorgängerinnen, zu erreichen vermag. Wie diese, übertüncht oder streicht sie alle diejenigen Stellen, wo das jugendliche Schamgefühl verletzt werden könnte: ein um so gewagteres Beginnen, als der gegenüber gedruckte lateinische Text zum Vergleich einladet. Uebrigens ist der streng katholische Uebersetzer mit sich selbst im Widerspruche, insofern er in seinen Schlussbetrachtungen erklärt, dass junge Geistliche (für welche doch seine Uebersetzung zugleich bestimmt ist) nichts studiren sollen als Religion, dass sie, ohne Anderes zu wissen, Alles wissen werden, dass der Glaube und die Gnade ihnen alle Wissenschaft und Gelehrsamkeit zu ersetzen im Stande sind.

Le Ver à Soie, poème de Mart-Jérôme Vida, traduit en vers français, avec le texte latin en regard; par Matthieu Bonafons. [Paris 1840. 8.] Vida (1480—1566) gehört zu den glücklichen Wiederherstellern der lateinischen Poesie in Italien, übertreibt aber die Nachahmung Virgils durch Einmischung heidnischer Mythologie in seine christlichen Gedichte. Seine Christias, de arte poetica, de scacchorum ludo, de bombyce haben auch in Deutschland an Müller und Hoffmann Herausgeber und Uebersetzer gefunden. Der Styl der französischen Uebersetzung ist im Allgemeinen correct und harmonisch. Er gehört der verständigen, aber etwas kalten Schule Delille's an, mit allen Fehlern derselben. An Treue ist nicht zu denken; ein Gegenhalten des Originals setzt über die Freiheiten, die sich der Uebersetzer genommen, in Erstaunen. Es versteht sich ohnedies, dass der monotone Pomp des Alexandriners die Einfachheit des lat. Textes nicht wiederzugeben vermag.

Économie politique des Romains; par Dureau de la Malle [2 voll. Paris 1840. 8. 15 fr.]. Sollte vielmehr „Statistik" heissen, da das Buch beweist, dass die Römer keinen Begriff von Staatsökonomie im Sinne der Neueren besassen. Der Verf. bespricht alle Zweige der römischen Staatsverwaltung, wobei er klar und vollständig die Angaben der alten Autoren zusammenstellt und die beachtenswerthesten Hypothesen über die von ihnen im Dunkel gelassenen Puncte nachweist.

Grammaire latine, faite sur un nouveau plan, graduée avec le plus grand soin et accompagnée d'exercices; par L. Veillard. 2 voll. [Genève et Paris 1840. 12.] Der Franzose verlangt überall baldmöglichst aus dem Reiche der Theorie in das der Praxis hinübergeführt zu werden. Dieser Ansicht huldigt auch obige, in dritter Auflage erschienene Grammatik. Mit der ersten Declination bereits lernt der Schüler eine syntaktische Regel, die er auf Substantiva dieser Declination anzuwenden hat; und so weiter. So soll den ersten Elementen ihre natürliche Trockenheit benommen werden. Neu ist indess dies Verfahren gewiss nicht: schon Bröder befolgte in seinem lateinischen Elementarbuche den gleichen Gang.

Miscellen.

In Bezug auf die Erfindung, die Dämpfe des siedenden Wassers als bewegende Kraft zu benutzen, hat bereits Arago in den *Annales du Bureau des longitudes* darauf hingewiesen, dass schon Hero von Alexandria 120 v. Chr. den Dampf als bewegende Kraft gekannt habe, und ein zweites Zeugniss für die Dampfbenutzung im Alterthum ist von Dr. Degen in *Dinglers polytechnischem Journal* 1840 Bd. 78, 1. S. 71 f. aus Agathias p. 289 ff. der Bonner Ausgabe nachgewiesen worden, wo nämlich erzählt wird, dass der Mathematiker Anthemius in Constantinopel

im Jahr 557 n. Chr. G. Wasserdämpfe durch lederne Schläuche an das Haus seines Nachbars leitete und dasselbe heftig erschütterte und zum Zittern und Krachen brachte. Bekanntlich hat man auch schon vor längerer Zeit darauf aufmerksam gemacht, dass bereits zur Zeit Kaiser Karls V. in Spanien ein Versuch mit Dampfschiffen gemacht worden ist, der aber freilich nur bei diesem Versuche blieb und keine weitere Anwendung fand.

In der Nähe der kleinen Stadt Astros im Peloponnes, auf der Grenze von Arkadien und Lakonien liegt ein grosses Stück versumpftes Land, *Mustos* von den Bewohnern genannt, auf dessen Austrocknung die Regierung schon über 100000 Drachmen verwendet hat, weil man dadurch gegen 800000 Quadratmetres des schönsten Weinlandes gewinnen würde und weil auch die Ausdünstungen im Sommer die ganze Gegend verpesten und für Menschen unbewohnbar machen. Der Sumpf wird durch sieben Salzquellen gebildet, welche sich in einen grossen Weiher ergiessen, der nach dem Meere hin einen unzureichenden und widernatürlichen Abfluss hat, und darum namentlich in der Regenzeit die Gegend überschwemmt und sumpfig macht. Aus vorhandenen Mauerüberresten sieht man, dass im Alterthum jene sieben Quellen durch starke Mauern eingeschlossen gewesen sind, und dass aus dem Weiher ein grosser Kanal zum Meere geführt hat. Dieser ganze Bau, soweit er sich aus den Ueberresten noch erkennen lässt, führt auf ein hohes Alter und verräth eine wahre Riesenarbeit; deshalb hat man auch in diesem Weiher und seinen sieben Quellen die siebenköpfige Hydra finden wollen, welche Herkules eben durch die Einfangung der Quellen und durch die Erbauung des Canals getödtet habe. [Vgl. Ausland 1841. Nr. 2.]

In Irland findet man unter dem Namen *Säulentempel* oder *Rundthürme* eine eigenthümliche Art alter Denkmäler, welche noch aus der vorchristlichen Zeit herrühren und ursprünglich Feuertempel gewesen sein sollen, da der Feuercultus einen Theil der Religion des alten Landes ausgemacht habe. In Indien hat man in der Nähe von Baghelpur zwei Thürme gefunden, welche denen Irlands vollkommen gleichen. Sie zeigen nämlich in allen Einzelheiten dieselbe Baueinrichtung, haben einen hoch über dem Boden befindlichen Eingang, ein kleines abgerundetes Dach und unter demselben vier Fenster nach den vier Himmelsgegenden. Auch in ihnen will man Tempel einer jetzt erloschenen Religionsform erkennen und aus der engen Verbindung, welche zwischen Sonnencultus und Astronomie bestand, den Schluss ziehen, dass die vier Fenster zu astronomischen Beobachtungen gedient haben. Zum weiteren Beweise beruft man sich noch darauf, dass bei den Phöniciern in dem Tempel von Tyrus, da wo die beiden berühmten, dem *Wind* und *Feuer* gewidmeten Säulen standen, sich Piedestals befunden haben sollen, auf deren vier nach den Himmelsgegenden gerichteten Seiten die entsprechenden vier Figuren des Thierkreises ausgehauen waren. Da nun jene Rundthürme Irlands bei den irischen Annalisten *Himmelsweiser* (indices coelestes)

genannt werden, so müssen sie natürlich auch zu dem Zwecke eines Sonnencultus erbaut gewesen sein, und können wegen ihrer Aehnlichkeit mit den asiatischen wohl gar auf den semitischen Ursprung der celtischen Stämme hinweisen *). [Echo du Monde Savant vom 15. Dec. 1840.]

Die in der neueren Zeit oft wiederholte Behauptung, dass der *Hahn* (*gallus*) das Symbol der alten gallischen Völkerstämme gewesen ist, hat mehrere Franzosen zu weiteren Nachforschungen über das wahre Symbol dieser Völker veranlasst. Dass dieses Sinnbild nun *ein Eber* gewesen sei, hat ein Herr de la Saussaye in der Revue de numismatique ausführlich zu erweisen gesucht. [Echo du Monde Savant vom 16. Dec. 1840.]

Todesfälle.

Den 18. März starb in Büdingen der emeritirte Conrector *Ludw. Friedr. Weigel*, geboren ebendas. am 14. Juli 1747. Er wurde 1770 als Organist und Präceptor an der Schule angestellt, 1805 durch das Prädicat Conrector ausgezeichnet, 1822 bei Errichtung des Gymnasiums quiescirt und 1829 vollständig pensionirt.

Anfang April zu Genf Frau *von Necker de Saussure*, die Verfasserin der Education progressive, im 76. Jahre.

Den 13. April in Augsburg der kön. bayer. Hofrath und quiescirte Studienrector Dr. *L. H. Wagner*, 67 Jahr alt.

Den 17. April zu Warburg der Dr. *Felix Papencordt* aus Paderborn, nachdem er kurz vorher zum ausserordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der Universität Bonn ernannt worden war, Verfasser der von der Pariser Akademie gekrönten Preisschrift: Geschichte der vandalischen Herrschaft in Africa.

Den 19. April zu Neuenstadt in Würtemberg der Professor *Klaiber* vom Seminar in Schönthal, 42 Jahr alt.

Den 23. April in Cöln der Domdechant und Generalvicar des Erzbisthums *Johannes Hüsgen* im 72. Lebensjahre.

Den 26. April in München der Bischof von Birtha, Weihbischof und Dompropst an der Metropolitankirche, *Ignaz von Streber*, geistl. geheimer Rath, ordentliches Mitglied der Akademie und Conservator des kön. Münzcabinets, 83 Jahr alt.

---

*) In Deutschland würde man einen solchen Thurm vielleicht für weiter nichts als für einen *Lug ins Land* halten und meinen, die vier Fenster hätten dazu gedient, um sich nach allen Gegenden umschauen zu können. [J.]

Den 26. April in München der Staats- und Reichsrath und Präsident der Regierung von Oberpfalz und Regensburg, *Eduard von Schenk*, im 52. Lebensj., ein hochgeachteter lyrischer und dramatischer Dichter.

Den 28. April in Coblenz auf einer amtlichen Geschäftsreise der Ober-Consistorialrath und Consistorialdirector, Professor der Theologie an der Universität Bonn Dr. *J. Chr. W. Augusti*, geboren zu Eschenberga 1771, besonders durch seine kirchenhistorischen und christlich-archäologischen Schriften berühmt.

Den 30. April in Leipzig der Director der Akademie der bildenden Künste *Veit Hans Schnorr von Karolsfeld* in sehr hohem Alter.

Den 3. Mai starb in Venedig der Vicebibliothekar der Marcianischen Bibliothek und Mitglied des k. k. venetian. Instituts, des Athenäums und der Akademie della Crusca *Bartolomeo Gamba*, einer der ausgezeichnetsten italienischen Schriftsteller, besonders im Felde der italienischen Bibliographie berühmt, 75 Jahr alt.

Den 11. Mai in Berlin der Director des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums Dr. *Spilleke*.

Schul- und Universitätsnachrichten, Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Amberg. Am dasigen Lyceum hat der Professor Dr. *J. G. Hubmann* unter dem Titel: *De Comoedia graeca et romana, item de Terentii comoediis, acroasis, qua Terentii fabulas discipulis suis commendat* [Amberg b. Schmidt. 1839. 2 Bgn. gr. 8.], einen Vortrag herausgegeben, welchen er bei dem Beginne des Wintercurses seiner Lectionen vor seinen Schülern gehalten hatte. Derselbe giebt eine historische Uebersicht von der griechischen Komödie nach ihren drei Abstufungen und eine gleiche von der lateinischen Komödie nebst Charakteristik der Hauptdichter in der letztern. Die ganze Abhandlung bietet nur, was etwa Schüler über diesen Gegenstand wissen sollen, und auch dieses nicht immer zureichend genug. vgl. den ausführlichen Bericht daraus in der Zeitschr. f. die Alterthumsw. 1840. Nr. 134. u. 135. Allein sie ist merkwürdig, weil sie den ersten Versuch eingeleitet hat, einen lateinischen Komiker auf dem Lyceum zu lesen. Dieselben sind nämlich bis auf die Gegenwart herab auf den katholischen Schulen Baierns unbeachtet geblieben, weil man ihren Inhalt als gefährlich für die Jugend ansah, und Hr. Hubmann hat deshalb in dem Eingange seiner Akroasis die Castitas des Terenz noch besonders zu rechtfertigen und dessen Vorzüglichkeit vor dem Terentius ab obscoenitate purgatus [Ingolstadt 1589. 8.] oder vor Corn. Schonaei Terentius christianus [Wittemberg 1599. 8.] zu erweisen für nöthig erachtet.

Eutin. Die Einladungsschrift zu der öffentlichen Prüfung sämmtlicher Classen der dasigen vereinigten Gelehrten- und Bürgerchule im

März 1839 [Eutin gedr. b. Struve. 18 (13) S. gr. 4.] enthält vor den Schulnachrichten zwei Vorträge des Rectors Dr. *J. F. E. Meyer*, nämlich eine Rede über das Thema: *das Haus* (das Familienleben) *müsse eine Schule und die Schule ein Haus sein*, und eine in der Lehrerconferenz vorgetragene Abhandlung: *Wie beugt der Erzieher dem Ausbruche fehlerhafter Neigungen bei seinen Zöglingen am sichersten vor?*, welche sich beide durch recht verständige und gesunde pädagogische Ansichten und eindringende Behandlung empfehlen. In der Einladungsschrift zu derselben Prüfung im April 1840 [Eutin in Commission bei Griem. 28 (17) S. gr. 4.] hat derselbe Gelehrte einen in der zu Altona 1839 stattgehabten Versammlung norddeutscher Schulmäner gehaltenen Vortrag *über den Begriff der Bildung mit praktischen Andeutungen für die Schule* herausgegeben, worin er erst die rechte Idee der Bildung zu begründen sucht und dann über deren fruchtreiche Realisirung in der Schule einige praktische Winke mittheilt, namentlich ein sich gegenseitig stützendes und ergänzendes Ineinandergreifen der Lehrgegenstände, deren nach Verhältniss ihrer Wichtigkeit nothwendige Bei- und Unterordnung, und eine solche Gliederung der Lehrzweige empfiehlt, dass dieselben mehr hinter als neben einander abgehandelt, die rechte Mitte der Auswahl des Stoffes überall bewahrt und bei vorkommender Homogenität mehrerer Lehrobjecte, z. B. der Sprachen, das Uebereinstimmende und Gemeinsame nur in dem einen ausführlicher, in den andern compendiarisch und ergänzend behandelt, zugleich alles Vorgetragene durch zweckmässige eigene Reproductionen der Schüler belebt werde. In diese allgemeinen Forderungen sind noch eine Anzahl specieller Andeutungen über Einzelheiten des Unterrichts eingewebt, die, wenn sie auch nur Andeutungen sind, doch zu allerlei weiteren Betrachtungen anregen, und überhaupt behandelt der ganze Vortrag einen so wichtigen und bei der jetzt so oft gerügten Ueberfüllung der Lehrpläne so zeitgemässen Gegenstand, dass wir die Schrift zu besonderer Beachtung empfehlen. Angehängt ist noch S. 14—17. eine antiquarische Erörterung über Amphion und Zethus, worin ein in Winkelmanns Monumenti inediti abgebildetes antikes Kunstwerk, Antiope zwischen ihren hadernden Söhnen Amphion und Zethus, aus der Antiope des Euripides erklärt und dann auch der sogenannte farnesische Stier auf die Rache gedeutet wird, welche beide Brüder an der Dirce, der Nebenbuhlerin ihrer Mutter, nehmen. Unter dem Lehrercollegium der Eutiner Schule besteht in Folge einer von dem Rector gegebenen Anregung seit dem Jahr 1838 die Einrichtung, dass in denjenigen Lehrerconferenzen, in welchen currente Schulangelegenheiten nicht vorliegen, Vorträge über pädagogische Gegenstände gehalten, pädagogische Fragen zu mündlicher Besprechung oder schriftlicher Bearbeitung aufgeworfen, Relationen und Auszüge aus gelesenen pädagogischen Schriften mitgetheilt und die Resultate dieser Erörterungen in den Conferenz-Protokollen aufgezeichnet werden. In den beiden erwähnten Einladungsschriften sind Auszüge aus diesen Protokollen mitgetheilt, welche eine Anzahl recht nützlicher Erörterungen über allerlei pädagogische Gegenstände enthalten, und auch in

diesen zusammengedrängten Mittheilungen viel Interessantes bieten, so dass man leicht erkennt, wie nützlich dieselben für das Lehrercollegium selbst sein müssen. Die Auszüge in dem Programm des Jahres 1839 sind etwas zu kurz, als dass der fremde Leser viel Belehrendes aus ihnen entnehmen könnte; ausführlicher sind die Auszüge im Programm vom J. 1840, und hier bieten namentlich die Mittheilungen über Nützlichkeit und Methode des deutschen Sprachunterrichts in Gelehrtenschulen (gegen die Einwendungen von Jac. Grimm und Fr. Thiersch), über die Wichtigkeit der Mathematik für die Jugendbildung und deren Behandlung und Abstufung, über die Ertheilung des Religionsunterrichts durch Lehrer, nicht durch Geistliche (mit Bezug auf Kühners Aufsatz: die Aufsicht der Kirche über die religiöse Bildung, in der Centralbibliothek Nov. 1838.) recht viel Beachtenswerthes dar. Ganz besonders machen wir hier auf den Vortrag des Lehrers *Bobertag* über die Wichtigkeit der Mathematik für die Jugendbildung aufmerksam, worin er die gewöhnliche Behauptung, dass sie zu folgerichtigem Denken gewöhne, dahin einschränkt, dass sie diese geistige Gymnastik nur mit Rücksicht auf Raum und Zahl gewähre, und dann recht klar und verständig darthut, wie dieser Bildungseinfluss aus der Arithmetik gewonnen werde, und wie die Geometrie mit den kleineren Schülern zu behandeln sei, damit man sie allmälig und von der äusseren Anschauung aus zu den in ihr enthaltenen abstracten Erklärungen von Raum und Körper, Fläche, Linie und Punkt hinüberführe. — Die vereinigte Gelehrten- und Bürgerschule, welche nur in ihren vier obersten Classen Gymnasium ist [s. NJbb. XVIII, 341.] hat seit der im Jahr 1836 vorgenommenen Reform in ihrer Schülerzahl fortwährend zugenommen, und zählte 1835 282 Schüler mit 37 Gymnasiasten, 1836 294 Schüler mit 40 Gymnasiasten, 1837 320 Schüler mit 41 Gymnasiasten, 1838 348 Schüler mit 48 Gymnasiasten, 1839 342 Schüler mit 51 Gymnasiasten und 1840 352 Schüler mit 59 Gymnasiasten. Der Lehrplan des Gymnasiums ist folgender:

	I.	II.	III.	IV.	
Latein	8,	8,	7,	5	wöchentliche
Griechisch	6,	6,	4,	—	Stunden.
Deutsch	2,	2,	2,	4	
Französisch	2,		2,	2	
Englisch	1,	—,	—,	—	
Religion	2,	2,	2,	4	
Mathematik	4,	4,	3,	1	
Physik	3,				
Naturgeschichte	—,	1,	2,	2	
Geschichte	2,	2,	2,	2	
Geographie	3,		2,	2	
Rechnen	—,	—,	2,	3	
Schreiben	—,	—,	2,	2	
Zeichnen	—,	—,	2,	2	
Gesang	—,	—,	—,	2	

Es ist in diesem Lehrplane, namentlich in den oberen Classen, die Einrichtung getroffen, dass nicht nur die Lehrstunden Eines Gegenstandes möglichst nahe bei einander liegen, sondern dass auch einige Lehrobjecte mit einander abwechseln und z. B. in Prima während des Sommers ein lateinischer Prosaiker, im Winter ein lateinischer Dichter erklärt, oder die Physik in der einen Woche der Geographie eine Stunde abtritt und dafür von dieser in der andern Woche eine Stunde mehr enthält. Nach Quarta werden übrigens ausser den eigentlichen Gymnasiasten auch solche Schüler aufgenommen, welche zwar nicht studiren, aber doch eine höhere Ausbildung erstreben wollen, und diese sind von dem Unterrichte im Lateinischen entbunden. Das Lehrerpersonal besteht gegenwärtig aus dem Rector Dr. *J. F. E. Meyer* (welchem im vorigen Jahre der Charakter eines Professors beigelegt worden ist), dem Conrector Dr. *Panseh* (seit Michaelis 1839 von der Cäcilienschule in Oldenburg an die Stelle des verabschiedeten ersten Collaborators Dr. *Schmidt* berufen), dem Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften *Paul Bobertag* (seit Ostern 1839 vom Friedrich-Wilhelmsgymnasium in Berlin an die Stelle des am 28. Nov. 1838 verstorbenen Lehrers Dr. *Gustav Burmeister* berufen), dem Collaborator *E. Hausdörfer*, dem Lehrer *Fürstenau*, den Pastoren *Encke* und *Müller* als Religionslehrern in den drei oberen Classen, dem Zeichenlehrer *Hörup* und dem Gesanglehrer *Schmidt*. vgl. NJbb. XVIII, 342.

Frankfurt am Main. Das dasige Gymnasium hat im Jahre 1839 statt des alten Schulgebäudes im alten Barfüsserkloster als neues Schulhaus einen Theil des Gebäudes erhalten, welches die Aebte des Arnsberger Klosters in der Wetterau bei ihrem Aufenthalte in Frankfurt bewohnten, und dasselbe im September des genannten Jahres bezogen. vgl. NJbb. XXVI, 224. In das Lehrerpersonal trat im März 1839 der bisherige Vorsteher einer Privatlehranstalt *Friedrich Gutermann*, als Hauptlehrer der Quinta, ein, und im Juni 1840 schied aus demselben der seit 1835 als katholischer Religionslehrer an der Schule thätige Professor *Anton Hörter*, weil er zum Pfarrer nach Oberursel berufen worden war, und hatte den Caplan *Martin Kremer* zum Nachfolger. Der Lehrplan des Gymnasiums ist folgender:

	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	
Protestant. Religionslehre	2,	2,	2,	2,	2,	2	wöchentliche
Katholische Religionslehre	2,	2,	2,	—,	—,	—	Stunden.
Deutsche Spr. u. Stylübung.	2,	2,	2,	2,	4,	4	
Lateinische Sprache	10,	12,	12,	12,	10,	10	
Griechische Sprache	8,	6,	6,	6,	—,	—	
* Hebräische Sprache	2,	2,	—,	—,	—,	—	
* Französische Sprache	4,	4,	3,	3,	—,	—	
* Englische Sprache	2,	2,	2,	—,	—,	—	
Mathematik	2,	4,	4,	4,	4,	4	
Physik	2,	—,	—,	—,	—,	—	
Naturbeschreibung	—,	—,	—,	—,	2,	2	
Erdbeschreibung	—,	—,	—,	2,	2,	2	
Geschichte	4,	4,	4,	2,	—,	—	
Schreiben	—,	—,	—,	—,	3,	3	
* Zeichnen	—,	—,	—,	—,	3,	3	

Jedoch ist bei den mit * bezeichneten Lehrgegenständen der Entscheidung der Eltern anheim gestellt, ob ihre Kinder an diesem Unterrichte Theil nehmen sollen oder nicht. Ausserdem sind in dem Lehrstundenplane noch classische Alterthumskunde, Logik und Singen aufgeführt, dafür aber keine Lehrstundenzahl angegeben. In dem Herbstprogramm des Jahres 1839 hat der Rector Prof. Dr. *J. Theod. Vömel* eine sehr gelehrte Abhandlung *De discrimine vocabulorum κληροῦχος, ἄποικος, ἔποικος* [Frankf. gedr. b. Brönner. 12 (7) S. 4.] herausgegeben, und darin die von den Gelehrten mehrfach missverstandene Bedeutung dieser Wörter dahin bestimmt, dass ἄποικοι einfach *Auswanderer* und ἔποικοι *Einwanderer* hiessen, κληροῦχοι aber diejenigen attischen Bürger genannt wurden, welche als Colonisten in fremde Städte geschickt wurden und dort nach Art der Colonisten des Sulla die Güter und Ländereien der vertriebenen oder zu Sclaven gemachten Einwohner durchs Loos als Eigenthum zuertheilt erhielten, in einzelnen Fällen diese erlangten Besitzungen späterhin an die früheren Besitzer wieder abtreten mussten, übrigens sammt ihren Kindern und Nachkommen Bürger von Athen blieben, auch wohl in Friedenszeiten nach Athen zurückkehrten, ohne darum ihre Besitzung in der Colonie zu verlieren. Weil diese Kleruchen zugleich Auswanderer und Einwanderer waren, so werden die Wörter ἄποικοι und ἔποικοι nicht selten zu ihrer Bezeichnung gebraucht, ohne darum mit dem Worte κληροῦχοι im Allgemeinen gleichbedeutend zu werden. Im Herbstprogramm des Jahres 1840 steht von demselben Gelehrten eine Untersuchung: *Sitne restituendum κιττοφόρος pro κισσοφόρος nunc recepto in Dem. Cor. § 260. p. 313. extr.?* [12 (3) S. 4.], worin er in der angegebenen Stelle des Demosthenes das von fast allen Handschriften bestätigte κιττοφόρος wiederherstellt und zugleich hinzufügt, dass auch die Lexikographen und Scholiasten dasselbe bestätigen, wenn sie auch κισσοφόρος als vorgefundene Variante anführen, endlich aber zur Erklärung der Stelle bemerkt, Aeschines sei in dem von Demosthenes beschriebenen Aufzuge als Diener des Bacchus, vielleicht als Satyr, aufgetreten, darum wie dieser κισσοφόρος, d. h. mit einem Epheukranz bekränzt und einen Epheuzweig in den Händen tragend, gewesen und habe überhaupt so viel unmännliche Possen getrieben, dass ihn das Volk sogar λικνοφόρος nannte, obschon die λικνοφορία einer Jungfrau zugehörte. In dem Frühjahrsprogramm des Jahres 1840 steht *Ludovici Roedigeri*, Prorectoris, *de Dialectices apud Graecos progressu commentatio* [28 (22) S. 4.], eine gedrängte Uebersicht des Entwickelungsganges und der Fortbildung der Dialektik bei den Griechen, worin zunächst in allgemeinen Andeutungen die erste Entwickelung der Philosophie durch die Ionier, Xenophanes, Pythagoras, Parmenides, Zeno, Heraklit, Leucipp und Anaxagoras kurz geschildert, dann aber die Ausbildung der Dialektik selbst, und zwar ihr erstes Auftauchen unter Zeno, ihre Entwickelung durch die Sophisten, ihre Verwendung für die Zwecke der Wahrheit durch Sokrates, ihre hohe Entwickelung durch Plato und noch mehr durch Aristoteles, und endlich ihre geringe Förderung und theilweise Entartung unter den folgenden Philosophen geschildert ist. Der

geringe Raum des Programmes scheint aber den Verf. genöthigt zu haben, dass er diese übersichtliche Darstellung des Entwickelungsganges etwas zu sehr im Allgemeinen gehalten, und für solche, die nicht schon mit der Sache hinlänglich vertraut sind, kein recht deutliches Bild gegeben hat. Am ausführlichsten sind die Bestrebungen des Plato behandelt, aber auch hier bleibt das Meiste in der Form blosser Andeutung.

[J.]

Oldenburg. Am dasigen Gymnasium hat der Rector und Professor *J. P. E. Greverus* zur Ankündigung der Schulfeierlichkeiten um Ostern 1841 eine *Würdigung der Iphigenia auf Tauris des Euripides mit Rücksicht auf die Bearbeitung Goethe's, nebst Bemerkungen über den griechischen Text* [Oldenburg gedr. b. Stalling. 20 (17) S. 4.] herausgegeben, worin er, nach Darlegung der Fabel des Stückes bei Euripides und der von Goethe vorgenommenen Umgestaltung derselben Bemerkungen über die Anlage des Stücks bei beiden Dichtern (S. 5—11.) mittheilt und nicht nur das christlich-romantische und sanft elegische Element der Goetheschen Tragödie gegen die rein plastische und volksthümlich griechische Behandlung bei Euripides nachweist, sondern überhaupt die Vorzüge der Goetheschen Bearbeitung vor der anderen in den Hauptpunkten klar macht, ohne zu übersehen, dass das von Euripides aufgestellte grossartige Bild treuer Freundschaft und des heldenmüthigen Enthusiasmus der beiden Freunde von Goethe durch die Hervorhebung der Frauenliebe unnöthiger Weise bedeutend abgeschwächt und das männlich Thatkräftige der Handlung verwischt worden ist. Die Bemerkungen über diese Punkte, sowie über einige Einzelheiten beider Stücke sind treffend und geistreich, nur vielleicht etwas zu individuell und zu subjectiv gehalten, weshalb man sich nicht überall von ihrer unbedingten Wahrheit überzeugt und Anderes, was der subjectiven Charakterverschiedenheit beider Dichter zugeschrieben ist, mehr zu allgemeinen Unterschieden der antiken und modernen dramatischen Poesie zu erheben geneigt ist. vgl. NJbb. XXXI, 342. Die Bemerkungen über den Text (S. 11—17.) betreffen 30 einzelne Stellen der Euripideischen Tragödie, in deren Erklärung oder kritischen Gestaltung der Hr. Verf. von Hermann und andern Erklärern abweicht, und enthalten viel Beachtenswerthes, stellen sich aber ebenfalls vorherrschend in subjectiver Auffassungsform heraus und lassen diejenige, aus der Sprache oder dem Zusammenhange entnommene Begründung, vermissen, welche schlagend von der Wahrheit der ausgesprochenen Ansicht überzeugt. Man vermisst aber diese eben geforderte Begründung um so mehr, da Hr. Gr. der allerdings in den griechischen Tragikern fast allgemein herrschenden ästhetisch-subjectiven Kritik folgt, welche um die Lesarten der Handschriften sich wenig kümmert, sondern von dem Grundsatze ästhetischer Schönheit aus folgert, darum aber auch einer festen Grundlage ermangelt, sobald sie nicht darthut, dass der angenommene Sinn der Stelle aus sprachlichen und logischen Gründen ein nothwendiger ist. Der angehängte Schulbericht giebt eine Uebersicht der in den sechs Classen des Gymnasiums während des verflossenen Schuljahres behandelten Lehrgegenstände und

erwähnt, dass statt des verstorbenen Collaborators *Folkers* [s. NJbb. XXXI, 342.] der Candidat *Joh. Friedr. Breier* aus Eutin seit Michaelis 1840 als Collaborator angestellt ist. [J.]

Schweidnitz. Von dem hiesigen Gymnasium (städtischen Patronats) ist so eben ein Verlust, von welchem es bedroht war, auf eine höchst erfreuliche Weise abgewendet worden. Bereits vor elf Jahren hatte Hr. *Julius Guttmann* eine Lehrstelle angetreten, deren Gehalt durch temporäre Verhältnisse bis auf kaum 370 Thlr. reducirt war. Eine Verbesserung war und blieb denkbar, aber ohne sichere Aussicht; auch zum Aufsteigen bot sich in diesem langen Zeitraum keine Gelegenheit. Die königl. Behörden, welche Hrn. G.'s Lehrgeschick und dessen mit der Kümmerlichkeit seiner Lage sich vielmehr steigernde als nachlassende Amtstreue keineswegs übersehen hatten, haben begreiflich zunächst die Verpflichtung, ihre Fürsorge den ihrer unmittelbaren Curatel untergebenen Lehrstellen und Lehrern zuzuwenden, benutzten aber mit grösster Bereitwilligkeit den sich kürzlich darbietenden Anlass, Hrn. G. durch Beförderung in das erledigte Conrectorat an dem königl. Gymnasium zu Ratibor für lange Entbehrung zu entschädigen. Die Stadt Schweidnitz war hierbei nichts weniger als gleichgültig; aber es fehlte an einem disponiblen Fonds, und wäre dieser vorhanden gewesen, so stand seiner Verwendung zu dem vorliegenden Zwecke der lang gehegte Wunsch entgegen, das Gymnasium durch Errichtung der mangelnden Sexta oder einer Realclasse zu erweitern: um Besetzung der erledigten oder der dahinter liegenden Stelle durch einen qualificirten philologischen Candidaten durfte man ja nicht in Verlegenheit sein. Dennoch fassten auf Antrag des städtischen Gymnasial-Curatoriums die Communal-Behörden, ohne einen weiteren von aussen gegebenen Anlass, ohne Markten von der einen oder Schrauben von der andern Seite, den einmüthigen Beschluss, zunächst nur auf Erhaltung des vorhandenen Guten Bedacht zu nehmen, Hrn. G. unter wiederholter herzlicher Anerkennung seiner zeitherigen Wirksamkeit eine persönliche Zulage von 180 Thlr. anzubieten, und bei den königl. Behörden die Genehmigung seines Rücktritts von jenem bereits angenommenen Rufe auszuwirken. Noch zwar ist diese Bewilligung von Seiten des hohen Ministeriums nicht eingetroffen, hieran jedoch um so weniger zu zweifeln, als dasselbe in dem eben erzählten Hergange der Sache ja nur den sprechendsten und schönsten Erfolg seiner eigenen humanen Absichten erblicken kann. In jedem Falle mag uns das Factum als ein Beweis dienen, dass der Sinn für tüchtige Bildung und Gesinnung in unserm Bürgerstande lebendiger ist, als man uns von vielen Seiten her glauben machen möchte, während wir andererseits den Wunsch nicht bergen, dass das hier gegebene Beispiel an anderen auch viel grösseren Communen nicht verloren gehen möge. Sollte nicht gerade in der *öfteren* Verwilligung *namhafter persönlicher* Gehaltszulagen, vorausgesetzt, dass dieselben nicht durch Rücksicht auf die *Person*, sondern auf die *Sache* dictirt und nur dem bewährtesten Verdienste zu Theil werden, eines der

sichersten Mittel liegen, dem Lehrstande tüchtige Kräfte zu gewinnen und seinen Eifer nachhaltig anzufeuern? [K.]

Vevey. Am 23. October wurde hier die zweite Sitzung der pädagogischen Gesellschaft des Canton Waadt gehalten. Dieser erst im vorigen Jahre gestiftete Verein versammelt sich zweimal des Jahres und besteht gegenwärtig aus 35 Mitgliedern (darunter 8 Deutsche), incl. 4 Ehrenmitgliedern. Zu letzteren wurden in der diesmaligen Sitzung die Herren *Sillig* und *Köhler*, beide aus Sachsen, aufgenommen. An der Tagesordnung waren zwei Berichte: zuerst über das System von Ferd. Becker, welches in sämmtlichen Schulen des Landes die eifrigsten Anhänger und Verfechter gefunden hat. Da jedoch die zu dessen Beurtheilung niedergesetzte Commission mit ihrer Arbeit nicht fertig geworden war, so musste die Abstattung dieses Berichts bis zur nächsten Sitzung aufgeschoben werden. Sodann ein sehr lichtvoller und anziehender Rapport über den Cours de Géométrie des Hrn. Fréd. Chavannes von Lausanne, welchen dieser, Behufs der Einführung in den Mittelschulen, in der vorigen Sitzung zur Beurtheilung und Approbation vorgelegt hatte. Hierauf veranlasste Hr. de Laharpe durch Vorlesung eines Aufsatzes über *Disciplin* eine lebhafte Discussion, die jedoch in ihren Resultaten für deutsche Schulmänner nichts Neues bietet. Aufrechthaltung der Disciplin hängt hier, wie allerwärts, vorzugsweise von der Persönlichkeit dessen ab, der sie handhaben soll. Da diese sich nicht eben so leicht geben lässt, als Kenntnisse und Fertigkeiten erworben werden, so muss, um verdriesslichen Eventualitäten vorzubeugen oder abzuhelfen, eine feste Gesetzesnorm vorhanden sein, und ausserdem an die Spitze jeder Schule ein kräftiger Disciplinarius als Dirigent gefunden werden. An beiden fehlt es nun wohl auch hier zu Lande nicht. Indess hat unter diesen jungen Republikanern die Handhabung der Disciplin ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten, zuerst weil der kleine Vaudois nicht nur zu geistiger Anstrengung paresseux, sondern auch bei Zeiten raisonneur, letzteres oft bis zur Unverschämtheit ist; zweitens weil der hiesige Lehrerstand noch nicht in der bürgerlichen Gesellschaft diejenige Stellung behauptet, die ihm gebührt, und welche eben so günstig auf die Subordination der Zöglinge reagiren, als sie das Gebell und Gekreisch verletzter Vater- und Mutterzärtlichkeit unwirksam machen würde. — Aus Mangel an Zeit konnte der letzte Gegenstand der Besprechung: 'über die Vorzüge des Classen- oder Fachsystems in den untern Classen — nicht vorgenommen werden. Indessen scheint man auch hier die Vorzüge des ersteren immer mehr einzusehen und anzuerkennen. — *Mickiewicz* hat bereits Lausanne verlassen, um den von Cousin für ihn gegründeten Lehrstuhl der slavischen Literatur in Paris einzunehmen. Die Wiederbesetzung der erledigten Stelle dürfte noch geraume Zeit Anstand haben. Prof. *Zündl* ist nun definitiv zum Prof. der griechischen Literatur ernannt. [G. E. K.]

Weilburg. Zur Feier des dreihundertjährigen Bestehens, welche von dem dasigen Gymnasium im September vor. Jahres begangen worden ist, hat der jetzige Director desselben, Oberschulrath Dr. *Wilh. Metzler*,

unter dem Titel: *Ankündigung der am 16. Sept. 1840 zu haltenden dreihundertjährigen Säcularfeier des herz. Nassauischen Landes-Gymnasiums zu Weilburg* [Weilburg gedr. b. Lanz. 16 S. 4.], eine kurze Einladungsschrift herausgegeben, welche nur kurz erzählt, dass diese Anstalt aus einer 1540 gestifteten lateinischen Schule hervorgegangen ist, welche sich allmälig erweiterte und 1817 zum Landesgymnasium umgeschaffen wurde, wegen des Weiteren aber auf die zu diesem Feste von dem Oberschulrath *Eichhoff* in Höchst herausgegebene Geschichte dieses Gymnasiums und auf die zu derselben Feier erschienene Lebensbeschreibung des Carl Sigonius von dem Oberschulrath Dr. *Krebs* verweist. Daran reiht sich das Festprogramm über die Ordnung der Feier und ein von dem Primaner *Karl Ebhardt* verfasstes griechisches Gedicht nebst deutscher metrischer Uebersetzung desselben. Auffallend ist in dieser Schulschrift, dass der Hr. Director darin einige frühere Schulrectoren, den Nic. Schlosser, Ostertag, Schellenberg, wegen ihrer Verdienste um die Anstalt lobend erwähnt, aber seines unmittelbaren Amtsvorgängers mit keiner Sylbe gedenkt, obgleich *Friedemanns* Name in der pädagogischen Welt sehr hoch geachtet ist, und man glauben sollte, dass er, der kurz vorher abgetretene Leiter derselben, bei dieser Gelegenheit nicht mit Stillschweigen übergangen werden durfte. Ueberhaupt scheint der Verf. mit dem gegenwärtigen Zustande der Anstalt nicht eben zufrieden zu sein; denn er ermahnt nur zum Streben und Hoffen, dass der gegenwärtige Zeitraum der Schule *kein beschattetes Geschichtsgemälde* bilde, und spricht unter Anderem folgende merkwürdige Sätze aus, welche, obschon im Ton allgemeiner Reflexion gehalten, doch unwillkürlich zur Aufsuchung von Nebenbeziehungen verleiten. „Aus Eichhoffs Geschichte wird der Leser die besseren Epochen der Anstalt erkennen und aus vielfachen Beispielen lernen, in welcher Weise solche geistige Blüthen, wie Bildungsanstalten für die Jugend sind, angepflanzt, gepflegt und gezeitigt werden, wie sie insbesondere in dem fruchtbaren Boden der Religiosität und Sittlichkeit wurzeln, und aus ihm ihre besten und edelsten Nahrungssäfte einziehen müssen; und wie daher die gelehrtesten und sonst gebildetsten Lehrer ohne sittlichen Einfluss auf die Anstalt bleiben, ja zum moralischen Verderben derselben selbst beitragen können, wenn nicht mit ihrem Wissen und Forschen eine in aller Weise durch Worte und Handlungen sich bethätigende feste und unerschütterliche Religiosität und Sittlichkeit, ein geläuterter, consequenter, achtbarer, besonders ein unbestechlicher und wahrhaftiger Charakter sich verbindet. — — Lernen wir auch aus der Geschichte unseres Gymnasiums, nach welchen pädagogischen Grundsätzen dasselbe in den Perioden seiner höchsten Blüthe“ [unter Schlosser, Ostertag, Schellenberg] „geleitet und verwaltet worden; wie das schmucklose, wahre, ruhige, herzliche und überzeugende Wort des charakterfesten, religiösen und daher geliebten Lehrers tiefer eindrang und mehr wirkte, als die gefärbte Wahrheit der polternden Gallsucht mit allen vernutzten pädagogischen Hebeln auszurichten vermag; wie da in Lust und Liebe gestrebt, gearbeitet und gewetteifert worden, als unverdrossene, heitere Thätigkeit und geistige Wettkämpfe bei den Zöglingen für höher

und ehrenvoller galten, als die unwürdigen Auswüchse einer entweder zu strengen und harten, oder einer süsslichen, empfindsamen, daher verweichlichenden und entnervenden Disciplin; wie da das schönste Verhältniss zwischen Lehrern und Schülern bestand, als noch keine unberufenen Tadler durch schielende Aeusserungen, oder offene Angriffe auf die Schulgesetze und ihre Vollzieher das Vertrauen der Zöglinge gegen ihre Lehrer unterhöhlten.“ [J.]

Zürich. Auf der dasigen, in der neuesten Zeit durch mancherlei Kämpfe und Streitigkeiten angefochtenen und selbst in ihrer Existenz bedrohten Universität hatten für das letzte Winterhalbjahr (1840—41) 43 Lehrer Vorlesungen angekündigt, nämlich in der philosophischen Facultät die ordentlichen Professoren Dr. *Ed. Bobrik*, Dr. *Theod. Mittler*, Dr. *Ant. Müller* (welcher die Professur der Mathematik am 4. Nov. 1837 mit dem Programm *Novae theoriae functionum symmetrarum specimen* [20 S. gr. 4.] angetreten hat) und Dr. *L. Oken*, die ausserordentlichen Professoren Dr. *J. G. Baiter*, Dr. *Jul. Fröbel* (seit dem 9. Sept. 1837 mit der Schrift *Prodromus monographiae stoechiolithorum et pyritoidarum* [34 S. gr. 8.] als ausserordentlicher Professor der Mineralogie eingetreten), Dr. *O. Herr*, Dr. *J. J. Hottinger*, Dr. *J. C. Löwig*, Dr. *A. Mousson*, Dr. *J. Casp. Orelli*, Dr. *H. Sauppe* und Dr. *R. H. Schinz* und 8 Privatdocenten; in der medicinischen Facultät die ordentlichen Professoren und Drr. *Henle* [s. NJbb. XXX, 419.], *C. Pfeufer* [früher praktischer Arzt und Medicinalassessor in München und seit dem vorigen Jahre an *Schönleins* Stelle zum ordentlichen Professor der Pathologie, Therapie und medicinischen Klinik und zum Director der Cantonalkrankenanstalten berufen], *C. F. von Pommer* [ist seitdem gestorben, siehe NJbb. XXXI, 318.] und *J. C. Spöndli*, die ausserordentl. Proff. Drr. *M. Hodes*, *J. Locher-Balber* und *H. Locher-Zwingli* und 2 Privatdocenten; in der juristischen Facultät die ordentl. Proff. und Drr. *J. C. Bluntschli* (Rathsherr), *Gust. Geib* [seit dem 4. Febr. 1837 mit dem Programm *De confessionis effectu in processu criminali Romanorum observationes aliquot* (34 S. 8.) als Professor des Criminalrechts eingetreten], *F. L. Keller* und *W. Sell*, die ausserordentl. Professoren Dr. *H. Escher* und Dr. *Joh. Bapt. Sartorius* [im Jahr 1837 von Würzburg hierher berufen] und 1 Privatdocent; in der theologischen Facultät die ordentl. Professoren Dr. *Fr. Hitzig* und Dr. *A. Schweizer* [welcher im Sommer vorher vom ausserordentlichen zum ordentlichen Professor ernannt worden war], die ausserordentl. Professoren Licent. *Otto Fridolin Fritzsche* (trat seine Professur im August 1837 mit dem Programm *De nonnullis epistolarum Iohannearum locis difficilioribus comment. I.* [44 S. 8.] an), Dr. *L. Hirzel* [ist vor Kurzem gestorben, s. NJbb. XXXI, 318.] und *Melchior Ulrich* [der seine Professur im October 1837 mit dem Programm *Num Christus in Pauli apostoli scriptis deus appelletur* [32 S. 8.] angetreten hat) und der Privatdocent Pfarrer *J. C. Usteri*. vgl. NJbb. XXIII, 256. In dieselbe theologische Facultät ist bald nachher noch der Pastor *Peter Lange* aus Duisburg als ordentlicher Professor der Dogmatik berufen und demselben von der evangelisch-theologischen Facultät in Bonn

die theologische Doctorwürde ertheilt worden. Vor den beiden *Indices lectionum* für das Sommerhalbjahr 1840 und für den Winter 1840—41 hat der Professor *J. C. Orelli* den Text der Elegieen des Theognis nach den neuesten kritischen Untersuchungen abdrucken lassen und demselben die Varianten der modenesischen Handschrift *A.* und der Aldina vom Jahre 1495, sowie einige Anmerkungen beigegeben [Zürich bei Höhr. 58 S. gr. 4. 12 Gr.]. Vor dem *Index lectionum* des Winterhalbjahres 1839—40 steht ein Abdruck von *Petri Victorii curae tertiae in Ciceronis epistolas ad familiares* aus des Victorius Ausgabe der Ciceronischen Briefe in Florenz 1558. 8. und ein Abdruck von *Martini-Lagunae in Ciceronis epistolas commentarii reliquiae*, wiederholt aus unseren NJbb. Supplementband II. S. 249 ff. u. 362 ff. [Zürich bei Höhr. 65 S. gr. 4. 9 Gr.], und in dem *Index lectionum* für den Sommer 1839 [ebendas. 32 S. gr. 4. 5 Gr.] sind aus der lateinischen Poesie des Mittelalters ein *Carmen de bello in Runcivalle* und *Ioannis de Virgilio et Dantis Alagerii eclogae* mit kurzen Einleitungen und wenigen Anmerkungen abgedruckt. Im *Index lectionum* für das Winterhalbjahr 1838—39 steht unter dem Titel *Historia critica epistolarum Plinii et Traiani usque ad a. MDLII.* [Zürich, Höhr. 45 S. gr. 4. 9 Gr.] ein Abdruck dieser Briefe aus Orelli's Ausgabe der Epistolae mutuae C. Plinii et Traiani Imper. [Zürich 1833] und der vorausgeschickten kritischen Geschichte des Textes und der Ausgaben bis zum Jahr 1502, welche letztere indess in mehreren Stellen berichtigt und ergänzt worden ist. In dem *Index lectionum* für den Sommer 1838 aber [Zürich, Höhr. 53 S. gr. 4. 9 Gr.] hat Hr. Prof. *Orelli* S. 1—33. unter dem Titel *Analecta Horatiana* eine Anzahl Nachträge und Verbesserungen zu seiner grösseren Ausgabe des Horaz herausgegeben, welche sich über eine bedeutende Anzahl Stellen aus den Oden, Epoden und Satiren verbreiten und zum Theil durch Bernhardy's Recension jener Ausgabe hervorgerufen sind, und dann als *Analecta epigraphica* S. 34—46. zu seinem Corpus inscriptionum Latinarum eine Anzahl Emendationen von dem verstorbenen Dr. *Kellermann*, sowie Auszüge aus *Furlanetto's* Schrift: Le antiche lapidi del Museo d'Este illustrate [Padua 1837. 8.] und aus ein paar anderen Schriften bekannt gemacht. [J.]

Zur Nachricht.

Von dem zu unseren Jahrbüchern gehörigen Archiv für Philologie und Pädagogik sind im Laufe dieses Jahres das erste und zweite Heft des siebenten Bandes ausgegeben worden und enthalten folgende Aufsätze:

Das *erste* Heft: Auswahl von den bei der Jubelfeier des Prof. Dr. G. Hermann zu Leipzig erschienenen Festschriften, nämlich die Gratu-

lationsschriften von Dr. *Eckstein* (vom Pädagogium in Halle) und Dir. Dr. *Funkhänel* (vom Gymnasium in Eisleben), und die Festgedichte der Leipziger Universität, der Thomas- und Nicolaischule in Leipzig, der Landesschule Pforte, vom Rector Prof. *Müller* in Torgau, vom Dr. *Graser* in Lübben, und vom Dr. *Haupt* in Zittau. 2) Miscellen aus der Geschichte der alten Astronomie vom Consistorialrath Dr. *Schaubach* in Meiningen, nämlich über eine Stelle in Plutarch de facie in orbe lunae c. 6. und über Hipparch und Ptolemäus und ihr Verhältniss zu einander. 3) Horazische Tableaux und Skizzen vom Subrector Dr. *Monich* in Schwerin, über die sechs ersten Oden des 3. Buches als Odencyclus, über des zweiten Buches Ode 20. 19. 18. 13. 11, 3. 7. 4., zu Od. I, 37. und I, 1, 32.; Aufstellung des Höhepunktes zu den rundgeschlossenen Gedichten des Horaz, Skizzen mit besonderer Beziehung auf Hofmann-Peerlkamp, Wahl der Metra für den Stoff, Zeit der Abfassung. 4) Arcadii de accentibus liber e quo fonte ductus sit. Scripsit *Guil. Paetzold*, candidatus muneris schol. super. Ratiborensis. 5) Noch ein Wort über des Johann Albert Burerius Emendationes Velleianae. Von Dr. *Laurent* zu Hamburg. 6) Oratio, quam ad initia Frederici Guilelmi IV. regis Borussorum d. XVI. Oct. an. MDCCCXL. concelebranda in Gymnasio Frederico-Guilelmiano habuit *Th. Drogan*, praecept. ordin. sup. in Gymnasio Frederico-Guilelmiano Berolinensi. 7) Brief an Hrn. Prof. Fuss zu Lüttich vom Prof. Dr. *Jacob* zu Schulpforte. 8) Ueber das Gymnasialwesen unserer Tage. Von Dr. *Wisseler*, Oberlehrer am Gymnasium zu Wesel. 9) Adnotatiuncula ad Sophoclis Antigonae v. 834—839. ed. Brunck. Scripsit *Reinh. Klotz*.

Das *zweite* Heft: 1) Ueber die Etymologie des Stammes חפז. Vom Prof. *Redslob* zu Leipzig. 2) De pronominibus propter locum, quem obtinent, orthotonumenis. Pars I. Scripsit R. *Skrzeczka*, Gumbinnensis. 3) Miscellen zur Geschichte der alten Astronomie. III. Vom Consistorialrathe Dr. *Schaubach* zu Meiningen. 4) Prisciani codicis Halberstadiensis descriptio, eorumque locorum, quos grammaticus ex aliis scriptoribus citavit comparatio nova, auctore *Guil. Ad. Beg. Hertzberg*, phil. Dr. 5) Lateinische Etymologieen. Vom Candidaten *Cornelius Henning* zu Würzburg. 6) Ueber das deutsche Pronomen. Zweite Lieferung. Pronominal-Adverbien; relatives Pronomen. Vom Oberlehrer *Teipel* zu Coesfeld. 7) Ueber Sophocles' Oedipus Rex v. 8. Von *F. R.* 8) Ueber die deutsche Sprache auf unseren Gymnasien, Real- und höheren Bürgerschulen. Vom Prof. *Joseph Heimbrod* zu Gleiwitz. 9) Proben vergleichender Wortbildung. Vom Gymnasiallehrer *H. Wederer* zu Coesfeld. 10) Probe einer metrischen Uebersetzung der Heroiden des Ovid. Von Dr. *J. Hennig* in Hamburg. 11) Zu Hor. ep. I. 16. Von *G. E. Köhler* zu Vevey. 12) Ueber die Oeconomie der Horazischen Ode Carm. 1. Ode I. Von *Otto Wirz* zu Vevey. 13) Etymologieen aus dem zwanzigsten Jahrhundert. Von *Μισοχαρλαταvος*.

